Heft 4 April 1984 5,- DM C 4143 E

Konkret

Türkenwitze

DEUTSCHER HUMOR

in konkret April 1984

Verlags-Mitteilungen

an Konkret

Der Aufschwung ist da von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Tausend Jahre sind kein Tag von Jan-Phillipp Sendker
In Traunreut wachsen Menschen warzenartige Geschwülste auf der Haut; in Lehn geht ein Kneipenwirt pleite; in Selb verzweifelt ein pensionierter Kommissar. Frühjahr 1984 in drei Ortschaften einer Republik, in der die Allgegenwart einer tausendjährigen Vergangenheit hervortritt. Jan-Phillipp Sendker berichtet von seiner Reise ins Innere des Landes

Kraft durch grüne Freude von Wolfgang Schneider
»Einigkeit und grün und Freiheit« – die Hymne der Ökolibertären

Die Sieger von Beirut von Hans Branscheidt
Für den Westen sind sie »Ajatollahs«, »irre Derwische«, religiöse Fanatiker- Die schiitischen AMAL-Milizen, die im Februar die libanesische Armee zerschlugen und die US-Marines aus dem Land jagten. Hans Branscheidt bereiste im Auftrag der Hilfsorganisation »medico international« zehn Tage lang die Beiruter Gettos, in die westliche Berichterstatter keinen Fuß zu setzen pflegen. Er berichtet, was sie verschweigen

Oberlackmeierei von Sabine Rosenbladt
Je mehr »billiger Atomstrom« produziert wird, desto höher werden die Strompreise. In Hamburg haben sich die »Electricitätswerke« mit dem hemmungslosen Bau von Atomkraftwerken bereits an den Rand der Pleite manövriert. Zum Glück haben die verantwortlichen Politiker und Konzernbosse schon vor Jahren erklärt, für den Schaden persönlich haften zu wollen...

Rette sich wer kann - die Vernunft von Joachim Bruhn
Pazifistische Glaubwürdigkeit, DLRG, kapitalistisches Kreditsystem

Blutlachen von Maria Heinlein
Seit US-Strategen nach der Devise »Thinking the Unthinkable«, das Undenkbare denken, die multiple Vernichtung der Menschheit planen, hat sich auch die US-Satire ein neues Motto zugelegt: »Laughing the Unlaughable« - ein letzter Rat an eine Nation, die sich gerade anschickt, die Unwählbaren zu wählen

Der häßliche DeutscheFrau Imkens Gewerbe von Otto Köhler
Wer sich in Gefahr begibt, vor der Westberliner Strafrichterin Schwarzmann angeklagt zu werden, kommt darin um

Auspresse Freiheit von Rolf Brockmann
Die Ware »Marianne Bachmeier« ist endverwertet, Die wahre Marianne Bachmeier sitzt in der Justizvollzugsanstalt Hildesheim zweieinhalb Jahre Reststrafe ab. Rolf Brockmann, Freund der Gefangenen, beschreibt den »Fall Bachmeier« als den öffentlichen Selbstmord des Prinzips »Pressefreiheit«

Sanfte Ohnmacht von Sabine Rosenbladt
oder Sie wollen ihren guten alten Kaiser Wilhelm wiederhaben

Geschichte, die keiner kennen soll von Norbert Kandel

An jedem Volkstrauertag wird uns erzählt, wie viele deutsche Kriegsgefangene in Sibirien umgekommen sind. Daß und wie drei Millionen gefangene Sowjetsoldaten in deutschen Lagern umgebracht wurden oder verhungert sind, berichtet Norbert Kandel

Comandante 00 von Diedrich Diederichsen
Denn nur wo Walesa draufsteht, ist auch Savimbi drin

Konkret-ExtraViel Spaß - wenig Gas. Die Fahrt der Automobil-Industrie in die Krise von Winfried Wolf
»Ich will Spaß, ich geh Gas« heißt die neue Welle für die Autobranche, aber die Freude ist geteilt. Trotz des guten Geschäftsjahres 1983 müssen mehr Beschäftigte denn je um ihren Arbeitsplatz fürchten: In der Autoindustrie wird es weltweit zu Krisen und Massenentlassungen kommen, wie heute in der Stahl-, der Schiffbau- und der Bergbau-Industrie. Nur daß die Bedeutung der Autobranche für die Wirtschaft der Industriestaaten sehr viel größer ist als die der heutigen Problembranchen

Konkret-ExtraViel Gas, wenig Spaß
4 ARBEITER = 1 ROBBI

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer
»Deutsche jüdische Soldaten 1914 bis 1945« heißt eine Ausstellung, die von der Bundeswehr in München veranstaltet wird, und zu der Dr. Snopkowski vom Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern einleitende Worte sprach. In der Rolle des Studienrats Dr. Hänger versuchte Horst Tomayer am Telefon zu erfragen, wer sich das absurde Motto ausgedacht hat

Wer hier lacht, macht Verdacht, daß es aus Gründe lacht von Karl Kessler
Wegweisungen, Holzwege, Irrwege, Fallgruben (und bloß keine Marschrichtungen) zu einem unheimlichen Thema: Deutscher Humor. Hier: Türkenwitze

Kulturelle Identität, defensiver Rassismus von Wolfgang Pohrt

Bob Dylan von Günter Amendt, Uwe Heidorn
Über des Sängers neuen Glauben

Reisefieberzäpfchen von Horst Tomayer
Erst wollten alle reisen, dann wollten einige anders reisen, jetzt reisen alle anderen anders. Horst Tomayer hat auf der »Internationalen Tourismus-Börse« die alternativen Reiseunternehmen besucht. Er bleibt zu Haus

Zwischen den Jahrestagen von Eike Geisel
1987 ist in Berlin eine 750-Jahr-Feier fällig, die Planungen dafür laufen in beiden Teilen der Stadt wie geölt. Spötter meinen, die 750-Jahr-Feier der Gründung Berlins sei eigentlich eher die 50-Jahr-Feier einer 700-Jahr-Feier, jener, die 1937 stattfand. Eine andere 50-Jahr-Feier liegt gerade hinter uns. Eike Geisel hat die Atempause genutzt, um sich ein paar Gedanken über die Ballsaison zu machen, mit der das Jahrhundert offenbar ausklingen soll

Nullsummenspiel von Franz Josef Degenhardt
Über Anti-Amerikanismus

Plattentips von Sabine Bredy

Notizen

Kino im AprilErotische Hetzpartie von Elisabeth Plessen

Visconti, Losey, Brook hatten abgelehnt. Volker Schlöndorff »konnte einfach nicht nein sagen«. Er hat den Roman-Teil »Eine Liebe von Swann« auf ein paar Episoden zurückgestutzt und Proust-Liebhaber gründlich verwirrt

Kino im AprilOrdentliche Polizeiarbeit von Mike Schwarz

Vor 13 Jahren spielte Clint Eastwood zum ersten Mal das Schieß- und Prügel-Idol Dirty Harry. Jetzt führt er auch noch selber Regie. Mit ihm ist auch sein Publikum in die Jahre gekommen.

Kino im AprilWer tötete Karen Silkwood? von Olaf D. Marx

Sieben Jahre recherchierten Reporter den Fall der Arbeiterin Karen Silkwood, die den schlampigen Umgang mit Plutonium im US-Konzern Kerr-McGee aufdecken wollte und dabei auf mysteriöse Weise ums Leben kam. Mike Nichols Film ist dennoch kein öder Politthriller geworden

Schizopraxie von Günther Anders, Wolfgang Pohrt

Aus den Tagebüchern von Günther Anders

Bücher: Nachwuchsförderung von Christel Dormagen

Gisela Elsner: Die Zähmung. Roman. Rowohlt 1984. 250 S., 28 Mark

Konkret-Anfrage von Wolfgang Pohrt

Bücher: Räumung hautnah von Matthias Altenburg

Bücher: Feminismus am Ende von Soma Wolff

Annie Le Brun: Lâchez tout - Laßt alles fahren, 180 Seiten. 22 Mark, Edition Tiamat Berlin

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 04/84, S. 3

Verlags-Mitteilungen

1 . Vertrauen ist gut. KONKRET ist besser.

2. So häufig wie in den letzten Wochen wurde KONKRET noch nicht vom Amts wegen Wirksamkeit attestiert. Was die Redaktion nie zu hoffen wagte, ist zur gesicherten Erkenntnis geworden: KONKRET gefährdet die Sicherheit und Ordnung bundesdeutscher Gefängnisse. In der bayerischen Haftanstalt Straubing, im niedersächsischen Gefängnis von Celle, in Stammheim und anderswo wurden Gefangenen die KONKRET-Ausgaben Januar und Februar 84 nur staatsanwaltschaftlich gefleddert oder gar nicht zugestellt. In den Fällen Brigitte Mohnhaupt und Peter-Jürgen Boock entschied das OLG Stuttgart auf Antrag des Generalbundesanwalts Kurt Rebmann fast gleichlautend: »Auf den bezeichneten Seiten der Zeitschrift KONKRET werden Ermittlungs- und Strafverfahren sowie Haftbedingungen von sog. 'politischen Gefangenen' in gröblich verzerrender Weise darstellt. Dieser Lesestoff könnte die Angeklagte verhetzen und aufwiegeln. Bei seiner Weiterleitung wäre eine Gefährdung der Anstaltsordnung zu befürchten.« Ach, wärs nur so. Bis dahin nehmen sie halt unseren guten Willen für die Tat.

3. Neues von der Preisfront: Der Tarif für eine Beleidigung der Zeitschrift KONKRET liegt jetzt bei 2.000 Mark. Gegen Bezahlung dieser Buße hat die Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht München 1 das Ermittlungsverfahren gegen den CSU-Pressesprecher Rosenberg wegen Beleidigung der KONKRET-Redaktion eingestellt.

4. Die »Frankfurter Allgemeine« hat am 5. März auf Seite 3 eine erstklassige Exklusivmeldung:

Mutlangen, 4. März. Der Anruf kam angeblich aus der DDR. Auf sächsisch sagte der Gesprächspartner etwa dies.- » Tag, Herr Kollege. Ich bin der Bürgermeister von X bei Dresden. Sie haben doch in Mutlangen diese amerikanischen Raketen. Ja und bei uns sollen jetzt russische aufgestellt werden. Könnten wir da nicht Freundschaft schließen ?« - »Das ist ja ganz schön, aber das kann man doch nicht am Telefon beschließen«. Wissen Sie was, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich lade Sie ein, zusammen mit Ihrer Frau. Sie sind herzlich willkommen.« - Bürgermeister Hartmann von Mutlangen, ein schwäbisches Schlitzohr, seit 30 Jahren im Amt und mit allen kommunalpolitischen Wassern gewaschen...

Statt die Schlitzohren mit allen Wassern zu waschen, hätten Hartman und sein Meldegänger von der »FAZ« sich die Augen reiben und KONKRET lesen sollen, wo Horst Tomayer als »Bürchermeisder Schdriese aus Oelsnitz im Voochdland« ein »Deutsches Gespräch« mit seinem Kollegen Hartmann geführt hatte (l/84, Seite 56). Aber was tut man nicht alles für eine exklusive Meldung.

3. Von Wolfgang Pohrt, verantwortlich für den Kulturteil von KONKRET von März bis Juni 1984, erscheinen in diesen Tagen im Verlag Klaus Bittermann (Berlin) zwei neue Bücher: »Kreisverkehr, Wendepunkt - über die Wechseljahre der Nation und die Linke im Widerstreit der Gefühle« und »Der Geheimagent der Unzufriedenheit. Balzac - Rückblick auf die Moderne«.

6. Wolfgang Pohrts Aufruf für eine Amnestie-Kampagne zugunsten der Gefangenen aus der ehemaligen RAF (KONKRET 2/84) zeigt Wirkung. Wolf-Dieter Narr und Klaus Vack vom »Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.« schreiben: »Wir folgen den Argumenten von Wolfgang Pohrt nur zum Teil. Teilweise halten wir seine Begründung für falsch, in jedem Fall für sehr unzureichend. Dennoch erscheint uns sein Vorschlag richtig. Ja, er war überfällig. Auch wir sehen uns durch Pohrts Aufruf herausgefordert und werden bald ein ausführlich begründetes Konzept für eine Amnestie-Kampagne öffentlich vorschlagen.«

Konkret 04/84, S. 5

an Konkret

Schuldgefühle

KONKRET 3/84: »Nullpunkt, Neubeginn« Wolfgang Pohrt über Anti-Amerikanismus

Anti-Amerikanismus kann sehr befreiend wirken, vor allem wenn er eingesetzt wird, um die eigenen Schuldgefühle zu verdrängen. Das wäre vielleicht eine Erklärung dafür, warum gerade in Westeuropa und Kanada ein so starker Anti-Amerikanismus anzutreffen ist, statt in der 3. Welt oder den sozialistischen Ländern, wo man ihn eigentlich erwarten könnte. Es ist leichter, Lamapullover tragend Nicaragua-Kaffee zu trinken als im eigenen Hinterhof zu kehren. Die Bürde des weißen Mannes läßt sich nicht durch Gartenlaube-Internationalismus und Mac-Donaldfeindlichkeit abladen. Wolfgang Pohrt berührt eine wunde Stelle. Was gebraucht wird, ist ein echter Anti-Amerikanismus. Die US-Friedensbewegung ist immer noch anti-amerikanischer als die deutsche.

GENE R. SENSENIG

SALZBURG

Inhaltlich ist keine einzige klare Aussage herauszufiltern. Bezeichnend ist der noch nicht mal in der Überschrift erkenntliche wüste Angriff auf die Frauenbewegung. Mit unverbrämten Verleumdungen, wie der Behauptung, daß wir uns die Dummheit als Tugend öffentlich aufs Banner heften und sie pflegen, statt als uralte Unterstellung zu entlarven und allgemein zu bekämpfen, kotzt Pohrt seinen Frust über die Feministinnen aus. Offensichtlich aus Angst vor der Frauenbewegung, die von ihm selbst verlangt, sich zu emanzipieren.

GISELA SEPPLER

BERLIN

Antiamerikanismus als eine Erscheinung des Amerikanismus darzustellen, der wiederum auf einer masochistischen Massenpsychose basiert, ist schon ein dialektisches Kunststück, das Wolfgang Pohrt da vollbracht hat. Kann die Analyse der Frauenbewegung noch als recht gute Satire verstanden werden - als ernsthafte Analyse wäre sie zu undifferenziert -, so ist spätestens der Vergleich mit dem deutschen (Anti-)Amerika nismus nicht mehr als ein Schuß in den Ofen. Gremliza hat das in seinem »Stars an Strippen« (KONKRET 12/83) sehr gut dargestellt und gegliedert: »Amerikanismus ist (1.,2., 3.,...) nämlich letztendlich Erscheinung ein und derselben Sache: keiner Massenpsychose, die im deutschen Volk immer irgendwo latent herumgeistern soll, sondern die Folge gezielter Bewußtseinspervertierung (Antikommunismus, Coca-Cola und MacDonald-Kultur, Geschichtsfälschung etc.pp.). Antiamerikanismus stelle ich mir anders vor.

ANDREA SCHÖN

HEIDELBERG

Gesundgeschrumpft

KONKRET 3/84: »Die letzten beißt die Kälte« - Jan-Philipp Sendker über den Widerstand in Mutlangen

Hallo Friedensbewegung, was macht ihr denn jetzt? Ist das die Gesundschrumpfung auf den konsequenten Kern oder schon Agonie? Aber warum denn? Ihr habt euch die ganze Zeit mit eurer Wehrlosigkeit gebrüstet, jetzt, da sie sich bewiesen hat, zu resignieren, ist unverständlich. Das war doch nicht die letzte Nachrüstung. Überm großen Teich wartet schon der MX-Knüppel. Also weitermachen!

D. WEBER

ENNEPETAL

Daß in Mutlangen nur noch wenige blockieren, zeigt auch die Begrenztheit dieser Kampfform. Wir müssen uns eben darauf einrichten, daß die Beseitigung der Ausbeutung hier und in den unterentwickelt gehaltenen Ländern der Anstrengung mehrerer Generationen bedarf; unsere Gegenseite ist hervorragend organisiert (BDA, BDI, Bilderberg-Gesellschaft usw.), und wir selbst leider noch nicht.

HARTMUT REGITZ

ILLINGEN

Gut, daß in KONKRET mal wieder über Mutlangen berichtet wurde. Es ist deprimierend, weil es so wenige sind. Ich habe den Eindruck, der Besatzungszustand wird immer offensichtlicher. Sobald du zu nah an den NATO-Zaun gehst, stößt du an ein Maschinengewehr der amerikanischen Soldaten. Je gefährlicher die Waffen werden, umso mehr nähern wir uns dem Überwachungsstaat.

MONIKA IMHOFF

STUTTGART

Daneben getroffen

KONKRET 3/84: »Unheimlich betroffen: Heimlich unbetroffen« - Hermann L. Gremliza über die linke Wehleidigkeit

Ich fand den Ansatz des Artikels sehr richtig und den Schreibstil zwischen Humor und Trauer treffend: »Es gibt keine Überproduktion und Obstschwemme, sondern keine Bewässerungsrohre und viele Millionen Hungertote.« Allerdings fehlt es mir an wohldurchdachter Perspektive, wenn nun nicht mehr allein für den Konsum der kaputten Industriegesellschaft auf »Deuwel komm raus« produziert, zerstört und ausgebeutet wird, sondern um die Dritte Welt ebenfalls mit unseren Konsumgütern zuzuscheißen.

UWE NEEB

KÖLN

Die Kritik der neudeutschen Wehleidigkeit mag noch hingehen. Ebenso die Kritik einer Borniertheit und Engstirnigkeit, die den Zusammenhang zwischen weltweiter Auseinandersetzung und Klassenkampf im eigenen Land ignoriert. Aber dann stellt Gremliza diesen Zusammenhang auf höchst neuartige Weise her: »Das bundesdeutsche Kapital holt sich anderswo, was ihm hier abgetrotzt wird.« Originell die Einschätzung des bundesdeutschen (und sonstigen) Kapitals: Es hat die Möglichkeit, aus der 3, Welt mehr als gegenwärtig herauszupressen, und verzichtet (aus Menschlichkeit?!) darauf. Wenn aber der bundesdeutsche Proletarier aufmuckt und die Profite schmälert, dann muß, wird (und vor allem: kann) das Kapital in der 3. Welt stärker hinlangen.

FRITZ DITTMAR

HAMBURG

Deutsche Geschichte

KONKRET 3/84: »Bundesreichswehrmacht« und »Der Minister und sein General« - Otto Köhler und Günter Amendt über Wörners Offiziere

Das der CDU sehr nahestehende Deutschland-Magazin, herausgegeben von Kurt Ziesel - bekannt durch seine NS-Vergangenheit und als Begleiter von Kanzler-Reisen -, schreibt in der Ausgabe 1/84, daß der Widerstand gegen die westdeutsche Wiederaufrüstung in den fünfziger Jahren verfassungswidrig gewesen sei.

Das Grundgesetz verbot aber bis zur Änderung (diese war nur mit Hilfe der SPD möglich, die im übrigen vor der Bevölkerung aber als Wehrpflicht- und Aufrüstungsgegner auftrat) ausdrücklich den Kriegsdienst für jeden Bundesbürger. Im Gegensatz zur Feststellung des Deutschland-Magazins mußte die Verfassung also gebrochen werden, als die Aufrüstung von Adenauer und den anderen rüstungsinteressierten Kräften mit Billigung der Westmächte - zunächst insgeheim und später offen - vorbereitet und durchgeführt wurde.

Geschichtsfälschung schon nach 30 Jahren läßt sich heute gut verkaufen.

ALFONS KAUFMANN

CASTROP-RAUXEL

Wie geht man damit um, reagiert man darauf, setzt man sich zur Wehr - als Schwuler?

Am besten wohl gar nicht, folgt man Amendts Argumentation, lauert doch die Gefahr - hier: Rosa Listen, jugendliche Aggressivität gegenüber Homosexuellen, schlagende Neonazis - allerorten. Und müssen sich nicht gerade jene, die einst unter dem Signum 'Schwulenbewegung' angetreten sind, auch den hier genannten Gefahren entgegenwirken, den Vorwurf gefallen lassen, selbst Schuld mitzutragen an der erneuten Mobilmachung gegen Schwule?

Mit dem perfiden Hinweis auf den gewöhnlichen Homosexuellen pfeift Amendt all jene zurück, die schon lange entschlossen sind, ihr schwules Leben selbst in die Hand zu nehmen. Statt Ermutigung Resignation, statt Aufruhr Friedfertigkeit: mit diesem Fazit einer genaueren Betrachtung der Kießling/ Wörner-Affäre und deren Folgen festigt sich die Vermutung, daß zu den ärgsten Feinden der Schwulen all jene Homosexuelle gehören, die nicht homosexuell sein wollen. Die vielzitierte Affäre zeigt dies, und auch wieder dieser Artikel.

ELMAR KRAUSHAAR

IPPINGHAUSEN

Fähigkeiten überschätzt

KONKRET 3/84: »Juntos Venceremos« und »Linkische Linke« - Sabine Rosenbladt und Karl-Heinz Hansen über bundesdeutsche Arbeitsbrigaden in Nicaragua

Als wir die Brigade in Managua am Flughafen empfingen, ahnten wir noch nicht, daß die sie begleitende Presse uns mehr Schwierigkeiten machen würde als die Brigadisten, die wir in ihrer Lernfähigkeit eher unterschätzt hatten. Ich hatte Gelegenheit, die »Spiegel«-Reporterin Marie-Louise Janssen-Jurreit bei der Arbeit zu erleben, da ich (anderthalb Jahre lang Universitätslehrer in Nicaragua und Mitorganisator der Aktion) die Münsteraner Brigade auf der Finca La Lima betreute. Würde man den Frau Janssen-Jurreit eigenen journalistischen Stil anwenden, könnte man sie selbst wie folgt charakterisieren: Marie-Louise, »Spiegel«-Autorin in der Midlife Crisis, doppelbelastet durch den Auftrag, nach Sensationen zu suchen und an der Arbeitsbrigade teilzunehmen, hatte ihre Fähigkeiten um einiges überschätzt. Als einzige von allen brauchte sie ständig Hilfsträger für ihr umfangreiches Gepäck. Schon am ersten Arbeitstag (ihrem letzten) wollte sie sich Pflückkorb und leeren Sack nachtragen lassen, am nächsten Tag meldete sie sich krank und reiste ohne Abschied von dannen. Vorher hatte die so antimilitaristisch schreibende, jedoch ständig im US-Kampfdress (aus dem Vietnamkrieg, wie sie uns stolz erzählte) herumlaufende Journalistin mit der Kamera vor dem Gesicht die Brigadisten aufgefordert, doch ordentlich militärisch aufzutreten: »Wenn ihr hier die Wache mit der Waffe macht, werde ich euch sofort fotografieren, ich brauche diese Sensation!« Als das nichts fruchtete, beklagte sie sich mit weinerlicher Stimme: »Verderbt mir doch nicht den Spaß! « In Managua ließ sie sich, anstatt das Informationsangebot des Innenministeriums anzunehmen (»Das kenne ich alles schon!«), vor der Abreise noch schnell von der rechtsbürgerlichen »La Prensa« eine Liste der zensierten Artikel, vom selbsternannten Menschenrechtsverein eine Zusammenstellung der sandinistischen Greueltaten überreichen und entschwand nach Hause, um ihre »Enthüllungen« über uns und die Sandinisten zu veröffentlichen.

KLAUS HESS

WUPPERTAL

Karl-Heinz Hansen findet, sie hätten besser zu Hause bleiben und mit »überlegten Aktionen... diesen betonierten Staat... verändern« sollen, statt ihre »ungetanen Taten« zu »kompensieren«. Nun kommen viele dieser Leute aus der Anti-AKW- oder Friedensbewegung. Also, was hätten sie noch tun sollen? Mit der Knarre in der Hand hier rumrennen? Hansen wäre sicherlich der erste, der sich davon lauthals distanzieren würde. Aber nein, dieser Parlamentsmensch hat natürlich gar nichts Konkretes vorzuschlagen.

PETER ROBERT

HAMBURG

Ich bin 74 Jahre alt und kann keine Kaffeebohnen mehr pflücken. Trotzdem sage ich schüchtern »Juntos Venceremos« und Dank für den Artikel. Ich war sehr ärgerlich über den Bericht der »Spiegel«-Reporterin. Um so etwas Läppisches zu schreiben, fährt man also nach Nicaragua.

LILI WALTHER

ÜBERLINGEN

Konkret 04/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Der Aufschwung ist da

Diese rührenden Sozialdemokraten! Daß Krisen den Prozeß der Kapitalverwertung begleiten, daß ihr Beginn vorhersehbar und ihre Wirkungen zu beklagen sind - soweit gehen sie ja noch mit. Aber daß sie auch wieder zu Ende gehen, wollen sie ums Verrecken nicht wahrhaben. Seit Monaten stehen sie im Bundestag herum, tränenblind, und rufen: Der Aufschwung kommt nicht. Besonders grämen sich die, denen die Gesetzmäßigkeit zyklisch auftretender Krisen zwar irgendwie bekannt, aber auch irgendwie lästig ist. Man will doch daran glauben dürfen, daß das Wichtigste von uns entschieden werden kann.

Für sie alle langsam und deutlich (zum Mitschreiben): Die Krise ist vorbei - und zwar, da sie dank multinationaler Verflechtung diesmal in allen großen kapitalistischen Staaten gleichzeitig aufgetreten war: halbwelt-weit. Die Arbeitslosenzahlen gehen zurück oder steigen viel langsamer als zuvor, das Sozialprodukt nimmt wieder zu oder sinkt weniger schnell, in der Bundesrepublik, in England, in den USA und demnächst auch in Frankreich.

Es war nicht die erste Krise und es wird nicht die letzte gewesen sein, es war deshalb nicht mehr die leichteste und noch nicht die schwerste, aber es war schon eine von den besseren. In der Bundesrepublik kostete ihre Überwindung die Arbeiter, die einfachen Angestellten und die Rentner zehn bis fünfzehn Prozent ihres Einkommens. Eine Million Menschen, die ihren Arbeitsplatz verloren, wurden um fünfunddreißig Prozent ihres Haushaltsgeldes enteignet. In den USA und in Großbritannien wurde es noch teurer. Nun aber kann es aufwärts gehen, in der BRD beispielsweise bis zu einer Arbeitslosenzahl von *nur* zwei Millionen. Das ist sozusagen der Gilb der Krise, den auch ein Aufschwung mit drei Weißmachern nicht mehr rauskriegt. Soviel zur Ökonomie.

Die politischen Kosten der Krise waren erheblich. In allen Staaten des kapitalistischen Lagers machte die Rechte Gewinn, die Linke Verlust. Demokratische Rechte wurden durch neue Gesetze oder durch weitere Politisierung der Justiz geschmälert, die staatlichen Gewaltapparate Polizei und Militär wurden aufgerüstet, rassistische Stimmungen und faschistische Gruppierungen breiteten sich aus. Die USA vertrauten das Krisenmanagement einem Mann an, der »Mein Kampf« nur darum nicht schätzen kann, weil er so komplizierte Bücher nicht versteht. Die englische Krisen-Lady eröffnete einen heißen Kolonial- und einen kalten Bürgerkrieg, die beide auch rassistische Züge trugen. (Sage keiner, weder in Großbritannien noch in der Bundesrepublik, das müsse man doch als Reaktion auf die große Zahl von Ausländern verstehen - ohne die Anwesenheit einer störend großen Zahl von anders Sprechenden oder Aussehenden hat es noch nirgendwo Rassismus gegeben.) In Frankreich verbündet sich die bürgerliche Partei zum ersten Mal nach dem Krieg mit einer faschistischen, der »linke« Präsident kämpft um neokoloniale Einflußsphären in Afrika und Lateinamerika, die sozialistisch geführte Regierung demoliert die Gewerkschaften.

Und in der Bundesrepublik (einschließlich ihres besonderen Gebildes Westberlin)? Hier durfte sich die »Ausländerfeindlichkeit« unter Patronage der christlich-demokratischen Regierungen zur Pogromstimmung auswachsen, zum Protest dagegen fanden zur Aktionswoche selbst in den größten Städten nur ein paar hundert Leute zusammen. Der Innensenator, in dessen Abschiebe-Gefängnis sechs Asylsuchende verbrannten, konnte ungestraft die Meinung kundtun, daß man Ausländer schon am »Geruch« erkenne - sein politisch dafür verantwortlicher Regierungschef, der scheinheilige Weizsäcker, wird demnächst auch mit den Stimmen der Sozialdemokraten zum Bundespräsidenten gewählt.

Justizverwaltung und Rechtsprechung wurden in der Krise dem staatlichen Gewaltapparat endgültig eingegliedert. Das Westberliner Kammergericht ist nicht mehr von jenem Reichsgericht zu unterscheiden, das Carl von Ossietzky - vor 1933 - ins Gefängnis schickte. Und der li*berale* Justizminister Engelhard will eine Bestrafung von Leuten herbeiführen, die das Bundesverfassungsgericht vergeblich anrufen. (Er nennt das: »Unterliegensgebühr«. Nett.)

Teuerster Posten in der Kostenrechnung der Krise war jedoch die Schwächung demokratischen Widerstands. Am Beispiel der Friedensbewegung wurde vorgeführt, daß der politische Wille von Millionen einen Dreck wert ist, wie man die Massen mit sanfter Gewalt auseinandertreibt und ihre parlamentarischen Sprecher kleinkriegt. Die Sozialdemokraten wurden auf den Weg nach Godesberg zurückgeschickt, die Grünen streiten sich noch, in welche Richtungen sie auseinanderlaufen sollen. Da muß Helmut Kohl immer beliebter werden - wenn im Zweiten das Sozialmagazin und im Dritten Not am Deich aus der Serie »Bäuerliche Strukturen« laufen, kommt man an der Peter Alexander-Show im Ersten nicht mehr vorbei.

Aber es war ja, wie gesagt, nicht die letzte Krise, die der Verwertungsprozeß des Kapitals durchzumachen hatte. Ende des Jahrzehnts, so um 1988/89, wird sich wieder so viel Kapital angesammelt haben, daß seine Investition keinen lohnenden Profit mehr erwarten läßt. Dann muß wieder Kapital vernichtet werden, und dafür gab es bisher immer nur zwei Methoden: die Krise, in der mittlere und kleine Kapitale (durch Konkurse, Fabrikstillegungen, Enteignung von Lohnabhängigen) liquidiert werden, und den Krieg.

Die in jedem Sinne perfekte Lösung des Problems hatte der Zweite Weltkrieg geboten. Am Ende der bis dahin schwersten Krise war einer der großen kapitalistischen Staaten in den Faschismus umgekippt, in dessen verdienstvoller Niederschlagung die anderen ihre überflüssigen Kapitale vernichten und damit zugleich ideale Voraussetzungen sowohl für einen neuen Boom wie für die Aufrechterhaltung ihres demokratischen Systems schaffen konnten.

Die Erinnerung an die segensreiche Wirkung dieses Gemetzels, dessen Opfer zudem vor allem die Bürger der Sowjetunion geworden waren, ist noch wach. Das hilft erklären, warum die Strategen des US-Kapitals auch im Zeitalter atomarer Massenvernichtungswaffen nicht von Überlegungen lassen wollen, wie der Krieg doch noch einmal zu einem Mittel des ökonomischen Krisenmanagements gemacht werden könnte. Es liegt in der Natur der Sache, nämlich der Geografie, daß sich die westeuropäischen Kapitalverwalter solchen Erwägungen nur sehr zögerlich nähern - nicht jeder hat schon sein Häuschen auf Long Island, und wer weiß, ob man da noch rechtzeitig hinkommt. Was aber, wenn der Krieg, der auf Europa begrenzte, nicht möglich wird, weil die andere Seite nicht mitspielt und die Heimatfront nicht herausgehalten werden kann? Dann kommt die nächste Krise, mit doppelt so vielen Arbeitslosen wie beim letzten Mal. Wer nur die Kosten, vor allem die politischen, der letzten Krise auf die nächste hochrechnet, muß annehmen, daß das System »bürgerliche Demokratie« kaum überleben wird. Wenn dann der Aufschwung kommt, kann Heinrich Lummer (oder ein anderer exemplarischer Fall) Bundespräsident sein (wenn das dann noch so heißt). Und auf vierzehn neuen Fernsehprogrammen läuft: »Ausländer raus - Dalli Dalli«.

Konkret 04/84, S. 10

Nachrichten

Güterverkehr Abwägung

Originalton eines » Tagesschau«-Interviews mit dem bayerischen Innenminister Karl Hillermeier (CSU) über die Rechtslage bei Blockaden von Raketenbasen und Grenzübergängen

Frage: Wo sehen Sie denn den Unterschied zwischen den Blockierern der Kasernenzufahrten und den Lastwagenfahrern auf der Inntalautobahn?

Hillermeier: Da seh ich einen ganz bedeutenden Unterschied, denn dort ging es nur darum, bei der Abwägung nun festzustellen, ist ... sind das strafbare Handlungen. Es war aber mit keinen anderen Rechtsgütern abzuwägen, mit dem, was ich eben schon dargestellt habe, nämlich den Verkehr nicht vollkommen zum Erliegen kommen zu lassen, eben unter Berücksichtigung der vielen Umstände, die doch hier sehr nahelagen, die immerhin einer Gefahr ausgesetzt waren, ich hab also Leben, Gesundheit und dergleichen schon erwähnt.

Frage: Liegt es vielleicht nicht auch ein bißchen daran, daß man eben einen Demonstranten leichter wegräumen kann - sagen wir mal so - als einen vierzig Tonnen schweren Lastwagen?

Hillermeier: Natürlich spielen die Umstände, daß man wenige Demonstranten im Bereich der polizeilichen Möglichkeiten, hm, daß man hier anders vorgehen kann wie mit achthundert oder tausend Lastwagen, natürlich spielt das auch eine Rolle, denn wenn man nur diesen Vorgang einmal hernimmt, in Österreich zu, bei uns auf der Autobahn zu, mit so einem 20-Kilometer-Stau, rein vom tatsächlichen Ablauf her, von den Möglichkeiten polizeilichen Einschreitens, waren hier, wenn man an das Räumen selbstverständlich denkt, Grenzen gesetzt.

In einer Erklärung hat die »Gruppe Öffentlichkeitsarbeit Osterblockade 83« darauf hingewiesen, daß auch Ministerpräsident Strauß für die Blockade der Lastwagenfahrer öffentlich Verständnis bekundete; die Teilnehmer der symbolischen Blockade der US-Kaserne Wiley Barracks in Neu-Ulm Ostern 83 hätten dagegen Strafbefehle bis zu 2.800 Mark wegen Nötigung erhalten.

Re-Education

Auf dem »Weltwirtschaftsgipfel« 1982 in Versailles forderte Ronald Reagan eine Intensivierung des Schüleraustausches zwischen den USA und den restlichen »freien Ländern.« Keine Regierung hat darauf so schnell und gründlich reagiert wie die bundesdeutsche. Die Ausgaben für den Schüler- und Studentenaustausch mit den USA wurden 1983 gleich verdoppelt, während Schülern in der Bundesrepublik die Zuschüsse zu den täglichen Fahrtkosten Mark für Mark gekürzt werden. Die finanziellen Mittel und die Koordination besorgt auf amerikanischer Seite die United States Information Agency, (USIA), eine Neugründung der Reagan-Regierung. Direktor ist der kalifornische Immobilienspekulant und Multimillionär Charles Z. Wick, ein enger Vertrauter Reagans. Wick in einem Interview mit der »New York Times« über die Arbeit seiner Organisation: »Die USA arbeiten mit anderen staatlichen Dienststellen wie dem Außenministerium, dem Pentagon und CIA zusammen, um nachzuweisen, daß die Demonstrationen gegen die Stationierung von US-Raketen in Europa von Kommunisten inspiriert sind.«

Elend - wie breit darf es sein?

Von Norbert Blüm:

Sechs Millionen Mitbürger leben von einem monatlichen Nettoeinkommen, das unter den Sozialhilfesätzen liegt. Wie breit muß eigentlich Armut sein, um als »verbreitetes Elend« anerkannt zu werden? Im Jargon des Fortschritts finden die Armen bestenfalls als Randgruppe Erwähnung. Der Verdrängungsmechanismus funktioniert. Die Ignoranz war schon immer der zuverlässigste Garant saturierter Arroganz.

Wenn die »Grenzen des Sozialstaats« zurückverlegt werden, sind es die Armen, die ins Niemandsland geraten. Rentenniveausenkung, Selbstbeteiligung und ähnlich akademisch unschuldige Vorschläge verbreitern das Elend. Die Armen sind die letzten, die von den Segnungen des Sozialstaates, und die ersten, die von seinem Abbau erreicht werden. Sozialstaat? Ob erste oder letzte, fürs Management der Polittaktiker spielen die Armen nur eine untergeordnete Rolle.

Veröffentlicht in KONKRET, Januar 1976.

So breit darf Elend sein

Die Regierung Kohl Genscher (Arbeitsminister: Norbert Blüm) ist verantwortlich für:

· Leistungskürzungen in der Arbeitsförderung

· Einschränkung der Zugangsvoraussetzung zur Berufs- und Erwerbsunfähigkeitsrente

· Streichung der Kinderzuschüsse zu den Renten

· Kürzung des Mutterschaftsurlaubsgeldes

· Minderung der Rentenanwartschaften für Behinderte in Werkstätten

· Eingriffe in das Sozialhilferecht.

Durch die Verschärfung der Voraussetzungen für Arbeitslosengeld und die Kürzung der Arbeitslosenhilfe sparte die Bundesregierung 1983 insgesamt 2,3 Milliarden Mark. Derzeit beziehen nur noch 45 Prozent der Arbeitslosen Arbeitslosengeld, 27 Prozent Arbeitslosenhilfe und 31 Prozent haben keinen Anspruch auf Leistungen der Bundesanstalt für Arbeit.

RADIKALAUER

Von Winfried Thomsen

Amerika den Amerikanern.

Grenada den Grenadieren

Der Stadtdirektor von Burgdorf kennt nur eine Stellung, aber dieser Orwell: 1.984!

Ausländer dürfen nicht aus deutschen Fenstern springen.

Die nächsten 1.000 Jahre dauern 12 Minuten, inclusive Vorwarnzeit.

Wörner sagt, er habe fünf bis sechsmal am Tag Gelegenheit, Fehler zu machen. Und er läßt keine aus.

Zeitungsüberschrift: »Kohl bei Mitterrand«. Die französische Küche hat doch sehr nachgelassen. .

Schämt sich die SPD, wenn sie 'mal rot wird? Nein, das ist 'ne Allergie.

Mischnick sieht wachsende Sympathie für Lambsdorff. Und Eintracht Frankfurt wird Meister.

Dicke Fische

Irlands Fischer haben es satt, immerzu britische oder amerikanische U-Boote zu fangen, und haben deshalb die Regierung in Dublin um Beistand gebeten. Nach einem Bericht der Londoner »Times« verheddern sich die schwimmenden Atomraketensilos immer häufiger in Fischernetzen und richten dabei oft verheerende Schäden an. So sank im April 1982 der irische Trawler »Sharelga« auf hoher See östlich von Dublin, nachdem er von einem britischen U-Boot fünf Seemeilen hinter sich hergeschleppt worden war. Ein französischer Trawler wurde im Januar 1982 mit neun Mann Besatzung in die Tiefe gerissen - ein gefischtes U-Boot erwies sich als stärker.

Lebenshilfe

Chefärzte sind eine leidende Minderheit. Denn, so klagt Professor Dr. med. V. Barth: »Die berufliche Routine reibt uns in immer stärkerem Maße auf, da wir in ständigem Kampf mit der rasch schwindenden Zeit leben. Dabei beanspruchen uns bedauerlicherweise immer weniger Patienten als vielmehr Verwaltungsaufgaben, Wirtschaftlichkeitsberechnungen, Lehrtätigkeit, Fachkonferenzen und steuerlicher Frust.« Lebenshilfe soll eine Fachkonferenz »für Chefärzte und

Ehepartner« am 5. und 6. April 1984 an der Medizinisch-Technischen Akademie Esslingen leisten: Günter F. Gross, Diplom-Volkswirt und Geschäftsführer der »Gesellschaft für Führungstechnik mbH« München, wird die geplagten Mediziner samt Gattinnen unterweisen in Themen wie »Der Chefarzt und ein erfolgreiches Privatleben«, »Was können Chefärzte tun, um ihre Ehe genauso erfolgreich zu führen wie ihre Klinik?« etc. Teilnahmehonorar: Für »Einzelkämpfer« 700 Mark, für Chefehepaare 1.000 Mark (»inkl. Realisierungs-Ideenmappe«).

Krisenkurven

Der Kampf ums Dasein nimmt Formen an: Der »Stern«, nach der Blamage mit dem Tagebuch des Führers Konrad Kujau um 300.000 Exemplare auf 1,4 Millionen pro Woche gestürzt, wirft sich kräftig in die Brüste. Ob alternatives Reisen, Demoskopie oder Karneval - für ein Arsch- und Tittelbild ist jedes Thema recht. Aber auch der um eine gewisse Seriosität bemühte »Spiegel«, um fast 100.000 Exemplare auf 900.000 gerutscht, grabscht nach dem rettenden Busen. Selbst die Themen Bio-Technik und Bhagwan wurden mammo-grafiert aufs Titelblatt gebracht, um ein Absinken der Auflage unter jene gefährliche Marke zu verhindern, die den Anzeigenkunden als »Verkaufsauflage« garantiert wurde. Die rasant wachsende Titt-Rate ist also nicht zuerst Ausdruck eines tendenziellen Phalls, sondern dient der Verrichtung einer ökonomischen Notdurft.

Rätsel über Rätsel

Daß der Präsident der USA das kolumbianische Bogota für die Hauptstadt Boliviens hielt, wurde mit seiner insgesamt eher schlichten Allgemeinbildung entschuldigt. Wie eine Untersuchung der kalifornischen Universität Santa Anna jetzt enthüllte, müssen Ronald Reagans Kenntnisse jedoch als überdurchschnittlich angesehen werden: Die Befragung von 94 Geographie-Studenten ergab, daß' 75 Prozent nicht wußten, wo EI Salvador liegt, 55 Prozent konnten den Persischen Golf und den Iran auf einer Weltkarte nicht lokalisieren, 70 Prozent hatten keinen blassen Schimmer, wo Afghanistan sein könnte, und 16 Prozent scheiterten an der Aufgabe, die geographische Lage der Sowjetunion ungefähr anzugeben. Unbekannt blieb, wie viele Kandidaten in der Lage waren, die Testfragen zu lesen.

Springtime for Pluto

Fremde Länder zu besetzen, macht viel Mühe. So mußten die Amerikaner in Grenada nicht nur alle sozialen Programme stoppen, der nationalen Frauenorganisation die Konten sperren, die Gewerkschaften verbieten, sämtliche Sympathisanten des »New Jewel Movement« aus ihren Ämtern entfernen und einsperren. Auch Grenadas Briefmarken erwiesen sich bei näherer Betrachtung als nicht mehr up to date. Sie zeigten die Errungenschaften der Revolution wie freie Schulspeisung, nationales Gesundheitsprogramm, Aufbau der Landwirtschaft und ähnliches und mußten deshalb eingestampft werden. Die neuen Briefmarken bringen den Grenadiern jetzt amerikanisches Kulturgut nahe: Springtime for Pluto!

Wohin mit dem Geld?

Jedem dritten Afrikaner - insgesamt 150 Millionen Menschen - droht der Hungertod.

Spenden für Zimbabwe an: Zimbabwe-Netzwerk Bochum, Kto. 108928, Sparkasse Bielefeld.

Spenden für Mosambik an. Dritte Welt Haus Bielefeld, Kto. 106666 Sparkasse Bielefeld.

»Medico international« bittet dringend um Spenden für den Aufbau von Basisgesundheitsdiensten in den Flüchtlingslagern von Beirut. Kto. 1800, Stadtsparkasse Ffm. Stichwort »Libanon«.

Die Kampagne »Frieden für Nicaragua hat eine Internationale Schiffsaktion für Nicaragua« gestartet: Das Schiff soll ca. 500 Arbeitsbrigadisten und wichtige Hilfsgüter nach Nicaragua bringen. Information: »Frieden für Nicaragua« c/o FDCL, Berlin 61, Gneisenaustr. 2, Tel 030/6934029, Spenden an Kto. 17 69 66-1-04, PschA Berlin-West, Stichwort »Schiffsaktion«.

Zitate:

EG wird Butter vernichten müssen / Dramatische Lage wegen leerer Kasse

Überschrift in der »Frankfurter Rundschau« vom 12. März 1984, Seite 1

Warnung vor Hungerkatastrophe in Afrika / Aufruf der FA0

Überschrift in der »Frankfurter Rundschau« vom 12. März 1984, Seite 22

Konkret 04/84, S. 12

Jan-Phillipp Sendker

Tausend Jahre sind kein Tag

In Traunreut wachsen Menschen warzenartige Geschwülste auf der Haut; in Lehn geht ein Kneipenwirt pleite; in Selb verzweifelt ein pensionierter Kommissar. Frühjahr 1984 in drei Ortschaften einer Republik, in der die Allgegenwart einer tausendjährigen Vergangenheit hervortritt. Jan-Phillipp Sendker berichtet von seiner Reise ins Innere des Landes

Traunreut: Eine kleine unauffällige Stadt in Oberbayern, in der Nähe des Chiemsees. Franz Schlusche und Herbert Stauber gehören zu den ersten Einwohnern dieser Stadt. Sie flohen gegen Ende des Krieges aus dem Sudetenland nach Bayern und fanden hier schnell Arbeit und Unterkunft. Es galt, eine Heeres-Munitionsanstalt, kurz »Muna« genannt, zu entleeren, in der neben Munition und Granaten über drei Millionen Liter des hochgiftigen chemischen Kampfstoffes Lost (Senfgas) lagerten.

Für die lebensgefährliche Arbeit kamen die mittellosen Flüchtlinge gerade recht. Sie wurden in schnell errichteten Baracken untergebracht und bekamen als Gefahrenzulage einen zusätzlichen Textilbon im Monat. Für zwei Bons gab's ein paar Strümpfe. Über die akute Wirkung von Lost war bis dahin nur wenig, über die Langzeitfolgen gar nichts bekannt.

Lost wurde zum ersten Mal im 1. Weltkrieg eingesetzt. Soldaten, die damit in Berührung kamen, litten an Erbrechen, Durchfall, Erblindung, auf ihrer Haut bildeten sich große Wasserblasen, bevor sie starben.

Wir sitzen in den »Braustuben« von Traunreut und machen Brotzeit. Franz Schlusche hat ein gutes halbes Jahr, Herbert Stauber drei Jahre in der »Muna« gearbeitet. »Ich will Ihnen mal was zeigen, junger Mann«. Schlusche öffnet die drei obersten Knöpfe seines Hemdes und zieht es weit auseinander. Nicht nur sein Gesicht, sein ganzer Oberkörper ist übersät von Narben. »Mir wachsen kleine warzenartige Geschwülste auf der Haut. Kein Arzt kann mir genau sagen, woher das kommt. 60mal war ich schon in der Klinik in München, über 100 Schnitte haben sie schon gemacht.«

Stauber scheint Glück gehabt zu haben. Er sieht gesund aus, zieht nur das linke Bein etwas nach. Dem 56jährigen sieht man nicht an, daß er, nach zwei Herzinfarkten und chronischen Atembeschwerden mit fortwährend wiederkehrenden Erstickungsanfällen, vor acht Jahren frühzeitig in Rente mußte. »Heute bin ich abhängig von Medikamenten, ich muß immer ein Spray bei mir tragen, falls ich einen Anfall bekomme.«

Stauber muß, da er nicht lange genug kleben konnte, mit einer minimalen Rente auskommen. Er lebt in einem kleinen Zimmer zur Untermiete. »Da hab ich denen jahrelang den Dreck weggemacht und muß heute leben wie ein Hund.«

Die zuständige Berufsgenossenschaft weigert sich in seinem wie in den meisten anderen Fällen, eine Berufsunfähigkeitsrente zu zahlen. Für sie steht die Erkrankung in keinem direkten Zusammenhang mit den Arbeiten in der »Muna«. Der Sachverständige Dr. Kann bestätigt das in fast jedem Gutachten aufs neue. Dr. Kann ist Leiter der Klinik für Berufskrankheiten in Bad Reichenhall. Die Klinik gehört der Berufsgenossenschaft. Dem Gutachter Kann widerspricht Dr. Nikolaus Klehr, Hautarzt in dem Nachbarort Traunstein. Als er vor drei Jahren seine Praxis eröffnete, wunderte er sich nach kurzer Zeit über die hohe Zahl der Hautkrebskranken. Erklären konnte er sich das, nachdem er im »Traunsteiner Wochenblatt« einen Artikel über die »Muna« gelesen hatte. Die beiden Hamburger Lost-Forscher Dr. Arnold Weiß und Dr. Bertram Weiß haben in einer wissenschaftlichen Untersuchung über die Langzeitfolgen von Lost die krebsfördernde Wirkung des Kampfstoffes nachgewiesen. Laut einer von Dr. Klehr erstellten Statistik leiden von den 53 von ihm behandelten »Muna-Arbeitern« 96 Prozent an chronischer Bronchitis, 80 Prozent an Herzerkrankungen, 45 Prozent an arteriellen Gefäßerkrankungen der Extremitäten, 34 Prozent an Hauttumoren.

Die Berufgenossenschaft ficht das nicht an. So müssen heute viele um ihre Entschädigung oder eine Berufsunfähigkeitsrente prozessieren. Dazu jedoch fehlte es den Betroffenen lange an Geld und Selbstvertrauen. Rechtsanwalt Klaus Ulrich Kulicke, der bisher 14 Fälle bearbeitet: »Das sind alles arme Kerle, die von einer minimalen Rente leben müssen und am Ende selber glauben, sie seien im Unrecht.«

Vor zwei Jahren gründete Dr. Klehr eine Initiative der Lost-Geschädigten, der sich immer mehr »Muna«-Arbeiter anschlossen. Derart gestärkt begannen sie den Kampf gegen die Berufsgenossenschaft. Die allerdings erhält Unterstützung von der bayerischen Landesregierung. In einer Antwort auf eine schriftliche Anfrage zweier SPD-Landtagsabgeordneter erklärte sie am 2. Dezember 1983: »Es muß aber davon ausgegangen werden, daß man sich damals der Gefährlichkeit des zu behandelnden Stoffes ebenfalls bewußt war und deshalb die erforderlichen Schutzvorkehrungen in ausreichendem Maße getroffen wurden.«

Nach Aussagen von Augenzeugen müssen die Zustände damals jedoch chaotisch gewesen sein. Herbert Stauber: »Uns hat kein Mensch gesagt, was wir da eigentlich machen. Von der Gefährlichkeit des Stoffes wußten wir nichts. 'Seid ein bißchen vorsichtig', hat es geheißen. Schon damals hatte ich dann Lost-Verbrennungen bis auf die Knochen, schwere Atembeschwerden, war einmal für mehrere Tage völlig erblindet.«

So wie Stauber waren viele der 600 Arbeiter aufgrund von Lost-Berührung für Wochen krank. Der ehemalige »Muna«Arbeiter Helmut Jurkat in einem Brief über die Sicherheitsvorkehrungen damals: »Uns diente als Schutzmittel: ein Gummianzug, Gummistiefel, Gummihandschuhe und als Kopf- und Atemschutz eine Wehrmachtsgasmaske mit einem auswechselbaren Feldfilter. Dieser Feldfilter war in seiner ursprünglichen Form nur für Feldkonzentrationen gedacht. Nun wurden wir aber hier mit viel größeren Mengen bedacht, so daß dieser Filter nicht lange Schutz bieten konnte. Bereits nach zehn Minuten war der Stoffgeschmack im Mund. Sobald man schluckte, waren Hals und Augen in Mitleidenschaft gezogen.«

Als minimale Sicherheitsvorkehrungen gelten heute extrem dicke Gummianzüge und Sauerstoffgeräte. So kam es bereits während der Arbeiten immer wieder zu grausamen Unfällen. Neun Arbeiter kamen ums Leben, als eine Lost-Dose beim Abschrauben des Zünders explodierte.

Wie die bayerische Landesregierung das Thema Kampfstofflagerstätten behandelt, wird in der erwähnten Antwort auf die schriftliche Anfrage deutlich: »Die einzige in Bayern bestehende Lagerstätte des weitgehend neutralisierten Reizstoffes Clark wird nicht bekanntgegeben, um eine unnötige Beunruhigung der anwohnenden Bevölkerung zu vermeiden.«

Clark ist keineswegs ein harmloser »Reizstoff«, sondern eine giftige Arsenverbindung. Noch dreister wird die Gefahr von eventuell noch in Traunreut vergrabenen Überresten verharmlost. Innenminister Georg Tandler am 2. August 1980 vor dem Ausschuß für Landesentwicklung und Umweltfragen: »Daneben befinden sich unter den Sportanlagen der Stadt Traunreut... in einer Tiefe von 15 bis 20 Metern geringe Überreste von gesprengten Lost-Sprühbüchsen, Granaten und Brandbomben. Diese Überreste wurden jedoch mit Losantin und Chlorkalk sehr sorgfältig entgiftet, so daß von ihnen keine Gefahr mehr ausgeht.«

Der Minister irrte. Da Lost, ähnlich schwerem Motoröl, sehr dickflüssig ist, werden die Dosen kaum richtig entleert sein. Entgiftungsmittel wie Losantin und Chlorkalk waren, den darin übereinstimmmenden Aussagen vieler Beteiligter zufolge, nicht einmal genügend vorhanden, um die Verletzten zu versorgen. »Es hat uns an allem gefehlt«, so Herbert Stauber, der bei einem der Unfälle gerade in der Entgiftung arbeitete. »Die starben uns unter den Fingern weg. Das ist gar nicht zu beschreiben.«

Am 14. Oktober 1983 fand im Rathaus von Traunreut eine Zeugenanhörung statt, zu der Dr. Klehr auf ausdrücklichen Wunsch des zuständigen-Sachbearbeiters Ministerialrat Dr. Mölter keinen Zutritt hatte. Mölter, der im Engagement Klehrs ausschließlich »dunkle politische Machenschaften« sieht, forderte die Zeugen auf, exakt die Stellen zu nennen, wo heute noch Überreste liegen könnten. Der Sportplatz wurde genannt, von Mölter mit einem »Na und, das wissen wir« quittiert. Ein weiteres begrenztes Gelände war ihm zu ungenau beschrieben: »Da können wir nicht einfach losbuddeln.« Da hat der Ministerialrat recht, denn dort steht ein Werk der Firma Siemens, des größten Arbeitgebers in der weiteren Umgebung.

Lelm: Das Ungewöhnlichste ist hier die Kirchturmspitze; sie ist die höchste im ganzen Landkreis. Der Ort von nur 850 Einwohnern (oder »Seelen«, wie der Dorfpfarrer Burkhard Klüppel zu sagen pflegt) ist ein »sehr, sehr frommes Dorf«.

Im vergangenen Jahr wurde in Lelm, unweit der Grenze der DDR gelegen, 1.000jähriger Geburtstag gefeiert. Darauf ist man hier stolz. Wie auf den Schützenverein, die freiwillige Feuerwehr, den TSV Lelm. Im selbstverwalteten Jugendzentrum gibt es keine Randale.

Lelm ist nach Ansicht des Bürgermeisters »beispielhaft,«

Doch seit einigen Monaten ist die Stimmung im Ort getrübt. Schuld daran ist Gerhard Quante, Pächter des Wirtshauses »Heinrichsruh«. Er hatte vor drei Jahren die Gastwirtschaft übernommen und zu einem gut florierendem Ausflugslokal gemacht. Das Unglück begann, als der Wirt genug hatte von Gästen, die mal mit »Heil Hitler« grüßten, das »Horst-Wessel-Lied« sangen und in feuchter Fröhlichkeit Adolf Hitler hochleben ließen.

Am 12. September 1983 hängte Quante ein Schild ins Fenster mit der Aufschrift: »Alte und Neue Nazis unerwünscht«. Vier Gäste machten am nächsten Tag auf dem Fuße kehrt, als sie das Schild gelesen hatten. Am 18. September gegen 23 Uhr wurde die erste Fensterscheibe ein geschmissen. Seitdem sind noch zwei weitere Scheiben zu Bruch gegangen, hat Gerhard Quante über 30 Drohanrufe erhalten, sind WC-Wände mit Nazi-Parolen beschmiert worden. Die Zahl der Weihnachtsfeiern in seinem Lokal sank auf zwei (im Vorjahr 15), ein Artikel über die Vorfälle im Wirtshaus »Heinrichsruh«, der im Dezember im örtlichen Kreisanzeiger erschien, gab dem Wirt den Rest: Polstermöbel wurden aufgeschlitzt, Behörden schikanierten ihn mit Bußgeldbescheiden, im Januar wurde er auf dem Parkplatz vor dem Lokal von Unbekannten zusammengeschlagen. Die Ermittlungen der Kripo Helmstedt verliefen erfolglos.

Für die Lelmer ist die ganze Angelegenheit »schier unglaublich«, ein Rätsel. Ich sitze mit den Honoratioren des Dorfes bei »Elly«, dem zweiten Wirtshaus in Lelm. Pfarrer Klüppel schaut mich mit gefalteten Händen ernst an: »Lieber Herr Sendker, ich bin seit bald sieben Jahren im Dorf, ich kenne meine Schäfchen, ihre guten und. auch ihre schlechten Seiten, und das, was Ihnen Herr Quante erzählt hat, halte ich schlechterdings für unmöglich.« Für den Pfarrer, der »kein

Psychologe« sein will, aber doch ein Kenner der menschlichen Seele (»Ist ja mein Beruf, sozusagen«), liegt das Problem in der Persönlichkeit des Herrn Quante. Er leide an Geltungssucht und Größenwahn. Leider.

So tief wollen Bürgermeister Eberhard Keil und sein Stellvertreter Hans-Joachim Meier gar nicht schürfen. Sie möchten vor allem nicht, »daß ein falsches Bild entsteht von Lehn«. »Wir sind eine demokratisch gefestigte Gemeinde« versichert Bürgermeister Keil, »das können Sie schon an den Wahlergebnissen ablesen. «SPD und CDU liegen hier traditionell gleichauf, und die Parteien arbeiten »nicht gegeneinander, sondern miteinander, zum Wohle des Dorfes«.

Daß manche Menschen auf faschistische Äußerungen sehr sensibel reagieren, will man hier am Stammtisch gern gelten lassen. »Aber«, wendet Helmut Elsner, Vorsitzender des TSV Lelm ein, »wo kommen wir denn hin, wenn man an der Theke nach ein paar Bier nicht mal mehr über das Dritte Reich diskutieren kann? Wir leben doch schließlich in einer Demokratie, nicht wahr? Außerdem wird das in einer Gaststätte immer so sein, und wer da empfindlich ist, sollte eben nicht Gastwirt werden.«

Der Pfarrer schaut mich wieder so ernst an: »Dem Mann ist nicht zu helfen, mit Sicherheit nicht.« Der Bürgermeister hat am Ende nur einen Wunsch: »daß wieder Ruhe im Dorf einkehrt«. Der wird wohl in Erfüllung gehen. Spätestens in einigen Monaten, wenn Gerhard Quante ein neues Schild ins Fenster hängen muß: »Geschlossen - wegen Geschäftsaufgabe«.

Selb: »Schauen's her, Philippus, schauen's her.« Immer wieder zeigt mir Sepp Beranek seine Narbe über der rechten Augenbraue. »Die stammt von den Nazis. Ende der zwanziger Jahre haben sie mich verprügelt, als ich auf einer Veranstaltung mit der Frau von General Ludendorff eine falsche Frage gestellt hatte.«

»Onkel Sepp«, wie er sich gerne nennen läßt, lebt in Selb, nahe der Grenze zur Tschechoslowakei, in einer ausgebauten Kegelbahn, allein. An den Wänden Regale voller Aktenordner, über 120 Stück. In mehreren Kästen stecken über 15.000 Karteikarten - alles zu einem Thema: Nazi-Karrieren von '33 bis heute.

Es begann 1946, als er aus amerikanischer Gefangenschaft kam. Dort hatte man ihm Filme über Buchenwald, Dachau und Flossenbürg gezeigt, und er beschloß, die Geschichte der deutschen Kriminalpolizei einschließlich des 111. Reiches zu schreiben. In den 50iger Jahren war er Kripo-Chef in Weinheim, nebenher hatte er sich aus Zeitungen und Büchern bereits ein beträchtliches Archiv angelegt. Darin tauchten unter vielen anderen auch die Namen seiner Vorgesetzten auf. Heinz Gerecke zum Beispiel, der damalige nordbadische Polizeipräsident, seit dem 13. Januar 1961 von der DDR schwerster NS-Verbrechen beschuldigt, in der Bundesrepublik nie verfolgt, dagegen am 30. September 1977 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet; oder Alois Gabrysch, damals als Kripo-Chef in Heidelberg Beraneks direkter Vorgesetzter, zuvor SS-Hauptsturmführer und in Jugoslawien als Kriegsverbrecher gesucht.

1961 erschien in der DDR eine Broschüre mit dem Titel: »Gestapo und SS-Führer kommandieren die westdeutsche Polizei«. Beranek: »Ich war und bin kein Kommunist, will es auch nicht werden. Aber ich bin Kriminalist, und was die im Osten behauptet haben, damals, stimmte, stimmte alles.« Diese Meinung vertrat er zu Beginn der 60iger Jahre auch öffentlich in Leserbriefen, Artikeln und Vorträgen.

Am 13. April 1962 wurde Beranek vom Polizeipräsidenten von Nordbaden, Heinz Gerecke, außer Dienst gesetzt. Anonymen Anschuldigungen zufolge sollte er zwei Jahre zuvor auf einer Feier das Horst-Wessel-Lied angestimmt und sich antisemitisch geäußert haben. Fast acht Monate blieb er vom Dienst suspendiert, bis ihn ein Gericht von den Anschuldigung antisemitischer Äußerungen freisprach.

Es blieb die Sache mit dem Horst-Wessel-Lied. Alle Jahre wieder wird sie neu aufgerollt, finden Verhöre statt, wird die fällige Beförderung wegen des laufenden Verfahrens aufgeschoben. Sepp Beranek wendet sich an den damaligen badenwürttembergischen Innenminister, Dr. Hans Filbinger. Der läßt seinen Regierungsdirektor Schneider einen bösen Brief schreiben. Schneider war vor 1945 Juden-Sachbearbeiter bei der Gauleitung in Innsbruck, ein Mitarbeiter Eichmanns. Beranek bezeichnet nun seine Vorgesetzten als NS-Verbrecher, wird 1966 zu vier Monaten auf Bewährung verurteilt und zum 31. Dezember 1966 in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Wenige Tage später werden die Ermittlungen zum Horst-Wessel-Lied eingestellt.

Beranek erzählt seine Geschichte ohne Punkt und Komma, mit einer Empörung, als wäre es gestern gewesen. Unterbrochen nur von meinen Nachfragen, wenn ein Name wieder einmal unbekannt, stöhnt er auf, fragt verzweifelt, »Wo soll ich anfangen? Wo soll ich anfangen«, am Ende ist er aufgesprungen, schreit: »Was wißt ihr denn schon? Was wißt ihr von den Verbrechen in Auschwitz, Treblinka, Maribor?« Plötzlich hat er einen Aktenordner in der Hand, schlägt ihn auf: Gesammelte Prozeßberichte über Neo-Nazis; auf der ersten Seite der siegesgewiß lächelnde Michael Kühnen im Gerichtssaal. »Auf welchem Boden konnte das gedeihen?« Er fällt auf seinen Stuhl und sackt in sich zusammen. Später tut es ihm leid, er hatte nicht ausfallend werden wollen, aber »manche Wunden heilen nie«.

Prof. Dr. Theodor Öberländer. Nie gehört? Theodor Oberländer wurde am 20. Oktober 1953 im 2. Adenauer-Kabinett Minister für Vertriebene und Flüchtlinge. Schon kurz darauf beschwerten sich selbst Mitglieder der CDU-

Bundestagsfraktion, Oberländer habe »frühere Nationalsozialisten von hohen Graden« auf Schlüsselpositionen in seinem Ministerium gesetzt. Von Oberländers Nazi-Vergangenheit war damals noch kaum etwas bekannt. Als 28jähriger war er am 1. Mai 1933, Mitgliedsnummer 233 1552, in die NSDAP eingetreten. Er wurde SA-Hauptsturmführer und Gauamtleiter der NSDAP. Nach dem Überfall auf Polen schrieb er in einem Artikel der Zeitschrift »Neues Bauerntum«: »Die Eindeutschung der Ostgebiete muß in jedem Falle eine restlose sein... Eine klare Trennung zwischen Deutschtum und Polentum ist nach den Ereignissen der letzten Jahre eine absolute Notwendigkeit, wenn die Reinhaltung der Rasse gewährleistet sein soll.« Eine Assimilierung des Polentums sei abzulehnen, denn »sie würde unserem Rassenprinzip, unserem Volkstumsprinzip und dem Sinn unseres Kampfes für einen neuen Lebensraum widersprechen.«

Die Konsequenz dieser Sätze hieß Auschwitz. Nach 1945 distanzierte sich Oberländer. Der Artikel sei von der Redaktion »frisiert und materiell verändert« worden.

Im Frühjahr 1941 stellte der deutsche Generalstab vor dem Überfall auf die Sowjetunion Sabotage-Sondertruppen auf. Zu ihnen gehörte auch das Bataillon »Nachtigall«; politischer Führer dieses Bataillons: Theodor Oberländer. In der Nacht vom 29. zum 30. Juni griff die Einheit die Stadt Lwow (Lernberg) in der Ukraine an. In den sieben Tagen ihrer Anwesenheit wurde fast die gesamte Intelligenz der Stadt ermordet, in den Sandgruben außerhalb des Ortes wurden mehrere Tausend Juden erschossen, die Zahl der massakrierten, unter ihnen auch Frauen und Kinder, wird auf drei- bis fünftausend geschätzt.

Ende der 50iger Jahre wurde der Öffentlichkeit die Nazi-Vergangenheit des Adenauer-Ministers bekannt. Am 29. April 1960 wurde Oberländer vom obersten Gericht der DDR wegen der Verbrechen in Lemberg zu lebenslanger Haft verurteilt. Oberländer schied einen Tag nach Erreichen der Pensionsberechtigung aus dem Amt.

In der folgenden Diskussion über den Fall Oberländer tat sich besonders ein Mann namens Kurt Ziesel hervor. In seinem 1961 erschienenen Buch »Der rote Rufmord«, einer Polemik zugunsten Oberländers, »wird deutsch geredet und zwar unverblümt«: »Das Esperanto politischer und publizistischer Charakterlosigkeit muß endlich wieder durch eine Sprache ersetzt werden, die auf jenen moralischen Grundsätzen fußt, ohne die kein Staat und kein Volk existieren können.« Das klang dann so: »Wehners Vergangenheit als Paradekommunist und die linksradikalen Töne Willy Brandts in der Emigration müssen unter dem Gesichtspunkt der historischen Wahrheit moralisch und politisch viel bedenklicher erscheinen als der Eintritt Oberländers 1933 in die NSDAP. Denn Wehner und Genossen wußten, daß sie für Verbrecher eintraten, Oberländer wußte das nicht.«

Dann wurde es stiller um den ehemaligen Minister. Publizisten, die ihn aufgrund des DDR-Urteils der Mordbeteiligung beschuldigten, ließ er regelmäßig verklagen - und gewann. Ideologisch blieb er auch weiterhin linientreu. Als Unterzeichner des »Heidelberger Manifestes« schürte er Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, agitierte er gegen »die Überfremdung unserer Sprache, unserer Kultur und unseres Volkstums«. Als der »Stern« darüber berichtete, schrieb Sepp Beranek einen Leserbrief, über Oberländer, »der sich schon im verbrecherischen Nazireich an der Vernichtung von 'Fremdländern' beteiligt hat«. Beranek wurde von Oberländer auf Unterlassung und Schmerzensgeld verklagt.

Die Erinnerung an das, was dann geschah, läßt Beranek aufgeregt durch den Raum gehen: »Dieser Prozeß, mir ekelt, mir ekelt vor allem, was mit der Justiz zu tun hat.« Zur Klärung des Sachverhalts wurde er zur Verhandlung am 21. Dezember nach München geladen. »Am Nachmittag vorher bin ich losgefahren, 17 Kilo, zwei Koffer voll mit Akten habe ich mitgenommen, alles zur Klärung des Sachverhalts. Mein Leben lang hab ich ja nichts anderes getan, als Sachverhalte klären.« Mit den zwei Koffern voll Oberländer-Akten erschien er im Gerichtssaal. Sein Versuch, das Gericht über die Beteiligung Oberländers am »Heidelberger Manifest« zu informieren, wurde gerügt, hier sei keine »Gelegenheit zur politischen Selbstdarstellung«.

Die ganze Verhandlung dauerte keine zehn Minuten. Am 8. Februar 1984 erging ein Teil-Urteil: »l. Der Beklagte ist schuldig, zu unterlassen, zu behaupten und/oder zu verbreiten, der Kläger sei schon im Nazireich an der Vernichtung Fremdländischer beteiligt gewesen. « Im Namen des Volkes * Beranek hat Berufung eingelegt. Über die Höhe des Schmerzensgelds wird in einer weiteren Verhandlung entschieden. »Schon jetzt hat mich der Prozeß über 3.000 Mark gekostet, Schmerzensgeld wäre mein Ende.«

Konkret 04/84, S. 16

Wolfgang Schneider

Kraft durch grüne Freude

»Einigkeit und grün und Freiheit« – die Hymne der Ökolibertären

Die *Einheit* ist hin. Die *Vielfalt* fliegt den Grünen um die Ohren. Nun, da die Friedensbewegung sich verkrümelt hat - so ernst war das alles ja auch gar nicht gemeint - und der Kapitalismus den Gegenstand einstmaliger Anti-AKW-Proteste von selbst erledigt -, die Dinger rentieren sich halt kaum noch, und wen kümmert schon der Müll -, nun also, nicht länger mehr verborgen hinter *Minimalkonsens* und *Allgemeininteresse,* zeigt sich, was wirklich in den Grünen steckt.

Wie *konzertierte Aktion* und *sozialer Konsens* in der Bundesrepublik zersplitterten, als unterm Druck der Krise die *Verteilungsgerechtigkeit* an ihre ökonomische Grenze stieß, so differenziert sich jetzt unter eben diesem Druck die soziale Basis jener Bewegung aus, die bislang das Mißverständnis kultivierte, sie sei die Antwort auf *Krise schlechthin* (ökologische, ökonomische, soziale). Die ideologischen Reflexe dieser Polarisierung folgen, in Form massiv vorgetragener politischer Programmatiken, den Maßgaben der konservativen Offensive.

Einig sind die Theoretiker und Funktionäre des *Konzepts* EVI (grünes Kose-Kürzel für Einheit in Vielfalt) nur mehr in der Feststellung des Dilemmas:

Nach Joschka Fischer, *Realpolitiker* (»Die Grundtendenz läuft auf Parlamentisierung, Bündnis und Kompromiß«), »ist die inhaltliche Entwicklung unserer Programmatik zusammengebrochen« (was unterstellt, daß sie überhaupt stattfand), daher »tobt die Bataille heute um die strategische Ausrichtung des Projekts der Grünen Partei«.

Rudolf Bahro, *Fundamentalist* und also jedweder Zusammenarbeit mit einer der etablierten Parteien abhold, trug sich, wie er in einem auf der Bundesversammlung Anfang März in Karlsruhe verteilten Papier schreibt, mit dem Gedanken, »vorzeitig aus dem Bundesvorstand zurückzutreten«, weil »etwas Wesentliches zur Überwindung unserer Parteikrise« nur noch durch Mobilisierung der Basis getan werden könne. Seine Sicht der grünen Kalamitäten ist realistischer als die des *Realpolitikers.* »Wir haben (...) nie auch nur den Versuch gewagt, eine geistige Integration auf objektiv notwendigen Linien zu leisten. Selbst gleiche Aussagen und Haltungen verdeckten oft nicht bloß unterschiedliche, sondern gegensätzliche Motive.«

Lukas Beckmann, langjähriger Bundesgeschäftsführer, hat seinen Job bereits gekündigt - mit der Begründung, »daß innerhalb der Grünen sehr harte Auseinandersetzungen anstehen, und ich hätte (...) die Befürchtung, daß ich da nicht ohne Persönlichkeitsveränderung herauskommen würde«.

Die Fiktion vom Funktionieren eines *Negativbündnisses,* dessen überleben einzig durch Verzicht auf programmatische Klarheit garantiert sei und das gerade in dieser vermeintlichen Offenheit seine eigentliche Qualität habe, ist also endgültig dahin. Im Zuge des überfälligen Klärungsprozesses manifestiert sich nun, was längst schon weite Teile der grünen Klientel prägt: die Wende in Grün, das heißt *in Reinkultur.*

Am 18.11.83 veröffentlichte die »Frankfurter Rundschau« unter dem Titel »Wider die Lust am Untergang« *Thesen Zum Zustand der Partei,* die von einer merkwürdigen Koalition aus Vertretern einer staatstragend/ gemäßigten Parlamentspolitik und Anhängern des eher ökologisch/fundamentalistischen Kurses unterzeichnet waren.

Drei Monate später, Ende Februar 84, präsentiert diese Gruppe - personell erheblich verstärkt - die erweiterte Fassung ihres Pamphlets als »Gründungserklärung« einer eigenständigen »politischen Strömung innerhalb und außerhalb der grünen Partei«. Mit dem Schlachtruf »Einigkeit und Grün und Freiheit« wollen die »Ökolibertären Grünen« »den galoppierenden Verfallsprozeß der grünen Partei« aufhalten und verhindern, daß diese »zu einer antiquierten sozialistischen Szenepartei« wird. Ihr Programm-Entwurf ist dementsprechend frei von vernünftigen Gedanken, plädiert statt dessen lieber für »ein Verhältnis zwischen Tieren und Menschen, das gegenseitige Hilfe einschließt«.

Damit hat der Spaß aber auch schon ein Ende; der Rest ist ein wirres Gemisch aus reaktionärer Krisenbewältigungsstrategie, einem antisozialistischen Ressentiment, das Sozialdemokratie und Gewerkschaften einbezieht, und – damit‘s die Freaks auch fressen - jeder Menge zivilisationskritischen Geraunes aus dem Repertoire der *Inflationsheiligen* und *konservativen Revolutionäre* der zwanziger Jahre:

· Weil »freiheitliche ökologische Politik« eine »ganz neue Politik«, eine Politik »der wirklichen Wende« sein soll, stellt sie die »radikale Kritik des entfesselten Industrialismus« ins Zentrum ihrer Bestrebungen. Der »Machbarkeitswahn« nämlich des »Industrialismus« hat »die Erde, die Gesellschaften und einzelnen an den Rand des Exitus getrieben«. Diesem Wahn sind »der multinationale Konzern und der sozialistisch-jakobinische Stratege« gleichermaßen verfallen - »die private Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel halten wir für ein Problem zweiter Ordnung«. Weswegen es nur ein Mittel gibt, dem drohenden Verhängnis zu entkommen: »Weniger Machbarkeit, weniger Staat, weniger Versprechungen, weniger Anwendung des technologisch Möglichen etc.«. Dafür aber (denn das klingt so negativ und läßt auch's Original noch

durchscheinen: *Frieden schaffen mit immer weniger Waffen,* dafür also: »Wildnis wird herzustellen sein.« (»So entsteht ein auf Flaschen gezogener Urwald«, hat Bloch derartige Flausen bespöttelt.)

· Weil die Ökolibertären auf »Vielfalt und Reichtum« setzen, verabschieden sie sich »von der Versorgungsmentalität« und hängen nicht länger mehr dem »sozialdemokratischen Fetisch der sozialen Sicherheit« an. Statt dessen plädieren sie dafür, »die Verstaatlichung des Sozialen rückgängig zu machen« und »die Kräfte, die auf Selbsthilfe zielen, zu stärken«. »Zwar gibt es die soziale Frage wirklich, sie ist heute aber ein Folgeproblem des Industrialismus, mithin auch ein Problem zweiter Ordnung.« Erst »in dem Maße, in dem die Menschen selbstversorgend und sich gegenseitig helfend ihre Dinge (?) wieder in die Hände nehmen, in dem Maße sinkt auch der Versorgungs-, Staats- und Sozialbedarf«. Was nämlich das primäre Ziel ist.

· *Ökologische Politik* »kann nur eine dialogische sein«. Daher wenden sich die Ökolibertären gegen den »Weltverbesserer(k, der - »im Besitz einer objektiven Wahrheit« - »stets mit Schuldzuweisungen« arbeitet und »Verantwortliche« ausmacht. Was eine nichtwürdige Beschäftigung ist, denn »jeder einzelne trägt Verantwortung für die Gesellschaft wie sie ist - und eben nicht nur die Regierungen, die Konzerne«. Keinesfalls sind die Ökolibertären der Meinung, »es müsse erst die Macht übernommen werden, bevor sich wirklich etwas ändern könne« - »dieser Weg (ist) kein demokratischer«.

· *Ökologische Politik* setzt aber nicht nur auf »die Fähigkeit der Menschen zur Einsicht« - sie hat auch »positive Regelungen vorzuschlagen, die die Möglichkeiten von Kleinunternehmen, Genossenschaften und alternativen Betrieben (...) verbessern könnten«. (In einem Lobbyismus, der nicht mal an die *Grundsätze* der CDU-Mittelstandsvereinigung heranreicht, erschöpft sich tatsächlich das »positive« Wirtschaftsprogramm der neokonservativen Grünen. Lediglich Lalonde/Leggewie, die noch vorkommen, gehen einen Schritt weiter: »Statt der Kaufkraft die *Lebenskraft* stärken«, ist ihnen noch eingefallen - *Kraft durch Freude* wollten sie nicht schreiben.)

· Die Ökolibertären wollen die »Feindseligkeit großer Teile der grünen Partei gegenüber den sogenannten *bürgerlichen Schichten«* abbauen und »im sogenannten *bürgerlichen Lager* Fuß (...) fassen«. Da bereits heute »die grüne Partei ganz wesentlich auch von Bürgern - etwa des Mittelstands - gewählt wird«, möchten die Ökolibertären nicht, »daß der Bürger aufhört, Bürger zu sein«. Im Gegenteil. Die einzige Chance, aus der »absoluten Minderheitsposition« herauszukommen, sehen sie »im schichten- und klassenübergreifenden Charakter der grünen Bewegung«.

· Ziel der Ökolibertären ist es, »reformierende Realpolitik in fundamentaler Absicht zu betreiben«. Noch sehen sie sich daran durch den Umstand gehindert, daß »die Partei selber« fest »in den Händen von sozialistischen Kadern« ist, die es einfach nicht verstehen, »wieder einmal nach draußen auf Land und Leute zu gucken«. Die Ökolibertären dagegen haben sich »für den demokratischen Weg entschieden«, der direktement »in die Parlamente« und zum Dialog »mit frei gewählten Volksvertretern« «führt - »und zwar nicht nur mit der SPD«.

· Fazit: »Wir haben etwas Eigenes, das quer zur politischen Logik der anderen Parteien steht (...) Keine andere Partei ist ernsthaft für Dezentralisierung, Entstaatlichung, Eigenhilfe und Abkehr vom Industrialismus.«

Die Idiotie der ökolibertären Programmatik liegt offen zutage wie ihr politisches Kalkül, und man fragt sich, was mehr Bewunderung verdient: die Schlichtheit der *zivilisationskritisch* gewandeten Zynismen oder die Begeisterung, mit der ihr Verfasser seine eigene Originalität feiert (»das alles hat es noch nie gegeben«) - der heißt übrigens Thomas Schmid und wird noch zur Sprache kommen.

Schön wär's ja, ließe sich in der Bundesrepublik eine linke Öffentlichkeit voraussetzen, die derartige Zumutungen mit einer gewissen - ihnen gebührenden - Selbstverständlichkeit empfangen würde, d.h. mit schallendem Gelächter *und* einer Kritik, die ihre *solidarische* Zurückhaltung dort aufgibt, wo der politische Gegner sich äußert - gerade, wenn er dies unter Vorspiegelung gemeinsamer Interessen tut. Da es aber genügend Anlaß gibt, von des Qualität der ökolibertären *Grundsatzerklärung aufs politische Niveau ihrer Adressaten zuschließen, und da weiterhin ein wesentlicher Teil der irgendwie kritischen Medienöffentlichkeit* den Gesetzen des Markts linker Eitelkeiten folgt, sind einige Hinweise nötig:

1. Nicht allein die Leib- und Magenblätter einer *Scene,* von der Rudolf Bahro treffend schreibt, daß sie »nach innen nur ein besonders exaltierter Mikrokosmos der bürgerlichen Gesellschaft« ist, ventilieren pausenlos den Zeitgeist, um ja den Anschluß nicht zu verpassen. Selbst die biedere »links«, Zeitschrift des *Sozialistischen Büros,* möchte die »Neue Linke«, die angeblich »schwer an ihrem marxistischen Erbe (trägt)«, entlasten. Sie hat zu diesem Zweck bereits im Dezember 83 einen Artikel von Lalonde/Leggewie veröffentlicht - Titel: »Es lebe der Ökoliberalismus« -, der, wenn dies überhaupt möglich ist, das ökolibertäre Programm an Einfallslosigkeit noch übertrifft. Und das diskutieren die nun seit drei Monaten!

2. Am Text der ökolibertären *Grundsatzerklärung* erweist sich die - z.B. in Hessen heiß diskutierte - Alternative *Fundamentalismus oder Realpolitik* als scheinhaft, denn er macht deutlich, daß und inwiefern beide sich brauchen. Auch da hat der Bahro recht: »Unsere Realpolitiker sind sich kaum darüber klar, daß sie selbst zu ihrer augenblicklichen minimalen Chance nie gekommen wären ohne das *transzendentale* Image der Grünen.« Und weil er fürs letztere sich in besonderem

Maße zuständig fühlt, hat er heftig gegen den Mißbrauch seiner ökologischen Glaubensartikel durch kaltschnäuzige Pragmatiker (»für die Sonntagsreden«) protestiert. Die Ökolibertären wissen um die Bedeutung einer geschickten Verbrämung klasseninteressierter Standpunkte und haben sich dementsprechend bemüht, aus Joschka Fischer und Rudolf Bahro das arithmetische Mittel zu bilden. Sie haben dabei jedoch übersehen, daß bestimmte Regeln einer politischen Arbeitsteilung nur um den Preis der Lächerlichkeit verletzt werden dürfen: Ergebnis ihrer Operation ist der alberne Vorschlag, den Ausstieg *aus dem Industriesystem* übers Parlament desselben zu versuchen.

3. Einziger Zweck des bewußt nicht präzisierten Begriffs *Industrialismus* ist die umstandlose In-Eins-Setzung von Markt- und Planwirtschaft. Da gleichzeitig die kapitalistische Verfassung westlicher Marktwirtschaften ausdrücklich unangetastet bleibt, entpuppt sich *In*dustrialismus als reiner Agitationsbegriff gegen das rationale Kalkül eines möglichen sozialistischen Plans. Thomas Schmid, *Meisterdenker der* Ökolibertären, hat daher bereits 1982 vorgeschlagen, ein Programm zu formulieren, das »in letzter Konsequenz nicht mit dem Geist des Kapitalismus, wohl aber mit den Prinzipien des asozialen Sozialstaats (bräche)«, um dann schleunigst »mit dem Projekt einer post-industriellen kapitalistischen (!) Gesellschaft zu beginnen«. Lalonde/Leggewie sprechen gar von der »fairen Rationalität«, die »die Logik des Profits« gegenüber der des Plans besitze. Industrialismus funktioniert als ideologische Figur mithin analog dem Totalitarismus-Begriff, der in den 40er und 50er Jahren von konservativen Sozialwissenschaftlern und Ökonomen entwickelt wurde, um die Identität von Faschismus und Stalinismus (schließlich: Sozialismus)behaupten zu können.

4. Wer den *Abbau des Sozialstaats* fordert und die *Vergesellschaftung der Produktion* nicht will, ist zynisch. Wer, wie Thomas Schmid schon 1979, anstelle eines *dicht geknüpften sozialen Netzes* »wenige, aber feste Seile« empfiehlt: »man könnte stürzen, und man könnte sich wieder hochziehen«, geht mit der Not der Zigmillionen von der *fairen Rationalität des* Pro*fits* ins Elend Gestoßenen um wie mit einer mißglückten Turnübung: *Versuch's doch einfach nochmal. Klaus* Wagenbach, mit dem Schmid manchmal tiefsinnige Gespräche führt, hat 1981 zum gleichen Thema gemeint, »daß er als linker und autonomistisch gesinnter Verleger sich in einem formierten Ordnungsliberalismus unter Strauß sicherer fühle als unter einer alles verstaatlichenden SPD«.

5. Die Industrialismuskritik der Ökolibertären ist mitnichten originell. Derartiges gab stets Laut, wenn Rationalisierungs- und Technisierungsschübe große Teile der Bevölkerung sozial deklassierten, z. B. um die Jahrhundertwende, in den 20er und seit den frühen 70er Jahren. Ein Vergleich der ökolibertären Position mit der Kritik Hans Freyers an der kapitalistischen Industriegesellschaft etwa würde interessante Parallelen zutage fördern. Wer Hans Freyer war? Intellektueller Ziehvater der *Konservativen Revolution* der 20er Jahre, nach 193Ö Theoretiker einer völkisch inspirierten *Revolution von rechts* (deren Träger er in den *klassenlosen Zwischengeschichten zu* erkennen glaubte, da für ihn *Kapital & Arbeit* derselben Logik unterworfen waren).

Die «Abkehr vom Industrialismus« führt über Bahros »wenn wir nach Ökotopia wollen, dürfen wir nicht auf die Sanierung Frankfurts, sondern müssen auf seine Lichtung und seinen Abbau hinwirken« direkt ins Jahr 1920, zum religiösen Anarchismus des *Inflationsheiligen* Schulze-Sölde: »Es müsse im Inneren unseres Landes eine Völkerwanderung einsetzen von der Stadt zurück auf die Scholle. Diese müsse in Gemeinschaft bearbeitet werden und nicht in Privateigentum. Man solle die Großstädte einfach abbrechen und mit den so gewonnenen Baustoffen Dorfgemeinschaften im entvölkerten Osten aufbauen. « Vor Angabe einer Himmelsrichtung hat Bahro sich bislang gehütet. ' Noch ist »die Landnahme« für ihn »keine Frage des geographischen Raumes, denn der ist da«.

6. Auf der Suche nach dem politischen Profil der grünen Partei haben Fundamentalisten, Realpolitiker und Ökolibertäre fast gleichzeitig die revolutionäre Potenz ihres Bekanntenkreises entdeckt. Wortgleich beschwören sie »ein historisches Bündnis«, dessen hervorstechendste Eigenschaft die Tatsache ist, daß sich in ihm »der neue Mittelstand« mit sich selbst zusammenschließt: Es besteht aus »dem Freak, der sich revolutionär dünkt und alternative Mittelstandspolitik betreibt, und dem Normalo, der sich in Konformität mit den Verhältnissen dünkt und alternative Mittelstands-, Bastel- und Subsidiaritätspolitik betreibt« (Schmid). Ein - so glauben vor allem die Ökolibertären - recht explosives Gemisch: »Daß die Logik einer neuen Politik auch aus der Mitte (...) der Gesellschaft erwächst, nimmt ihr nichts von ihrer Radikalität« (Schmid); »es geht uns (...) um einen Radikalismus der Mitte, aus gutbürgerlicher und radikaldemokratischer Tradition« (Lalonde/ Leggewie). Den hat es allerdings nie gegeben. Die einzige Tradi*tion,* auf die ein »Radikalismus der Mitte« in Deutschland sich berufen kann, ist der Faschismus, und so nimmt es nicht wunder, daß mit dem geschichtsblinden Geschwätz von einer *radikalen Politik der Mitte* auch deren *traditionelle* Inhalte wieder vorkommen.

Der Verfasser der ökolibertären Grundsatzerklärung hat da längst vorgearbeitet: Schon 1978, ein Jahr bevor die *Sonstige Politische Vereinigung Die Grünen* unter Beteiligung der *Aktionsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher (AUD*) gegründet wurde, hat er der »Tradition der Selbsterziehung, die gerade in der deutschen Linken so üblich ist«, den Kampf angesagt: »Wir sind nicht nur die zurückgebliebenen Krautfresser, unser Volk (!) ist nicht nur hinterher - irgendwie ist es auch voraus.« Wie weit und wohin führte er dann exemplarisch vor: In »der Tradition der imperialistischen Entnazifizierung durch die gottverdammten Yankees, die die Demokratie bei uns verordnet haben«, sieht er die Fortsetzung einer »Fremdbestimmung«, die bereits für die »aufgesetzte, kosmopolitische, deutsche Hochkultur vor 1933« kennzeichnend

war. Daß die »miese Normalität« damals ihren Widerstand faschistisch artikulierte, findet er verständlich - auch heute noch hat »unser Volk« kein »Bedürfnis, die Segnungen der aufgeklärten bürgerlichen Demokratie nachzuholen«. Schmid kann »nicht leugnen, daß ich von diesem deutschen Hang zum Absoluten (...) fasziniert bin: den Sachen auf den Grund gehen, auch auf den Grund des Schreckens« und will also sein »Deutschsein nicht länger vergessen, überspielen. Wo das deutsche Grauen liegt, da liegt auch ganz nah dabei die deutsche Faszination. Und ich möchte mich *beidem* nähern« (Hervorhebung: Schmid!).

Das ist ihm, mit Unterstützung einer launigen Gesprächsrunde, dann auch gelungen: Am Ende seines verbalen Amoklaufs erzählt er - im Bestreben, sich zu entlasten - die Geschichte eines jüdischen Bekannten, der in der BRD lebe, weil ihn Intoleranz und Maßlosigkeit der Deutschen faszinierten. Worauf ein - selbstverständlich linker - Gesprächsteilnehmer den unfaßbaren Satz erbricht: »Darum wurden auch die deutschen Juden viel deutscher als ihnen schließlich bekommen ist. «

Es wäre nun allerdings zu einfach, wollte man allein Thomas Schmid haftbar machen für das, was da an nationalkonservativem Gedankengut bei den Grünen hochkocht. Unter der ökolibertären *Grundsatzerklärung* stehen noch andere Namen. Gisela Erler beispielsweise, Mitbegründerin des im Obskurantismus abgesoffenen Trikont-Verlages, war ebenfalls 1978 -schon mit von der Partie. Hajo von Kracht hat gerade (in der »Kommune« vom März 84) die Parole ausgegeben: »Hier sich wehren, heißt die Heimat ehren«, und erklärt: »Friedensbewegung (ist) im besten Sinne Heimatschutzbewegung.«

Und was tun die grünen Reformsozialisten? Auf die Gültigkeit der Ebermannschen Formel: »Alleine kann keine Strömung überleben« vertrauend, betreiben sie sowohl organisationsintern als auch nach außen eine Appeasement-Politik, die nicht nur naiv, sondern fahrlässig ist. Im Glauben, Politik sei über Personalentscheidungen zu machen, und mit den Defiziten ihrer eigenen Programmatik konfrontiert, schrecken sie vor einer Auseinandersetzung zurück, die sie Gremien-Terrain kosten könnte. Auf Dauer kann das nicht funktionieren. Denn über kurz oder lang wird der diffuse Antikapitalismus der grünen *Bewegung* entscheiden müssen, wo er eigentlich hinwill. Erst kürzlich haben sich europaweit 14 konservative Parteien zur *Konservativen Internationale* zusammengeschlossen.

Konkret 04/84, S. 22

Hans Branscheidt

Die Sieger von Beirut

Für den Westen sind sie »Ajatollahs«, »irre Derwische«, religiöse Fanatiker- Die schiitischen AMAL-Milizen, die im Februar die libanesische Armee zerschlugen und die US-Marines aus dem Land jagten. Hans Branscheidt bereiste im Auftrag der Hilfsorganisation »medico international« zehn Tage lang die Beiruter Gettos, in die westliche Berichterstatter keinen Fuß zu setzen pflegen. Er berichtet, was sie verschweigen

An dem Tag, als die Fatah-Kämpfer der PLO sich 1982 zum Abzug aus Beirut marschfertig machten, schrieb einer der palästinensischen Soldaten, der die Sache so nicht dastehen lassen wollte, rasch noch mit Kreide einen Slogan auf eine Papptafel, die er am Hafen der Stadt schief und wacklig in den Boden pflanzte: »Wir bleiben bei unserer Verabredung in Palästina.«

Das Versprechen mag bestehen bleiben - seine Erfüllung ist weiter als zuvor in die Ferne gerückt. Was ist aus denen geworden, die zurückblieben im Elend der plattgewalzten Lager und zerschossenen Ruinen?

Beirut ist surrealistisch. Am 6. Februar 1984, gegen 13 Uhr, überschwemmen die Bewohner der Flüchtlingslager und der südlichen Vorstädte das reiche West-Beirut. Dürftig ausgerüstet mit Waffen, in Jeans, Turnschuhen und Flanellhemden, treiben sie die von amerikanischen Spezialisten gegen sie trainierte libanesische Armee auseinander.

Viele von denen, die als schiitische AMAL-Miliz auftreten, kenne ich: aus Westdeutschland. Sie fahren alte VWs oder rostige Benz-Diesel, an denen hinten noch das »D«-Schild klebt und daneben die polizeilichen Kennzeichen aus GÖ oder K und Aufkleber mit »Grüßen vom Tegernsee« - Rostlauben Made in Germany im Kampf gegen US-Marines, gegen die rechten Kataeb-Milizen und die Reste der libanesischen Armee.

Die Eroberung der Stadt verläuft fast unblutig. die Armee des Staatspräsidenten Gemayel besteht zu 60 Prozent ebenfalls aus Schiiten, die auf ihre Verwandten aus den Elendsvierteln nicht schießen wollen.

Wer sind eigentlich diese AMAL-Milizen, die eine Weltmacht, die USA, und ihre Marines, immerhin zum zeitweiligen Rückzug auf ihre Kanonenboote vor der Küste zwingen konnten? Für Ronald Reagan ist die Sache eindeutig: »Die Ajatollahs haben die Macht in West Beirut übernommen.« Auch die westlichen Medien arbeiten stereotyp an einem Bild, das keine Menschen zeigt, sondern angstmachende, unberechenbare Untäter. Die »Frankfurter Allgemeine« druckt faschistoide Karikaturen, schiitische Muslime mit fanatisierten Affenfratzen, Kalaschnikows schwingend, dahinter erscheint Syrien, dann Moskau. So etwas erzeugt die rechte Stimmung gegenüber dem Mehrdeutigen, dem Fremden, und weckt den Wunsch nach Klarheit, nach Hygiene, nach »Säuberung« der Stadt durch die »Friedenssoldaten« von den Schlachtschiffen der 6. US-Flotte unter dem Oberbefehl von NATO-General William Rogers.

Doch die zielbewußte Stigmatisierung eines Viertels der libanesischen Bevölkerung als »irre Derwische« stiftet auch Verwirrung bei etwas demokratischeren Westlern. Sprechen denn nicht auch die Tatsachen für ein solches Bild? Wenn sich da einer, das grüne Märtyrerband auf der Stirn, in einen Laster setzt und mit 100 Pfund Sprengstoff auf die US-Botschaft zurast, muß er doch »verrückt« sein. Und die in den Flüchtlingslagern lebenden Palästinenser, Kurden und Pakistanis fallen gleich mit unter diese Rubrik. Die Gesamtlage wird für »undurchschaubar« erklärt - und »Wahnsinnige« braucht man nicht zu verstehen.

Da sind Orte mit Namen wie Sabra und Chatila, Chiah und Haret Hreik und Burj al Barajneh, Quartiere einer irdischen Mondlandschaft unter Sperrfeuer. Seit Wochen stehen sie unter Beschuß mit schweren Granaten aus den Rohren der modernen M-60-Panzer aus den Arsenalen der USA. Der stets unterbrochene »Waffenstillstand« hatte hier nie eine Bedeutung. Die Flüchtlinge in der sogenannten »Banlieu«, diesen zehn Quadratmeilen beispiellosen Elends, leben in Häuserresten und Ruinen, auf unidentifizierbaren Straßen, abgeschnitten von Wasser und Strom und jeglicher Versorgung. In schmalen, stinkenden Gassen irren Überlebende herum, liegen Tote in allen Stadien der Verwesung.

Die Rettungssanitäter der libanesischen Hilfsorganisation AMEL fahren mit mir tagelang in der Ambulanz durch diese Landschaft, die nur ein Hieronymus Bosch zeichnen könnte. Ob sie fromme muslimische Fundamentalisten sind? Mal fluchen sie auf Allah, dann beten sie wieder heftig. Einen starken Halt benötigen sie schon für ihre gefährliche Arbeit im Schrapnellsplitter-Regen.

Neben den zerschossenen Wasserrohren von Chiah, geduckt hinter einer Sandsackbarriere, unterhalte ich mich mit ihnen: Ahmed und Marwan sprechen Deutsch. Sie kennen Aachen und die Kaiserstraße in Frankfurt, wo »die Polizei immer so geprügelt« hat, bevor man sie als »Wirtschaftsflüchtlinge« und »Scheinasylanten« entlarvte und in das ihnen unbekannte Beirut abschob.

Ahmed, der gestern neben mir im Keller vor Angst so mit den Zähnen knirschte, daß ihm weiße Stückchen aus dem Mund fielen, will von ' mir wissen, was »die Grünen über uns denken«. Ob »die Deutschen noch immer zu Reagan halten«, ob sie

»humanitäre Hilfe statt Bomben« von uns zu erwarten haben.

Malek, mit seinen Pubertätspickeln, gerade 16 Jahre alt, bewaffnet und mit Entschlossenheit dabei, sagt, er sei »Sozialist« und meint: »Weißt du, es geht doch darum, daß wir nicht auch noch das Schicksal der Palästinenser erleiden müssen, wieder und wieder vertrieben zu werden. Habt ihr denn das verhindert? Hat nicht die ganze Welt geschwiegen? Und wird es uns nicht genauso ergehen, mit Hilfe eurer Waffen, wenn wir es nicht jetzt verhindern?«

In Sabra und Chatila spricht man Deutsch, oft mit Kreuzberger Tonfall. Die zehnköpfige palästinensische Familie Wazzan dokumentiert mit zerschlissenen Papieren ihren kürzlichen Berliner Aufenthalt und die Ablehnung ihres Asylantrages durch die dortigen Behörden. Zwangsweise abgeschoben, landeten sie in Beirut, einer Stadt, die sie überhaupt nicht kannten. Die kleine mongoloide Khadija wurde in Berlin mitten aus der medizinischen Behandlung gerissen. Im Beschluß des Berliner Verwaltungsgerichtes heißt es, daß der »Aufenthalt im Libanon zumutbar« sei »aufgrund der inzwischen stabilisierten und geordneten Situation«.

Die Familie Wazzan hatte tatsächlich Glück. Sie wurde nicht sofort am Beiruter Flughafen verhört und malträtiert. Zu Fuß schlug sie sich nach dorthin durch, wo man eben hingeht, wenn man Flüchtling ist: nach Sabra und Chatila, wohin kein deutscher Richter auch nur im Traum seinen Fuß zu setzen bereit wäre. Die älteren Söhne der Familie haben sich nun den AMAL-Milizen angeschlossen.

Zeinab, eine palästinensische Frau, treffe ich nach meiner Rückkehr in der Bundesrepublik. Ihr erster Asylantrag wurde vom »Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge« am 24.2.1983 als »offensichtlich unbegründet« zurückgewiesen. Klage hat sie dagegen nicht erhoben. Sie war weder der deutschen Sprache mächtig, noch konnte sie ihren damaligen Rechtsbeistand bezahlen. So wurde sie am 28.3.83 abgeschoben, um am Flughafen Beirut in die Hände der falangistischen Kataeb-Milizen zu geraten: Ach wurde sofort mehrmals heftig ins Gesicht geschlagen. Danach wurde ich von fünf oder sechs Männern stundenlang verhört.«

Es gelang Zeinab, ihren in Beirut lebenden Bruder Abdallah zu verständigen, der sie mit Hilfe von Geistlichen befreien und in seine Wohnung bringen konnte. Zwei Tage darauf wurde ihr Bruder abgeholt und in die geheimen Gefängnisse der Falange geschafft. Sie selber flüchtete zu Verwandten. Dort erreichte sie der Hinweis, daß nur ihr sofortiges »Verschwinden« den Bruder aus dem Gefängnis bringen könnte. Als Zeinab auch noch hörte, daß in der Nachbarschaft zwei Frauen, beide Libanesinnen und mit Palästinensern verheiratet, erschossen in ihren Wohnungen aufgefunden worden seien, verließ sie Beirut. Über den Ost-Berliner Bahnhof Friedrichstraße reiste sie erneut in den westlichen Teil der Stadt ein. Sie stellte wieder Antrag auf »politisches Asyl« - genau in jenen Tagen, als sechs Menschen in den Abschiebekäfigen Berlins bei lebendigem Leib verbrannten.

Das Fehlbild, das westlichen Menschen über die Verhältnisse im Libanon unentwegt angeboten wird, beruht zum wesentlichen Teil auf den journalistischen Bemühungen von Medienrepräsentanten, die auch in den schlimmsten Kriegsstunden Beiruts in der Lage sind, vom feudalen Commodore Hotel aus die Ereignisse richtig einzuordnen. Damit ihren Statements in der abendlichen Tagesschau auch der prickelnde Hauch der Authentizität anhaftet, finanzieren sie gewaltige Stäbe zum Beschaffen sensationeller Bilder und spektakulärer Nachrichten. Ganz unten in der Hierarchie dieses Kriegsreportagen-Journalismus stehen die sogenannten »freelancers«: mindestens 500 Abenteuerlustige aus aller Welt, die für 1.000 bis 2.000 Dollar bereit sind, in vorderster Frontlinie jene waghalsigen Fotos zu schießen, die abends dem westlichen Fernsehzuschauer den Mut »seiner« Reporter zeigen sollen. Wer die heißesten Streifen in den Kasten bekommt, erhält das meiste Geld. Da die Konkurrenz mörderisch ist, kämpfen Filmer und Fotoreporter ihre Angst mit Koks nieder.

Am Tag nach der bewaffneten Erhebung der schiitischen Parias aus den Vorstädten fällt den Meinungsarrangeuren nichts anderes ein, als darüber zu berichten, daß einige absolut minoritäre fundamentalistische Milizen im Namen des Islam den Chivas Regal Whiskey in ihrer Hotelbar zerdepperten. Daß die Botschaft der Bundesrepublik in Beirut nicht von den AMAL-Milizen angegriffen wurde, sondern daß das falangistische Militär des Amin Gemayel dafür verantwortlich war, dem die Sympathie und Hilfe der Bundesregierung zuteil wurde, wissen sämtliche Herren von Funk und Fernsehen genau. Noch besser wissen sie, warum das keine Nachricht wert sein darf.

Die jüngsten Ereignisse im Libanon sind ihnen fremd. Die handelnden Personen bleiben unbekannt und Gegenstand vager Spekulation. In den südlichen Elendsgebieten der Stadt, wo man etwas über sie hätte in Erfahrung bringen können, wurde diese Presse nie gesehen: nach »Soweto« geht man nicht.

Dort dominiert die AMAL - arabischer Name für Hoffnung -, die größte Miliz der schiitischen Moslems. 1975/76 von dem Geistlichen Mussa Sadre gegründet, stützt sie sich auf das Gros der libanesischen Hand- und Hilfsarbeiter, die Mehrheit der Bevölkerung des Landes.

Anfang der siebziger Jahre waren 35 Prozent der schiitischen Männer und 70 Prozent der Frauen Analphabeten. 28 Prozent der Schiiten (aber nur sechs Prozent der Christen) lebten unter der amtlichen Armutsgrenze (Jahreseinkommen: 1.890 Mark). Und seitdem ist es nur schlimmer geworden. Nicht ein einziges öffentliches Hospital stand der Bevölkerung der

südlichen Vororte von Beirut offen. Allein die medizinischen Einrichtungen der PLO sorgten für minimale medizinische Versorgung - und die sind nun geschlossen.

Im Laufe eines zehnjährigen Bürgerkrieges, der immer neue Flüchtlingsströme in die Lager und Gettos am Rande der Hauptstadt spülte, begannen die Schiiten, sich zu organisieren. Ihr Vorbild war die PLO. Viele Kämpfer der späteren AMAL-Miliz erhielten ihre militärische und politische Ausbildung bei der Fatah. Es gelang den Schiiten, in relativ kurzer Zeit, eine eigene soziale Infrastruktur in der südlichen »banlieu« von Beirut aufzubauen: Selbstverwaltungs-Komitees

wurden eingerichtet, die medizinische Betreuung organisiert, Vorbeugungen gegen die grassierenden Infektionskrankheiten getroffen. Frauen lernten lesen und schreiben. Arbeitslose produzierten in kleinen Ateliers Prothesen aus Leder, Metall und Gips für die vielen Kriegsverletzten.

So wurden die Schiiten, die so lange eine duldende Mehrheit gewesen waren, zu einer gesellschaftlichen Kraft, die die bis dahin gültige politische Konstellation des Libanon aus den Angeln hob. In einer »nationalen Errettungsfront« verbündeten sie sich mit den drusischen Bergbewohnern des Walid Dschumblatt und mit der kleinen Fraktion der nasseristischen Murabitun-Milizen, die sich auf die sunnitisch-moslemische Bevölkerung der Levante stützt.

Keiner der westlichen »Nahost-Experten« hatte das Erstarken der Schiiten erwartet. Umso hektischer und zynischer reagierten sie. US-Spezialisten trainierten in aller Eile die libanesische Armee des christlichen Präsidenten Gemayel: Sie sollte den Widerstand der südlichen Vororte niederkartätschen und die AMAL-Milizen von den Drusen in den naheliegenden Ausläufern des Chouf-Gebirges trennen. Doch die Offensive scheiterte. Das politisch-militärische Bündnis der leichtbewaffneten AMAL mit den Drusen und deren in den Bergen postierten schweren Geschützen erwies sich als unüberwindlich.

Allein eine massive Intervention von US-Truppen hätte den Widerstand brechen können. Doch das schien Washington (noch?) zu risikoreich. Außenminister George Shultz beorderte seine »Friedenstruppe« auf das Kriegsschiff »New Jersey« zurück und schickte sie zum Erholungsurlaub nach Israel. Der Versuch der Reagan-Administration, im Libanon eine verbindliche politische Zentralgewalt unter Führung der Familie Gemayel und ihrer falangistischen Partei zu installieren, war (vorerst) gescheitert.

Gemayel mußte sogar das Abkommen von 17. Mai 1983, in dem er Israel einen weitreichenden Einfluß auf die libanesische Politik eingeräumt hatte, kündigen. Das Ziel der Israelis bei ihrem blutigen Überfall auf den Libanon, dort eine verbündete Regierung zu plazieren, ist damit gescheitert. Für eine dauerhafte Besetzung des Landes sind die israelischen Militärkräfte zu dünn. Sie reichen nur zur »Luftherrschaft« und zur jederzeitigen Wiederholung der mörderischen Bombardements vom Jahreswechsel 1982/83.

An einer Kreuzung bei Sabra, zwischen Sandsäcken und Erdwällen, sitzt ein junger Mann, dem »die Nacht in den Kopf geraten ist«, wie die Umherstehenden respektvoll sagen. Der wiegt, einem inneren Zwang folgend, unentwegt seinen Oberkörper hin und her und sagt auch immer nur dieselben Worte: »Kommt, seht doch das Blut in den Straßen«.

Konkret 04/84, S. 26

Sabine Rosenbladt

Oberlackmeierei

Je mehr »billiger Atomstrom« produziert wird, desto höher werden die Strompreise. In Hamburg haben sich die »Electricitätswerke« mit dem hemmungslosen Bau von Atomkraftwerken bereits an den Rand der Pleite manövriert. Zum Glück haben die verantwortlichen Politiker und Konzernbosse schon vor Jahren erklärt, für den Schaden persönlich haften zu wollen...

Der Hamburger Senat gehört zu 72,8 Prozent den Hamburgischen Electricitätswerken AG (HEW). Oder war es umgekehrt? Wie auch immer: Derartige Petitessen fallen kaum ins Gewicht.

Man wird sich dunkel erinnern, daß es vor Jahren einen gewissen Widerstand gegen den Bau des Atomkraftwerks Brokdorf an der Unterelbe gab. Rund 100.000 Bürger, etliche Experten, Hamburgs Bürgermeister und sogar Teile seiner regierenden SPD waren im Gegensatz zur HEW der Ansicht, daß für ein viertes Atomkraftwerk zur Stromversorgung der norddeutschen Großstadt kein Bedarf bestehe. Es wurde gelegentlich die Meinung geäußert, daß schon drei AKWs zu viel seien.

Die HEW setzte sich durch. Der Bürgermeister mußte zurücktreten, die Experten wurden ausgelacht, die Bürger verprügelt und mit Gerichtsverfahren überzogen. Wer nicht glauben wollte, daß wir den »billigen Atomstrom« wirklich brauchen, weil ohne ihn spätestens 1980 in Hamburg »die Lichter ausgegangen« wären, wie die CDU düster prophezeite, der mußte dran glauben.

Denn viele bekannte und wichtige Männer haben uns damals gesagt, daß ohne das Atomkraftwerk Brokdorf nicht nur für Hamburg finstere Zeiten anbrechen würden, sondern der Staat, die freie Marktwirtschaft, kurz, »das System« als solches ins Wanken geriete: Helmut Schmidt, Bundeskanzler, drohte für den Fall des Hamburger Brokdorf-Ausstiegs seinen Rücktritt an, Wirtschaftsminister Graf Lambsdorff (Flick) versicherte den Kieler Brokdorf-Fan Stoltenberg seiner innigen Freundschaft, der CSU-Generalsekretär sah die Russen schon kurz vor der Hamburger Stadtgrenze stehen und warnte vor einer »ernsten Gefahr für die Bundesrepublik«.

Nun hat »das System« ja für solche Risiken Vorsorge getroffen. Im HEW-Aufsichtsrat saßen zur Zeit der Brokdorf-Entscheidung zufällig der Vorstandsvorsitzende der AEG (die das AKW Krümmel mitbaute), der Aufsichtsratsvorsitzende von Siemens (über die Tochterfirma KWU Bauherr der AKWs Brunsbüttel und Brokdorf), zwei Bankenvertreter(die über Großkredite am Atomkraftgeschäft verdienen), je ein Abgesandter Stoltenbergs und Albrechts (Zwischenlager, Wiederaufbereitung) und zehn Arbeitnehmervertreter der Belegschaft, die HEW-Vorzugsaktien im Wert von 20 Millionen Mark hält und auch an den »billigen Atomstrom« glaubte. Aufsichtsratsvorsitzender war Hamburgs Finanzsenator Wilhelm Nölling, genannt »Atom-Willi«.

Selbstredend kam dieser Aufsichtsrat und damit auch der HEW-Vorstand zu dem Ergebnis, daß der Brokdorf-Ausstieg, wirtschaftlich gesehen, glatter Wahnwitz sei. HEW-Vorstandssprecher Dr. Hans Werner Oberlack (von Nölling liebevoll »Dr. Dämlack« genannt) am 12. Februar 198 1: »Wir können gar nicht aus dem Vertrag mit den Nordwestdeutschen Kraftwerken (KWU) über den gemeinsamen Bau des Kernkraftwerks aussteigen. Wir würden dem Unternehmen und der Stadt Hamburg riesigen Schaden zufügen. Als *Organe der Gesellschaft müßten Vorstand und Aufsichtsrat für diesen Schaden haften. «*

Ihr Wort in unserem Ohr, Herr Dr. Oberlack. Der Schadensfall ist nämlich eingetreten, zugegebenermaßen schneller, als alle Beteiligten es für möglich gehalten hätten. Zum Glück haben die *Arbeitnehmer-Vertreter* (kein Druckfehler) im HEW-Aufsichtsrat Anfang Februar noch Gehaltserhöhungen von jeweils 100.000 Mark für ihre HEW-Chefs durchsetzen können (Jahresgehalt Dr. Oberlack 1984: 305.000 Mark); die Schadenersatzforderungen werden also keine ganz Armen treffen.

Die ersten, die stutzig wurden, waren die Hamburger Tarifkunden des Unternehmens. Denn je mehr billiger Atomstrom in ihr Netz eingespeist wurde, desto teurer wurde ihre Stromrechnung:

· 1980: Strompreiserhöhung 7 Prozent

· 1981: Strompreiserhöhung 14,2 Prozent

· 1982: Strompreiserhöhung 5,8 Prozent

· 1983: Strompreiserhöhung 6,5 Prozent

Für das Jahr 1984, in dem der Hamburger Strombedarf zu 66 Prozent (1983: 27 Prozent) von Atomkraftwerken produziert werden soll, beantragte die HEW gar eine Strompreiserhöhung von 11 Prozent, da »die Erlöse im Stromgeschäft in den Jahren 1982 bis 1984 die Kosten nicht decken« und dadurch »die Substanz des anlageintensiven Unternehmens ausgezehrt und die Erfüllung der zukünftigen Versorgungsaufgaben gefährdet« werde.

In der Tat: Die »Stromer« (»Bild«) haben sich in so abenteuerlichen Größenordnungen verkalkuliert, daß Fachleute die Kreditwürdigkeit des Unternehmens auf dem Kapitalmarkt gefährdet sehen und den Konkurs der einst blühenden Aktiengesellschaft für denkbar halten.

Meilensteine des Verfalls sind die vier Atommeiler Stade (1972 ans Netz), Brunsbüttel (1976), Krümmel (1983) und Brokdorf (voraussichtlich 1986/87).

Das Atomkraftwerk *Stade* (Baukosten ca. 600 Millionen Mark, HEW-Anteil 1/3) liefert seinen HEW-Stromanteil ausschließlich an den industriellen Großabnehmer Hamburger Aluminiumwerke (Reynolds). Mit Reynolds haben die HEW Anfang der siebziger Jahre einen Zwanzig-Jahre-Liefervertrag zu so lächerlich günstigen Konditionen abgeschlossen, (2,8 Pfennig pro kWh bei Herstellungskosten von mindestens 6,3 Pfennig pro kWh), daß die HEW dabei jährlich 50 Millionen Mark Verlust machen: Pro Kopf der 1.200. HAW-Arbeitnehmer sind das monatlich rund 4.000 Mark, wenn es denn um Arbeitsplätze gehen sollte, mit dieser Art von Subvention.

Das Atomkraftwerk *Brunsbüttel* (Baukosten 1,5 Milliarden Mark, HEW-Anteil 2/3), genannt »der Schrottreaktor«, hat sich zum Schrecken aller Atomkraftmeier entwickelt: Weil es ständig kaputt war, hat es bisher überhaupt erst 16 Milliarden Kilowattstunden Strom produziert, das entspricht einer Auslastung von 31 Prozent. Außerdem mußte im vergangenen Jahr für 450 Millionen Mark das gesamte Rohrleitungssystem erneuert werden. Der von Brunsbüttel verursachte betriebswirtschaftliche Gesamtschaden dürfte bei einer dreiviertel Milliarde Mark liegen.

Das Atomkraftwerk *Krümmel* (Baukosten 3,5 Milliarden Mark, HEW-Anteil 1/2), ein Siedewasserreaktor wie Brunsbüttel, ging 1983 ans Netz - und sorgte dafür, daß die HEW, so der GAL-Abgeordnete Klaus Gärtner, derzeit doppelt so viel Strom zur Verfügung haben, wie am kältesten Wintertag des letzten Jahres gebraucht wurde: Da die Stromzuwachsprognosen der HEW-Planer sich als völlig überzogen herausgestellt haben, sitzt das Unternehmen schon jetzt auf 100 Prozent Überkapazität.

Trotzdem, weitergebaut wird das Atomkraftwerk *Brokdorf* (bei Baubeginn geschätzte Baukosten: 1,5 Milliarden Mark; heutige Schätzung 4,9 Milliarden - offiziell - bis 9 Milliarden Mark, HEW-Anteil 1/2), das allein an Bauzinsen derzeit jährlich 50 bis 60 Millionen Mark verschlingt. »Bild« berichtete am 2. Dezember 1983: »Seit Monaten versucht der HEW-Vorstand ganz heimlich, ein Viertel Atomkraftwerk zu verkaufen - aber keiner will's haben. Angeboten werden 25 Prozent vom (noch nicht fertigen) Atommeiler Brokdorf .... weil sie schon jetzt mehr Strom produzieren, als sie verkaufen können. Fachleute schätzen die Überkapazität derzeit auf 260 Megawatt. Dazu kämen 1987 noch mal 650 Megawatt aus Brokdorf ... «

insgesamt haben die HEW nach eigenen Angaben in den letzten vier Jahren 1,7 Milliarden Mark in den Ausbau ihres völlig überdimensionierten Atomkraftwerksparks investiert, das sind 75 Prozent des ganzen Investitionsvolumens. Allein die Zinsen für diese über Bankkredite finanzierte Summe lagen bei 328 Millionen Mark. Die konventionellen Kraftwerke müssen zur Reservehaltung weiterbetrieben werden, um einzuspringen, wenn einer der Megawatt-Giganten ausfällt.

Doch warum die Hamburger mittlerweile die höchsten Strompreise der Bundesrepublik bezahlen, begründete Vorstandssprecher Dr. Oberlack frohgemut so: »Diese überdurchschnittlichen Erhöhungen ergaben sich eigentlich ja aus der auch auf uns durchschlagen den Welle der Kostenerhöhungen bei den Brennstoffen und in wachsenden Umfang auch bei den Aufwendungen für den Umweltschutz.«

Umweltschutzinvestitionen der HEW nach eigenen Angaben in den letzten vier Jahren: 31 Millionen Mark.

Zum ersten April (-April) dieses Jahres genehmigte der Hamburger Senat der' HEW eine Tariferhöhung von 6,5 Prozent. Laut Energiewirtschaftsgesetz untersteht die Stromfirma seiner Aufsicht, um »im Interesse des Gemeinwohls die Energiearten wirtschaftlich einzusetzen, den notwendigen öffentlichen Einfluß in allen Angelegenheiten der Energieversorgung zu sichern, volkswirtschaftlich schädliche Auswirkungen des Wettbewerbs zu verhindern ... und durch all dies die Energieversorgung *so sicher und billig wie möglich* zu gestalten.«

Für die Riege der sozialdemokratischen Brokdorf-Befürworter, heute allesamt in Amt und Würden oder wenigstens mit einträglichen Posten wie der Leitung der Hamburger Gaswerke betraut, ist die Lage peinlich: Jetzt, wo das Debakel offenbar wird, will es keiner mehr gewesen sein. Deshalb bestätigte der Senat seinen Electricitätswerken, die Art der Kostenberechnung »erscheine vertretbar«, zu deutsch: Die HEW dürfen ihre kleinen Stromkunden schröpfen.

»Möglicherweise«, räumte Hamburgs Energiesenator und HEW-Aufsichtsratsvorsitzender Jörg Kuhbier ein, »ist die Stromproduktion in Kernkraftwerken günstiger. Aber die teuren Baukosten schlagen voll auf die Strompreise durch.« Was folgert der Senator hieraus? »Die Preiserhöhungen sind in den letzten zehn Jahren auf Grund von energiepolitischen Entscheidungen entstanden, die Senat und Bürgerschaft mehrheitlich mitgetragen haben. «

Im Klartext: Die Hamburger sind selbst schuld an ihren Politikern und damit auch an ihren Strompreisen.

Was sagt zum Beispiel Dr. Henning Voscherau, der vor drei Jahren getönt hatte, der Brokdorf-Ausstieg sei »unverantwortlich«, weil: »die verlorenen Investitionen, die sich ja als Schaden niederschlagen, das werden wir alles

bezahlen müssen«? Dr. Henning Voscherau, Fraktionschef der SPD, sagt heute: »Die Überkapazitäten der HEW sind so gewaltig, daß sie beginnen, das Unternehmen zu gefährden.« Vom Bezahlen sagt er vorsichtshalber nichts mehr.

Und warum fordert nicht wenigstens die CDU-Opposition den sofortigen Rücktritt der verantwortlichen Politiker? Deshalb:

»Immer deutlicher«, so CDU-Oppositionsführer Hartmut Perschau am 5. Mai 1983 in »Bild«, »bewegt sich Bürgermeister von Dohnanyi auf den Spuren von Hans Ulrich Klose nach links. Wie sein Vorgänger versucht er mit allen Mitteln, aus dem *preiswerten Brokdorfstrom* auszusteigen. Bisher ist dieser Ausstieg aus der Vernunft an den Fachleuten der HEW gescheitert. «

CDU-Fraktionssprecher Ove Franz am 29. Februar 1984 in »Bild«: »Wir haben schon voriges Jahr darauf hingewiesen, daß die Energiepreise in der Welt sinken, Brokdorf also gar nicht für die Stromerzeugung der HEW notwendig wäre.«

Doppelter Rittberger ist gar nichts dagegen.

Konkret 04/84, S. 30

Joachim Bruhn

Rette sich wer kann - die Vernunft

Pazifistische Glaubwürdigkeit, DLRG, kapitalistisches Kreditsystem

»Rette sich wer kann, denn das Leben ist ein Schiffbruch.«

»Kredibilität (lat.) Glaubwürdigkeit.« (Meyers Großes Konversations-Lexikon)

Politökonomisch betrachtet ist Prostitution ebenso Lohnarbeit wie alle Lohnarbeit Prostitution: bedingungslose Unterwerfung unter fremdgesetzte Zwecke um (Liebes-)Lohnes willen. Aus einer doppelten Prostitution kann gar, wie in der bürgerlichen Ehe, eine staatstragende Tugend entstehen: die Familie als die Keimzelle von Anstand, Ordnung, Sauberkeit. Pazifistisch betrachtet ist noch der letzte friedenssüchtig motivierte grobe Unfug ebenso Ausdruck reines Überlebenswillens wie sich der Überlebenswille mindestens in grobem Unfug ausdrückt: bedingungslose Unterwerfung des Individuums unter die Zwangsgebote der Selbsterhaltung. Das Leben muß gerettet werden, und koste es auch den Verstand. »Es scheint, als ob man seine Lage verbesserte, wenn man sich des Bewußtseins von ihr entledigt«, beschreibt eine sozialpsychologische Studie über Kriegsangst diesen Sachverhalt: »Besonders schlecht geht es einem nach dieser Logik, wenn man weiß, daß es einem schlecht geht. Wer sein Elend gewahr wird, wird elend«. Der Pazifismus vermag diese doppelte Pleite - denn dem Ruin des Verstandes folgt notwendig die Ruinierung des Lebens - in ein politisches Pfund, mit dem zu wuchern ist, zu verwandeln: in Glaubwürdigkeit, in Anspruch und Recht, auch außerhalb von Wahlzeiten politisch einmal ernstgenommen zu werden. Aber - und so betitelt schon vor Jahren nicht zufällig ein Sozialdemokrat, Erhard Eppler, ein politisches Bekenntnisbuch über seelische Innenausstattung der Macht - »Das Schwierigste ist Glaubwürdigkeit«.

Am hohen Kurswert, den die Vokabel von Glaubwürdigkeit des Engagements in der Friedensbewegung genießt, ist abzulesen, warum die Infantilisierung der Protestformen unaufhaltsam um sich greift. Glaubwürdig zu sein, das besagt in etwa: Wer den Frieden will, muß erst beweisen, daß er selber Frieden hier und jetzt lebt und anderen ihn in aller Öffentlichkeit vorexerziert, damit man Glauben ihm schenkt. Glaubwürdig sein bedeutet daher, zu versichern und zu beweisen, daß keine Hintergedanken man pflegt. Glaubwürdigkeit wird erlangt durch Veröffentlichung des eigenen Seelenlebens, durch die Aufforderung an andere, das eigene Seelenleben zu inspizieren. Peter Glotz bemerkt dazu: »Nichts zerstört die Glaubwürdigkeit der Politiker so sehr wie ihre große Angst, etwas von sich zu zeigen. Unser Versuch, unverletzlich zu scheinen, (...) verwandelt uns in einen Maskenzug. (Verlangt werden muß) das Bekenntnis zur Subjektivität«. Und sein Kollege Volker Hauff sekundiert, es ginge zum Zwecke politischer Glaubwürdigkeit darum, »in der Politik die eigene Identität zu wahren«. Im Begriff der Glaubwürdigkeit ist die Liquidierung jedes politischen Inhalts gesetzt, die Unmündigkeit der Subjekte, aus rationalem Verständnis der Sache selbst auch nur irgend etwas zu unternehmen, was nicht sie selbst betroffen macht. Der bürgerlichen Gesellschaft heiligt das »Ich« alle Zwecke. T.W. Adorno hat die Mechanik dieser Befreiung vom Inhalt zum Egoismus als den »Jargon der Eigentlichkeit« beschrieben: »Wichtig soll vor allem Inhalt der Beziehung zum andern sein; dazu ist dem Jargon das abgeschabte Gemeinschaftsethos der Jugendbewegung gut genug... Der Jargon bändigt Engagement zur festen Einrichtung und bestärkt überdies die subalternsten Redenden in der Selbstachtung: sie seien schon Etwas, weil aus ihnen ein Jemand spricht, auch wo er ganz nichtig ist. Die mitschwingende Weisung des Jargons, ihr Gedanke solle nicht zu sehr sich anstrengen, weil er sonst die Gemeinschaft verletze, wird ihnen auch noch zur Garantie höherer Bewährung«... Der Jargon der Glaubwürdigkeit verwandelt den politischen Raum in einen von »Selbstachtung« auf Gegenseitigkeit, in Therapie, und unterwirft die politische Öffentlichkeit der »Tyrannei der Intimität«, die Erfahrung systematisch ausschließt, indem sie Erlebnisse und deren Bekenntnisse organisiert.

Die Friedensbewegung, nach diesem politischen Muster handelnd, verwandelt sich in eine Filiale der Deutschen Lebensrettungsgemeinschaft. Rettung des Lebens - dies meint ihr weniger die Opposition gegen den kommenden Krieg und seine Vorbereitung als die Befreiung aus der nervtötenden Enge des bürgerlichen Erwerbsalltages, aus der Tretmühle von Konkurrenz und Egoismus, aus dem zum Konsumismus degradierten Freizeitleben. Am Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus«, schrieb Hegel, »alle Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen«. Die Friedensbewegung organisiert gegen den langweilig gewordenen Frieden (der aber, und das will sie nicht zur Kenntnis nehmen, nur ein Waffenstillstand ist) eine Bewegung für Selbsterfahrung und Selbstgenuß. Vom Frieden als innere Erfahrung und Abenteuer ist's nicht weit bis zum »Krieg als inneres Erlebnis«. In diesem ihrem Bewegungsgesetz erweist sich die Friedensbewegung mehr als Einstimmung der Gesellschaft auf den nächsten Krieg denn als Mittel seiner Verhinderung.

Dem Gesetz der Glaubwürdigkeit des Handelns folgend, verwandelt sich das pazifistische Handeln in Scheinopposition. Zweck ist nicht länger Verhinderung, sondern Bekenntnis, öffentliche Exhibition des Innenlebens. Es geht um den Friedenswillen, der zum Ausdruck, nicht zu seinem Recht gebracht werden soll. »Als Ausdruck unserer Gemeinsamkeit«, so heißt es etwa im Freiburger Programmheft zur bundesweiten Aktionswoche gegen die »Nach«rüstung über den »Widerstandstag der Frauen«, »hängen wir Friedenstauben in die Fenster«. Es paßt nur zu gut zu diesen Formen von Scheinopposition und Pseudo-Aktivität, die die aus den Kirchen auf die Straßen gebrachte Ohrenbeichte zur Politik erheben, daß ihre Organisatoren die Polizei nicht als staatlichen Gewaltapparat, sondern als irregeleitete Selbsterfahrungsgruppe betrachten.

Im Modell der Glaubwürdigkeit verschmelzen Intention und Resultat, Wille und Realität, Innen und Außen, Subjektives und Objektives. Der Wille projiziert sich auf die Welt und erkennt in dieser nichts anderes als sich selber. »Nur Menschen, die selbst friedlich sind, können auch politischen Frieden bewirken«, schreibt der ideelle Gesamttheoretiker der Friedensbewegung Franz Alt: »Frieden fängt innen an, die Wurzeln sind entscheidend«. Die Triebkraft des Friedens ist ihm denn auch die »Liebe zu seinem wahren Selbst«. Das wahre Selbst ist der von allen kulturellen Segnungen befreite Mensch, der auf das biologische Gattungswesen reduzierte Mensch, dem Leben nicht reich entfaltete Genußfähigkeit bedeutet, sondern nur Überleben auf der Stufe amöbenhaften Seins. »Nicht zu wissen, zu sein ist unsere Aufgabe«, schreibt Franz Alt, und es ist die pure Höflichkeit, nicht auch noch Gleiches von Petra Kelly, Rudolf Bahro und anderen, die die Volksfront fürs Überleben angezettelt haben, heranzuziehen. Das werte Selbst, in das einzufühlen das friedensbewegte Bewußtsein einlädt, entdeckt sich in jedem anderen. Daher haben auch die Staatsmänner, jenseits ihrer »Rolle« als Kriegs- und Friedensverwalter noch eine eigentliche Geheim-Existenz als »Menschen«, die überleben wollen. Die Friedensbewegung organisiert Opposition als helfende Einfühlung ins Politiker-Ich.

Wie ist es mit dem Gesellschaftsbild, das im Begriff der Glaubwürdigkeit implizit enthalten ist, bestellt? Nach welchen Gesetzen bewegt sich eine Welt, die der Wille erschafft? Günther Anders: »Wer sich auf den Asphalt legt, den Tod simuliert und sich wie eine Leiche forttragen läßt, der handelt nicht (...) Leichen spielen ist so unernst wie das Soldat-Spielen von Kindern (...) Auch die drei Mädchen, die mir aus Köln schreiben, eine Woche lang würden sie keinen Bissen essen, sie handeln nicht. Denn in Wirklichkeit gibt es natürlich keinen Wirkungszusammenhang zwischen den Protestleistungen, also z.B. nichtgegessenen Schinkensemmeln und den militärischen Schaltzentralen jenseits des Atlantik. Der Glaube an die Effizienz solcher privater Opfer ist reiner Aberglaube. Solche pseudoreligiöse Hungerei bewirkt nicht das mindeste. Der Effekt besteht lediglich in der Genugtuung über die eigene gute Tat. Ebensogut hätten die drei Mädchen sich entschließen können, pausenlos nur Schinkensemmeln zu essen.« Schein-Opposition gesteht bereits durch ihre Protestformen, daß dem wirklichen Zusammenhang von Gesellschaft und Krieg nicht auf die Spur sie zu kommen wünscht, daß mit dem Prinzip bürgerlicher Gesellschaft einverstanden sie ist. Ihr Pseudo-Handeln ist ihr einzig Gegengift gegen Langeweile und seelische Austrocknung von innen, ist Mittel zum Selbstgenuß.

Am Selbstgenuß der guten moralischen Qualitäten des einzelnen, den die Friedensbewegung für Menschen organisiert, die sich nicht selbst verändern, sondern selbsterfahren wollen, erhellt der objektiv-ökonomische Sinn von Glaubwürdigkeit, der andernfalls, als »häufiges Gemisch von Limonade und Phrase«, nur kulturkritisch zu behandeln wäre. Glaubwürdigkeit, kredibel, kreditwürdig zu sein - das ist (Kleider machen Leute) die letzte Hoffnung von Kleingewerbetreibenden, die kurz vor dem Ruin stehen und, ohne materielle Sicherheiten noch bieten zu können, versuchen, der Bank den rettenden Kredit abzuschwatzen. Da keine wirklichen Sicherheiten der Bank sie zu bieten haben, sind sie bemüht, ihre persönlichen Eigenschaften zu kapitalisieren. »Betrachtet man die Grundlagen des Personalkredits, so erscheinen als solche ... die guten wirtschaftlichen und moralischen Eigenschaften des Kreditnehmers, dessen Fleiß, Geschicklichkeit, Redlichkeit etc.«.

Es genügt hier ganz und gar nicht, daß der Kreditantragsteller im Besitz dieser schönen und renditeträchtigen Tugenden sich weiß, denn so belehrt uns »Meyers Großes Konversations-Lexikon«, Glaube an die eigene Glaubwürdigkeit ist noch lange nicht kreditwürdig in den Augen der Bank. Kreditwürdigkeit erheischt ununterbrochenes Dementi eventuell vermuteter Hintergedanken. Beständig muß der allgegenwärtige Verdacht, Kreditbetrug verüben zu wollen, ausgeräumt werden. Dazu gibt es nur eine Möglichkeit: wirklich so harmlos zu werden wie man krampfhaft sich auszusehen bemüht. Obwohl hier nicht darauf eingegangen werden kann, steht zu vermuten, daß hinter dem hohen Kurswert von Glaubwürdigkeit des Handelns, von Vorleben etc. in der Friedensbewegung sich die Ur-Angst des Kleingewerbetreibenden verbirgt, eines Tages von der Bank hängengelassen zu werden. Eine gesellschaftliche Schicht, die um ihre Kreditwürdigkeit bangt, hätte dann nicht zufällig sich zu einer solchen Friedensbewegung geballt.

Ein Indiz dieser Vermutung wäre auch die Reaktion der Friedensbewegung auf Kritik. Notorisch faßt nämlich Kritik sie auf nach dem Vorbild von Kreditverleumdung und beweist damit, daß ihr nicht Gründe gelten, wo es um das gute Ansehen geht. Im Gegensatz zum Straftatbestand des Kreditbetruges als dem Vortäuschen des Verfügens über finanzielle Mittel wird als Kreditverleumdung bestraft, was die vorsätzliche Beschädigung der Kreditwürdigkeit eines Dritten bezweckt. Darauf steht nach § 187 StGB Gefängnis bis zu zwei Jahren.

Weiteres Anzeichen könnte die Schutzvorkehrung sein, mit der sich der Kreditbedürftige im Vorfeld gegen Verleumdung abzusichern sucht. Um nur ja angenehm zu sein und glaubwürdig, vermeidet er ängstlich all die Ecken und Kanten, an denen der Kreditgeber sich stoßen könnte. Er macht sich ungreifbar, um den Kredit in die Scheune einzufahren. Er stellt keine Behauptung auf, die er nicht, kafkaesk, sogleich durch ein »allerdings« relativieren und zurücknehmen würde. Er behauptet nichts, um nicht ökonomisch enthauptet zu werden - außer seinem Übermaß guten Willens natürlich, der ihn befähigt, allen Ansprüchen gerecht zu werden. Wo Kritik gleichwohl laut wird, zieht er sich auf seine moralischen Qualitäten als eine unangreifbare Bastion zurück und läßt die Kritik damit gegen eine Gummiwand laufen. Der Kreditbewerber mag von Kritik nur kumpelhaftes Necken sich erwarten und die Aufforderung, das nächste Mal es (noch) besser zu machen, wo es der Kritik darum geht, zu zeigen, daß einmal schon zuviel war. Im Kreditwesen darf Kritik alles andere sein als der Einspruch dagegen, daß guten subjektiven Gewissens das objektiv Falsche getan wird, weil das Richtige keiner wissen mag. Die Sprache des Kreditwesens aber ist »verschleimte Sprache« und ein Herrschaftsmittel par excellence.

Die Entwertung des Kreditgeldes »würde die bestehenden Verhältnisse erschüttern«, schrieb Marx: »Dies ist unvermeidlich in der kapitalistischen Produktion und bildet eine ihrer Schönheiten«. Es ist dies aber nicht die einzige Schönheit, um die eine glaubwürdige Friedensbewegung die in ihr organisierten Menschen betrügt.

Konkret 04/84, S. 32

Maria Heinlein

Blutlachen

Seit US-Strategen nach der Devise »Thinking the Unthinkable«, das Undenkbare denken, die multiple Vernichtung der Menschheit planen, hat sich auch die US-Satire ein neues Motto zugelegt: »Laughing the Unlaughable« - ein letzter Rat an eine Nation, die sich gerade anschickt, die Unwählbaren zu wählen

Wußten Sie, daß die Druckwelle einer Atombomben-Explosion in Wirklichkeit gar nicht schlimmer ist, als wenn ein 500.000-Tonnen-Baseball auf Ihr Haus fällt?

Haben Sie schon mal über die positiven Seiten eines globalen nuklearen Schlagabtauschs nachgedacht? Nein? Wie pessimistisch von Ihnen. Denn was Sie heute quält, ärgert, beschäftigt , darüber müssen Sie sich nach der Stunde Null bestimmt nicht mehr den Kopf zerbrechen: Kein Verkehrschaos, kein Schulstreß, keine Steuerschulden mehr, kein saurer Regen und kein Lehrstellenmangel, sondern jede Menge Freizeit, die Bereicherung Ihres Sexuallebens durch reizvolle Mutationen, ungeahnte Möglichkeiten kreativer Selbstverwirklichung...

Sie haben Bedenken, weil Sie fürchten, den Dritten Weltkrieg nicht zu überleben? Auch da kann Ihnen eine kürzlich in den USA erschienene Broschüre nützliche Hinweise geben. Zum Beispiel: »Je nach ihrer Entfernung von Ground Zero werden Sie Temperaturen bis zu 4.000 Grad ausgesetzt sein. Warum bereiten Sie sich nicht darauf vor, indem Sie täglich zehn bis 15 Minuten in Ihrem Wäschetrockner verbringen? «

Das 30-Seiten-Heft mit dem Titel »Treffen Sie Herrn Bombe - ein praktischer Führer zur atomaren Auslöschung« ist im jovialen Stil amerikanischer Regierungsbroschüren geschrieben. Verfasser Tony Hendra war Mitarbeiter von Monty Python und Redakteur des US-Satiremagazins »National Lampoon«. Hendra gehört zu einer Handvoll amerikanischer Komiker, die sich nicht dem allgemeinen Friedenstauben-Plakatmalwettbewerb angeschlossen haben und die Pershings weglächeln , -singen oder – dichten wollen. Sie haben sich auch nicht durch real satirische Erfolge ihres Präsidenten und der US-Spielzeugindustrie (die serienmäßig »lustige Kartenspiele für Spieler ab drei Jahren« über den Atomkrieg produziert) entmutigen lassen: Ihr Humor ist so ätzend, daß einem der Peace-Button glatt vom Revers fällt.

»Herr Bombe« gibt Tips für den Atompilz-Sammler, verrät die schmackhaftesten Zubereitungsarten unerwünschter Besucher im Atombunker (»Intruder au poivre«) und beruhigt besorgte Eltern: »Mutationen sind Tricks der Natur, um etwas Neues auszuprobieren. Einige mögliche Vorteile für Ihre Kinder sind: Röntgenblick, um durch Beton schauen zu können, Riesengehirn, ermöglicht das Ziehen von Kubikwurzeln ohne Taschenrechner, Schwanz, zum Servieren von Cocktails, während die Hände freibleiben, um Horsd'oeuvre-Platten zu tragen.«

Auch auf sexuellem Gebiet wird es einige neue Benimmregeln zu beachten geben: »Seien Sie höflich. Wenn Sie Lust auf Sex haben, aber Ihr Partner sagt »nicht heute, ich sterbe gerade«, seien Sie nicht zu fordernd. Und seien Sie nicht zu heftig beim Liebesspiel. Zärtliches Beißen zum Beispiel könnte im nachnuklearen Sexualleben peinliche Folgen haben. Wenn Sie dennoch nicht darauf verzichten wollen, tragen Sie wenigstens immer einen Zahnstocher bei sich.«

Das »Atomkriegs-Spaß Buch« von Victor Langer und Walter Thomas wendet sich speziell an die »Hundert Millionen amerikanischen und russischen Kinder, von denen dreißig Millionen tot sein werden, zwanzig Millionen schwerverletzt und fünfzig Millionen in den Schutzbunkern bleiben müssen und nicht draußen spielen dürfen.«

Das Buch enthält jede Menge phantasievoller Spielideen (»Radioaktives Ticken: Du bist dran! Du bist verseucht! Versuche, Deine Mitspieler zu fangen und zu kontaminieren! «), Puzzles, Bastelanleitungen und Rätsel (»Markier den Mutanten«). Die linke US-Wochenzeitung »In These Times« veröffentlichte eine Besprechung des Buches, in der der betroffene Rezensent nur noch stammeln konnte: »Krank, krank, krank.«

Die Sprache verschlagen hat es leider auch dem großen amerikanischen Satiriker Tom Lehrer, der schon Anfang der Sechziger Jahre infernalische Atom-Schlager schrieb. Seine Umtextung des Gospels »We will all go together when we go« (»We will all fry together when we fry«) wird allerdings noch heute in Kreisen seiner beträchtlichen Fan-Gemeinde für das Böseste gehalten, das je zu diesem Thema gesungen worden ist.

Zu Lehrers Nachfolgern gehören die kalifornischen »Berkeley Plutonium Players«, die bekannt wurden durch die Gründung des »Reagan-muß-Schah-werden«-Komitees und die militant antifeministische Kampagne »Ladies against women«. Der Kabarettist Charlie Varon aus San Fransisco tritt derzeit gerne als 200-Pfund-Küchenschabe auf und stellt seinem Publikum Quizfragen wie diese: »Wer in zwei Missiles sich an einer Kreuzung begegnen, welche hat Vorfahrt: A) Die von Ost nach West fliegende? B) die von West nach Ost fliegende? C) die mit dem besseren Menschenrechtskatalog?«

Die gelungenste Atompilz-Cremetorte veröffentlichte »National Lampoon« in einem Sonderteil für die Army-Hausfrau. Und der Autor des Almanachs »Das kleine Schwarzbuch zum Atomkrieg«, Marc Ian Barasch, stellte das Material zu

seinem Buch »direkt aus offiziellen US-Regierungsquellen« zusammen: Übersichtlich gegliedert finden sich dort »die besten Fehlarlarme«, die »schönsten nuklearen Euphemismen« (»Akzeptabler Schaden = wieviele Menschen und Städte ein Staat im Atomkrieg riskieren will«) und interessante historische Erläuterungen (»große Momente in der Geschichte des Wettrüstens«).

Marc lan Barasch gebührt das Verdienst, die komplizierten Überlegungen der Militärstrategen zur Logistik von Atomkriegen in so simple Worte gekleidet zu haben, daß sogar »Bild«Leser verstehen müßten, worum es geht. Baraschs Übersetzung: PENG! PENG! Du bist tot!

(Massive Vergeltung)

PENG! PENG! Wir sind beide tot!

(Beidseitige garantierte Vernichtung)

PENG! Ich hab dich! (Erstschlag)

PENG! PENG! KER-BLAM!

KER-BLAM! BING! PING!

(Verlängerter Atomkrieg

UNH! Du hast mich!

(Strategische Kapitulation)

Noch Fragen, bitte?

Konkret 04/84, S. 36

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche
Frau Imkens Gewerbe

Wer sich in Gefahr begibt, vor der Westberliner Strafrichterin Schwarzmann angeklagt zu werden, kommt darin um

Melina Mercouri fand es »unglaublich«, daß ihr Landsmann Minas Kontos in Westberlin seit 21 Monaten in Untersuchungshaft saß, weil er am 11. Juni 1982, als Ronald Reagan die Stadt besuchte, Steine geworfen haben soll. Aber was versteht eine griechische Kultusministerin schon von einem richtiggehenden deutschen Rechtsstaat - Hermann Oxfort, der Westberliner Justizsenator mußte der Ausländerin geduldig erklären, daß wir eine furchtbar unabhängige Rechtssprechung haben, wogegen leider überhaupt nichts zu machen sei.

Schönster Ausfluß dieser richterlichen Unabhängigkeit ist linken Schwarzmann, die Vorsitzende Richterin der 20. Großen Strafkammer. Ihr hatten Westberlins Justizbehörden Kontos und vier Mitangeklagte zur Aburteilung anvertraut. Wie unabhängig die Richterin Schwarzmann ist, weiß Justizsenator Oxfort selbst am besten. Er hatte noch ein Jahr zuvor als ihr Rechtsanwalt dem Westberliner Stadtmagazin »zitty« die Behauptung verbieten lassen, Frau Schwarzmann führe ihre Prozesse so, wie sie eine Richterin besser nicht führen sollte: »Behinderungen der Angeklagten, Verteidiger und Zuhörer sind hier die Regel. Die Gewährleistung der Öffentlichkeit ist empfindlich gestört. Willkürlich und aus nichtigem Anlaß werden Zuhörer abgewiesen, Ordnungsstrafen verhängt, der Saal geräumt.«

Das war natürlich Verleumdung. Denn linken Schwarzmann hat stets irgendeinen Grund gefunden, Angeklagte und Verteidiger rechtmäßig zu behindern, Ordnungsstrafen zu verhängen, Zuhörer abzuweisen und den Saal räumen zu lassen, ja einmal sogar 50 Zuhörer auf einen Schlag mit einem einjährigen Hausverbot zu bedenken. Und wenn die Justizbehörden bei ihrer Gewaltenteilung den Kontos-Prozeß am zuständigen Schöffengericht vorbei Frau Schwarzmanns Strafkammer zuschoben, dann nur wegen der größeren richterlichen Unabhängigkeit.

Unabhängigkeit im Urteil bewahrt sich diese Richterin sogar gegenüber Steinewerfern. Für linken Schwarzmann kommt es immer darauf an, wer wirft, wozu er wirft und auf wen. Während des Verfahrens wurde der Prozeßbeteiligte Hildebrandt durch ein Foto als Steinewerfer überführt. Die Richterin ließ sich vorn Staatsanwalt erklären, daß zum einen Fotos keine Beweise seien und daß der Betreffende auch gar nicht auf Polizisten geworfen habe. Vor allem aber, daß in diesem Fall Landfriedensbruch nicht in Frage komme, weil dieser Steinewerfer selbst ein Polizist sei, Polizisten aber per definitionem gar keinen Landfriedensbruch begehen könnten. Und so lehnte die Richterin selbstverständlich den Antrag der Verteidigung ab, Hildebrandt wegen des dringenden Tatverdachts der Beihilfe zum versuchten Totschlag, schweren Landfriedensbruch und vorsätzlicher Falschaussage festnehmen zu lassen.

Erlernt hat die heute 49jährige linken Schwarzmann ihr besonderes Handwerk Ende der Sechziger Jahre in der 11. Großen Strafkammer als Beisitzerin des Landgerichtsdirektors Heinz Brandt, eines Altnazi, der als Abteilungsleiter in der »Reichsgruppe Junger Rechtswahrer« Nachwuchs-Juristen die NS-Ideologie beigebracht hatte. Zu dem inzwischen pensionierten NS-Richter hält Imken Schwarzmann immer noch engen Kontakt. Letztes Jahr flog sie mit Richter Brandt - wie Kohl mit seinem Ziesel - nach Israel. Und 1979 bewältigte sie die NS-Vergangenheit ihres Freundes, indem sie es als zuständige Richterin bei einem Palästinenser-Prozeß zuließ, daß Agenten des israelischen Geheimdienstes Mossad Zugang zu den Zellen bekamen. Dafür übte sie später Wiedergutmachung: In die Zelle von Minas Kontos ließ sie nicht mal Post des griechischen Studentenvereins, weil die Briefe »nicht der Pflege einer persönlichen Bekanntschaft, sondern Ausdruck einer inszenierten Solidarisierung« dienten. Mit derselben Begründung verweigerte sie einer Mitangeklagten Christa Wolfs Roman »Kassandra«.

Ihre eigentliche Bewährungsprobe aber hatte linken Schwarzmann im Prozeß zu bestehen, als ihr die Belastungszeugen, einer nach dem anderen, zusammenbrachen. Da wurde nicht nur der Polizist Hildebrandt selbst als Steinewerfer enttarnt. Ganze Riegen von polizeilichen Belastungszeugen wurden überführt, ihre Aussagen abgesprochen zu haben. Die Richterin mußte immer wieder einspringen: »Sie müssen die Frage des Rechtsanwalts natürlich nicht beantworten, wenn sie ihre Aussagegenehmigung nicht deckt.« Vor allem aber suchte sie unangenehme Beweisanträge gar nicht mehr erst aufkommen zu lassen. Und so wurden schließlich Anträge abgelehnt mit der pauschalen Begründung, die Verteidiger würden an deren »Ernsthaftigkeit« ja wohl »selbst nicht geglaubt haben«, ja die Richterin erfand den bisher unbekannten Begriff des »Scheinbeweisantrags«. Zeugen der Verhöre am 11. Juni durften nicht gehört werden - mit der jede Rechtsprechung lahmlegenden Begründung, es wäre »auch bei einem weniger langen Zeitablauf aussichtslos anzunehmen, daß sie sich noch daran erinnern, wozu welcher Zeuge befragt worden ist« .

Andere Zeugen lehnte die rechtsschöpferische Richterin wegen ihrer »gerichtsfeindlichen Einstellung« ab. Gerichtsfreundliche Polizeibeamte sollten schon gar nicht mehr in Verwirrung gebracht werden: »Wie sich in der Vergangenheit gezeigt' hat, sind die Verteidiger bemüht, Vernehmungen von Polizeibeamten als Zeugen außerordentlich

langwierig zu gestalten.« Und völlig außerhalb der Strafprozeßordnung - auf diese Lappalie kam es schon gar nicht an - verkündete sie, daß drei Angeklagte kein Schlußwort sprechen dürften.

»Es ist nicht gelungen, dieses Verfahren in einen politischen Prozeß umzugestalten«, erzählte diese Richterin im Urteil den hilflos auflachenden Zuhörern. Das Gericht habe die »Glaubwürdigkeit aller Zeugen eingehend geprüft«. Ergebnis: »Die Beamten sagen die Wahrheit«.

Drei Jahre bekam Minas Kontos. Mehr als jeder wirklich überführte Steinewerfer in unserer Republik je bekam. Kein Zweifel, daß er für den Protest der Mercouri büßen mußte und die Angeklagten insgesamt für das unbequeme Auftreten ihrer Verteidiger. Längst schon hat sich die »Vereinigung Berliner Strafverteidiger« des Problems Schwarzmann angenommen, das da lautet: Angeklagte befürchten, ein paar Monate mehr zu bekommen, wenn die Richterin ihren Verteidiger nicht mag. »Ich geh nicht mehr vor ihre Kammer«, sagt Rechtsanwalt Henner Kraetsch, der Vorsitzende der Vereinigung. Wie er denken viele Anwälte. Gut so. Fehlt nur, daß auch die Angeklagten nicht mehr hingehen.

Konkret 04/84, S. 40

Rolf Brockmann

Auspresse Freiheit

Die Ware »Marianne Bachmeier« ist endverwertet, Die wahre Marianne Bachmeier sitzt in der Justizvollzugsanstalt Hildesheim zweieinhalb Jahre Reststrafe ab. Rolf Brockmann, Freund der Gefangenen, beschreibt den »Fall Bachmeier« als den öffentlichen Selbstmord des Prinzips »Pressefreiheit«

Abend nach der Tat besetzten »Bild«-Reporter die Barhocker im »Tipasa«, der Kneipe, die Marianne mit dem Vater ihrer Tochter Anna, Christian Bertolt, in Lübeck eröffnet hatte. Sie warteten auf Bertolt, um ihn mit fünfstelligen Summen für Exklusivverträge zu ködern. »Bild am Sonntag« bot Rechtsanwalt Kröger, damals Mariannes Anwalt in ihrer Nebenklägerschaft, 100.000 Mark an; ehemalige Mitglieder der Wohngemeinschaft, in der sich Marianne zeitweilig aufhielt, sollten für Tausende von Mark »Infos rüberrücken«.

Die von Oberstaatsanwalt Böttcher angebotene Formulierungshilfe »Selbstjustiz« wurde von »Bild« gerne aufgegriffen. Marianne wurde zur »Mutter Bachmeier«. Spendeneingänge wurden mit fünf multipliziert und wie Erfolgsquoten der »Glücksspirale« gefeiert. (»Geldsegen«). Die »Rübe-ab«Mentalität erhielt durch Berichte über Wogen der Sympathie und Unterschriftenlisten Lübecker Bürger (initiiert von einem Paradiesvogel der örtlichen CDU) neue Nahrung, die Diskussion über die Todesstrafe wurde wieder gesellschaftsfähig.

Allerdings blieben zu diesem Zeitpunkt Restzweifel über die wahren Motive der Frau. Die »Welt« erfand Zusammenhänge mit der Terrorszene: Das »Tipasa« wurde zum »Untergrundlokal«, in dem »es schon damals genug Haß gegen Ordnung und Polizei« gegeben habe.

Unsere Wohngemeinschaft wurde belagert. Springers Beistrich-Jungs recherchierten durchs Küchenfenster oder blinzelten durch den Postschlitz der »polizeibekannten Kommune« in den Flur. Von dort sahen sie das Plakat »In der Wilster Marsch muß Frieden werden«. In der »Welt« stand am nächsten Tag: »Der Flur ist tapeziert mit radikalen Parolen wie 'Reißt die Brokdorf-Bauzäune ab' und ähnliches« (11.3.81).

Die Berliner BZ druckte am 9. März drei großformatige Fotos (»Jeder Nachdruck ohne Genehmigung der BZ ist strafbar«), die angeblich Marianne zeigen sollten. Tatsächlich zeigten die Bilder die »Bild«-Reporterin Manuela Noreikat.

Boulevard-Juristen wie Egon Geis aus Frankfurt und Rolf Bossi aus München kannten am 12.3.81 (sechs Tage nach der Tat!) laut »Bunte« bereits die »gesamten Umstände« und den »medizinischen Stand« und konnten ihren journalistischen Kollegen schon das Urteil vorhersagen (» ... nicht mehr als drei Jahre und neun Monate Freiheitsstrafe ... «). Herr Bossi tauchte sogar in Lübeck auf, wurde von Marianne aber gar nicht erst vorgelassen.

Zehn Tage nach den Schüssen im Gerichtssaal hatte »Bild« bereits so viel Material zusammen, daß es eine mehrteilige Serie - »Die Mutter, die den Mörder ihrer Tochter erschoß« - starten konnte. In der ersten Folge wurde ein ganz neuer Vater von Anna entdeckt, der allerdings nur kurz das Licht der Öffentlichkeit erblicken durfte. Im folgenden tauchten Liebesbriefe von Marianne auf, die zwar nie geschrieben worden waren, aber dem Berliner Psychologen Konrad W. Sprai als Grundlage für eine spontane Ferndiagnose dienen konnten (»Sie hatte nicht das Glück, gleich in der ersten Verbindung körperliche und seelische Erfüllung zu finden.«)

Während der U-Haft drohten die miserablen Zustände in der JVA-Lübeck Lauerhof an die Öffentlichkeit zu dringen. Die Situation spitzte sich zu, als der Anstaltsarzt die Marianne verordneten regelmäßigen Herztabletten und Psychopharmaka mit fadenscheinigen Begründungen plötzlich absetzte. Marianne rief nach dem Arzt und unternahm, da dieser sich nicht blicken ließ, mehrere Selbstmordversuche, von denen der Anstaltsleiter Greif später in der Presse behaupten durfte, sie seien veranstaltet worden, um Haftunfähigkeit zu erreichen. Später erschienen in den »Lübecker Nachrichten« Leserbriefe von Anstaltsinsassen, die betonten, der Isolationsbunker, in den sie geworfen worden war, sei »menschlicher als Zwangsjacke und Spannlaken«, und »einen besseren Arzt als Dr. Forck können wir uns gar nicht vorstellen«. Marianne wurde zum Ärgernis, Anstaltsinsassen zu bedauernswerten Handlangern einer um den guten Ruf der Anstalt bemühten Leitung. Als Marianne am 7. August 1981 aus der U-Haft entlassen wurde, begann eine tagelange Belagerung ihrer Wohnung und ihres Lübecker Anwaltsbüros. Reporter mieteten sich in angrenzenden Häusern ein, veranstalteten Verfolgungsjagden, holten sich Informationen beim Kaufmann und bei Nachbarn. Für ein einziges Polaroid-Foto wurden 10.000 Mark offeriert, ein Herrenmagazin bot »eine sechsstellige Summe im oberen Bereich« für Nacktfotos an. Obwohl Marianne alle Offerten ablehnte, stand am nächsten Tag in den »Lübecker Nachrichten«: »Nachdem sie sich am frühen Nachmittag exklusiv für eine große Illustrierte hatte fotografieren und interviewen lassen ... «

Das Bild der mediensüchtigen, reuelosen und geldgeilen Diva gewann Konturen, in der »Bild«-Redaktion erging die interne Anweisung die Tendenz zu wenden. Man hatte gehört, daß »die Bachmeier« ihre Lebensgeschichte der Konkurrenz, dem »Stern«, verkauft haben solle. Man nahm es ihr übel, daß sie, da sie nun einmal verwertet werden sollte, selbst Ort und Preis bestimmen wollte.

Nach einer Woche »Freiheit« wurde der staatsanwaltlichen Beschwerde stattgegeben, Marianne überraschend von zu Hause abgeholt und ins Gefängnis zurückgebracht. Sie wurde verlegt nach Hamburg, dann nach Hildesheim, wo die »Neue Revue« in den Bäumen hockte und sie mit anderen Insassen beim Gefängnisrundgang per Teleobjektiv verfolgte.

Nach 545 Hafttagen wurde sie erneut aus der Haft entlassen. Da es an konkreten Informationen zu mangeln schien, gingen die Dichter ans Werk. Ihr erster Gang zum Grab ihrer Tochter hatte noch nicht stattgefunden, als man ihn bereits mit zahlreichen Details beschrieb und das ganze wiederum voneinander abschrieb: Ihr Müsli-Frühstück, das Bad an der Ostsee, alles erfunden vom »Bild«-Poeten Holger Oehrens, der nach eigenen Angaben schließlich Familie habe und von irgendetwas leben müsse... Die Realität spielte keine Rolle mehr. Gegendarstellungen, Widerrufe, Unterlassungserklärungen, Schadensersatzansprüche, Einstweilige Verfügungen füllten zwei dicke Aktenordner und bewirkten nichts.

Einen Tag nach Mariannes Freilassung begann im »Stern« die 13-teilige Exklusivserie »Annas Mutter« vom Sternjournalisten Heiko Gebhardt, der sie ein Jahr lang im Gefängnis besuchen und auch ihr Umfeld befragen durfte. Damit sollte den Spekulationen, »Enthüllungen« und Lügen entgegengewirkt und mit dem Honorar die Verteidigung finanziert werden.

Mariannes Einschätzung, sie habe es mit einer halbwegs seriösen Zeitschrift zu tun, erschien ihr bereits nach Abdruck der ersten Folge überholungsbedürftig. Später mußte die feststellen, daß die Buchausgabe der Serie private Briefe enthielt, die sie dem Autor zwar zur Einsicht, nicht aber zur Veröffentlichung herausgegeben hatte. Das Buch wurde nach Absprache mit Henri Nannen und nach Androhung einer Einstweiligen Verfügung gestoppt und nicht zuletzt dadurch zum finanziellen Mißerfolg. Der Verlag bemühte sich allerdings, sein verlorenes Sümmchen durch den Verkauf der Filmrechte an Burkhard Driest wieder hereinzuholen. Nicht zu übersehen war das Buch später auf dem Tisch der Staatsanwaltschaft.

Wie man im Wettlauf um die Beschaffung privater Details einer zur »Person der Zeitgeschichte« erklärten Untersuchungsgefangenen die Nase vorn behielt, hatte dem Autor des Stern-Buches die »Bunte« Monate vorher vorgemacht, als sie einen privaten Brief von Frau Bachmeier vom Adressaten gekauft und als Faksimile veröffentlicht hatte.

Die Stimmung kurz vor Beginn der Gerichtsverhandlung konnte eine ZDF-Sendung kräftig anheizen, in der erregte Lübecker Bürger zu Wort kamen, die den Grabowski am liebsten eigenhändig zerstückelt hätten. Es bestand die Gefahr, daß Marianne Bachmeier als Galionsfigur der »Rübe-ab-Fraktion« den Verhandlungssaal betreten würde. Derweil fragte »Bild« nach der Sendung auf der ersten Seite in übergroßen Lettern: »Darf jeder den Mörder seines Kindes töten?« In diese für die Verhandlung so wichtige Zeit fiel auch die »Bild«-Ente, Marianne Bachmeier rechne mit einem Urteil auf Bewährung und fordere für die Tage der U-Haft Haftentschädigung. »Bild« errechnete die Gesamtsumme. (26. 10. 82). Gerhard Mauz schrieb diesen Unsinn für den »Spiegel« ab.

Den ersten Verhandlungstag konnten dann die Medien ganz für sich buchen. Hunderte von Journalisten und hysterischen Fotoreportern, im übrigen nahezu ausnahmslos Männer, durften den Gerichtssaal belagern, der Angeklagten die Telerohre ins Gesicht halten, sie physisch bedrängen und hinterher behaupten, sie genieße die Show. Das Gericht beugte sich dem Diktat des Marktes, verlas anschließend noch kurz die Anklage, und nach ganzen acht Minuten war die Vorstellung beendet.

Natürlich sprach man ab jetzt von Marianne Bachmeiers »Auftritten«, wobei ungeklärt bleiben dürfte, wie man vom Anwaltszimmer zur Anklagebank gelangen kann, ohne in der erregten Menge aufzutreten.

Am zweiten Verhandlungstag wedelten die schreibenden Prozeßbeobachter süffisant lächelnd mit der »Bild«-Ausgabe des Tages. Auf der ersten Seite stand, Marianne Bachmeier wolle mit Hilfe von Atze Brauner für 100.000 Mark Filmstar ‚werden. Eine Exklusiv-Idee von »Bild«, aber die Zuschauer zischelten aufgebracht »Filmdiva«, seitdem und bis heute grassiert das Gerücht, Marianne habe sich an der Publicitiy um sie bereichert.

Die Herren Journalisten ließen von nun an ihre Männerphantasien spielen: »Die Frau, die keinen kalt läßt« (»Bild« 7.11.82). »Von Marianne Bachmeier krankhaft bezaubert« (»Morgenpost« 8.11.82).

Bei dem weltweiten Interesse für den Prozeß kam es im Konkurrenzgeschäft der Medien darauf an, mit immer neuen Sensationen aufzuwarten und sich zu Werbezwecken mit dem eigenen Firmennamen im Prozeß selbst zu verankern. Aus diesem Grund präsentierte die »Quick« am 18.11.82 die ehemalige Haftinsassin-Ursula Harbecke als Zeugin, die für 1.000 Mark an »Quick« eine eidesstattlich versicherte Information abgab, in welcher sie Marianne aufs schwerste belastete, und sich im Gerichtsflur, wie vorher vertraglich mit der »Quick« vereinbart, an die Seite Mariannes drängelte, damit die fotografierte Sensation als »Die peinliche Begegnung« präsentiert werden konnte. Im Artikel selbst wurde Marianne zum »Star der Tage«, sie »läßt sich fotografieren und anstarren«. Schließlich die objektivierte Selbsterkenntnis: »Das prickelt und jagt. den Prozeß-Kibitzen Schauer über den Rücken«.

»Bild« versuchte dann eine neue, bisher unberührt gebliebene Variante der üblen Nachrede: »Bachmeier im Bett einer Frau - enthüllt Annas Vater«. Allerdings konnte das assoziierte Bild der lesbischen Frau nicht aufrechterhalten werden, es war wohl ohnehin nur ein Zwischengag mit dem Ziel einer hohen Tageskasse.

Am 2. März 1983 wurde das Urteil von sechs Jahren Haft gefällt, wobei die Annahme, dieses sei gerecht, nicht zuletzt davon ausging, daß das Gericht sich von sämtlichen Denunziationen, Stimmungsmachen und Klimabeeinflussungen durch Serien und Sensationen habe freimachen können. Abgesehen von der Tatsache, daß der Richter schon am 2. Verhandlungstag mit der beiläufigen Korrektur einer Bildzeitungsmeldung, er trage eine Goldrandbrille, bekundete, daß er »Bild«-Leser sei, konnte er im Urteil nicht ohne die Bemerkung auskommen, die Angeklagte habe sich ihrer Starrolle nicht entziehen können.

Nach dem Urteil wohnte Marianne zurückgezogen an der Ostsee, wartete dort die Revision, danach das Gnadengesuch ab. Das »Neue Blatt« sorgte in dieser Saure-Gurken-Zeit für neuen Stoff. Anhand der Tatsache, daß sich zwei Filmemacher gleichzeitig für den Bachmeierstoff interessierten, konstruierte diese Illustrierte die klebrige Geschichte, Marianne treibe sich in Hamburger Künstlerkneipen herum, habe mich verlassen und ein Verhältnis mit Burkhard Driest angefangen.

Die Revision wurde zurückgewiesen und das Gnadengesuch in ungewöhnlicher Eile abgelehnt, nachdem die bedauernswerte Frau von Bergen es nicht lassen konnte, über »Bild der Frau« zu behaupten, Frau Bachmeiers Selbstmordversuche seien nicht ernstzunehmen. Kurz vor Mariannes Haftantritt meldete sich der Lübecker Anstaltsleiter erneut in »Bild« zu Wort, wobei er jetzt Mariannes damalige Selbstmordversuche ernstnahm und ihr die Beobachtungszelle androhte. Außerdem kündigte er an, im Gefängnis müsse sie »Beschneidungslocken (für die rituelle Beschneidung orientalischer Jungen) herstellen«.

Am 24. Oktober 1983 trat Marianne ihre Haft an.

Tagelang wurden Bedienstete der JVA Hildesheim von Reportern bedrängt, die Fotografen hingen erneut in den Bäumen, nachts versuchten sie, Kontakt mit anderen Gefangenen aufzunehmen. »Bild« fertigte eine Collage an, die suggerieren sollte, man habe Marianne in der Zelle besucht.

Anfang Januar liefen die beiden Bachmeier-Filme an. Zu spät, das Thema war »durch«. Die Filme liefen vor leeren Kinos.

In München dachte man sich nun, als das finanzielle Desaster absehbar wurde, eine letzte PR-Kampagne aus. Frau Landgrebe meldete sich in einem Frankfurter Boulevardblatt unter der Überschrift Ahr schwerster Gang« zu Wort und kündigte an, sie wolle Marianne Bachmeier in der Haftanstalt besuchen, sie fragen, ob sie einverstanden sei mit dem Film; später könne sich auch sowas wie Freundschaft entwickeln.

Marianne gegenüber, die sich bereits Monate vorher in »Panorama« von der Münchener Sex-and-Crime-Klamotte distanziert hatte und der erst nach Aufforderung durch ihren Anwalt das Drehbuch geschickt worden war (und dann auch noch das falsche), lehnte dankend ab.

Letzte Nachrichten aus dem Mediengeschäft: Das »Stern«Buch des Journalisten Heiko Gebhardt, das wegen der Einstweiligen Verfügung nicht weiter vertrieben werden durfte, erschien im Februar 84 in einem anderen Verlag, mit dem gleichen Titel, mit den gleichen Briefen, diesmal allerdings mit der Landgrebe in Lederjacke auf dem Cover. Marianne wurde währenddessen in das Hildesheimer Landeskrankenhaus überwiesen: Akute Suizidgefahr.

Konkret 04/84, S. 44

Sabine Rosenbladt

Sanfte Ohnmacht

oder Sie wollen ihren guten alten Kaiser Wilhelm wiederhaben

Das Wahlrecht und der Zugang zu den Universitäten soll uns vorerst noch erhalten bleiben. Ansonsten aber ist »die Frauenfrage« derzeit wieder ungefähr auf dem Stand des Jahres 1872 angelangt.

»Ab 1870,« berichtete Monika Simmel 1978 auf der Frauen-Sommeruniversität in Berlin, »wurde eine breite Kampagne zur Beschränkung der Frau auf Haus und Familie eingeleitet. Es ist von der Beseelung des Hauses, von seiner Wärme, Anmut und Poesie die Rede. Gegen Ende der siebziger Jahre ist es bereits proklamiertes Ziel des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins geworden, die Bedeutung des 'kulturhistorischen Berufes' (nämlich Hausfrau und Mutter zu sein) in den Vordergrund der Bestrebungen zu rücken.... Es soll nicht so sehr um das Recht der Frau auf Arbeit, sondern um die Ausprägung des Frauenideals gehen, das geeignet erscheint, *die männliche Kultur zu mildern ... «*

Die männliche Kultur mildert heute im Deutschen Bundestag zum Beispiel die grüne Abgeordnete Waltraud Schoppe, die sagt: »Feministische Politik bedeutet für mich auch, zu überlegen, was ist eigentlich an *schönen Momenten* in der *traditionellen Frauenrolle* gewesen. Es gibt ein Moment von *Fraulichkeit,* mit dem ich ein *positives Gefühl* verbinde, ich finde es richtig, nicht immer diese Aggressivität zu haben.«

in ihrer traditionellen Fraulichkeit lehnt Frau Schoppe denn auch die Forderung »Weg mit dem § 218« ab, denn »das sagen ja die Männer auch, das ist auch für sie eine sehr einfache Lösung, wenn eine Frau schwanger wird, und sie hat kein Problem damit, abzutreiben. Ich mag diese einfachen Lösungen nicht.« Der Kampf um Arbeitsplätze für Frauen ist ihr »zu platt«.

Auf der Bundesversammlung der Grünen Anfang März erklärte eine Gruppe »ökolibertärer« grüner Feministinnen, die »Fetischierung der Berufsarbeit« sei »unsinnig« und Frauen würden diskriminiert »in ihren speziellen Wünschen nach Mutterschaft, nach einem Leben von Nähe, Fürsorge und gleichzeitiger Öffentlichkeit«. Hausfrauen und Mütter wurden von den Öko-Libs gelobt, weil sie »gegen die Industrielogik wesentliche soziale Komponenten einer vorindustriellen Lebensweise bewahrt« hätten.

Also nicht hundert Jahre zurück, sondern zweihundert?

Die CDU/CSU hat die Zeichen der Zeit erkannt und geht systematisch vor. Mitte des Jahres wird die Stiftung »Mutter und Kind« bundesweit ihre Arbeit aufnehmen, geformt nach dem Modell der bayerischen Landesstiftung »Hilfe für Mutter und Kind«, die in ihrer Satzung gelobt, »dem Willen der Stifter der *König Ludwig III. und Königin Marie Therese von Bayern Landesstiftung* dadurch Rechnung zu tragen, daß die Förderungsmöglichkeiten der Stiftung auf den Schutz des ungeborenen Lebens ausgedehnt werden«.

Die Stiftung soll Almosen an notleidende Schwangere von höchstens 5.000 Mark für drei Jahre Mutterarbeit verteilen, sie so zum vermehrten Austragen deutscher Kinder veranlassen und die Voraussetzungen für die Abschaffung der sozialen Indikation bei Abtreibungen nach § 218 schaffen: Gibt es erst staatliche Gebärprämien, gibt es keine wirtschaftlichen Gründe für Schwangerschaftsunterbrechungen mehr, diese Logik leuchtet ein.

Die Mittel für den Stiftungs-Fonds - 50 Millionen Mark jährlich - sind zudem ein Klacks gegen die eingesparten Gelder im Bereich Familien- und Sozialpolitik. Allein rund 310 Millionen Mark spart die Bundesregierung durch die Kürzung des Mutterschaftsgeldes von 750 Mark auf 510 Mark.

Gestrichen wurden

- die Rentenzahlung während des Mutterschaftsurlaubs (diese Monate werden nur noch als Ausfallzeiten, nicht wie vorher als echte Beitragszeiten angerechnet);
- die Beitragserstattungen des Bundes an die Sozialversicherungssysteme für Mutterurlaub (diese Beiträge müssen jetzt von der »Versicherungsgemeinschaft« übernommen werden).

Gekürzt wurden

- das Kindergeld für das zweite und dritte Kind (an Stelle der »Kinderbetreuungskosten« wurde außerdem ein Kinderfreibetrag eingeführt, der nur Gutverdienenden Steuerersparnisse ermöglicht;
- das Wohngeld (besonders betroffen: Alleinerziehende, Sozialhilfeempfänger und Arbeitslose, also vorwiegend Frauen);
- die Leistungsdauer beim Arbeitslosengeld . bei Anhebung der Anspruchsgrenze (wodurch schätzungsweise 80 Prozent Empfängerinnen von Arbeitslosengeld und 85 Prozent Empfängerinnen von Arbeitslosenhilfe unter das Sozialhilfeniveau sinken werden).

Für die Regression in Richtung wilhelminischer Zustände brauchte die CDU/CSU knappe zwei Jahre. Vorbei ist es mit »Befreiungsideen auf Kosten anderer« - edle Hingabe, sanftes Dienen, süßer Verzicht bestimmen wieder unser Frauentum. Helene Langes und Gertrud Bäumers Streben nach dem »wahrhaft Weiblichen« hat in Norbert Blüms »sanfter Macht der Familie« nun endlich, ein Jahrhundert später, seine Erfüllung gefunden.

Waltraud Schoppe findet an der christlich-demokratischen Familienpolitik nur auszusetzen, daß »die Frau alles unbezahlt« machen solle. Was für Konsequenzen das geplante (und in einigen CDU-Bundesländern schon existierende) »Erziehungsgeld« für Mütter haben wird, läßt sich am badenwürttembergischen Modellversuch »Mutter und Kind« besichtigen: Frauen müssen sich *verpflichten* , während der ersten drei Lebensjahre nicht zu arbeiten und ausschließlich für ihr Kind dazusein. Das ist der Weg zur minimal entlohnten und amtlich kontrollierten Staatsmutterschaft.

An der Frage, ob die Betonung der weiblichen »Andersartigkeit« oder den Kampf um Gleichheit (sprich: Gleichberechtigung) der richtige Weg in der Frauenpolitik sei, hatte sich schon die erste deutsche Frauenbewegung heillos zerstritten. So konnten sie weder den Kriegstreibern der Kaiserzeit noch später den Nazis Widerstand leisten, die mit viel Mütterlichkeits-Brimborium die totale Frauen-Unterdrückung durchsetzten.

Es ist furchterregend, mitanzusehen, wie dasselbe Spiel sich jetzt wiederholt. Die reaktionären und die »öko-libertären« Positionen decken sich bis in die Formulierungen hinein: »Fortschritt an Menschlichkeit wird nur erreicht, wenn weibliche Eigenschaften in allen Lebensbereichen ebenso ins Spiel kommen können wie männliche. Bewahrend, empfindsam, der Natur des Lebens enger verbunden, auf Miteinander gerichtet, gewaltlos, zärtlich sind die Tugenden der Zukunft«, sagt Norbert Blüm (in der »sanften Macht der Familie«).

»In sogenannten 'weiblichen' Eigenschaften wie Personenorientiertheit, Sensibilität, komplexere Logik stecken Elemente von Kritik an den herrschenden Umgangsformen und denen herrschender Rationalität, wo technische Forderungen immer Vorrang vor menschlichen Belangen haben«, sagt Helga Trüpel von den Grünen (in der »TAZ«).

Diese Tendenz in der Frauenbewegung ist beim besten Willen nicht mehr als Neue Innerlich- oder Neue Mütterlichkeit, sondern nur noch als Neue Dusseligkeit zu bezeichnen. Norbert Blüm, Waltraud Schoppe und Kardinal Joseph Höffner Arm in Arm an der Front des Patriarchats: Ich glaube, ich spende mein Frauenabzeichen der Caritas.

Konkret 04/84, S. 46

Norbert Kandel

Geschichte, die keiner kennen soll

An jedem Volkstrauertag wird uns erzählt, wie viele deutsche Kriegsgefangene in Sibirien umgekommen sind. Daß und wie drei Millionen gefangene Sowjetsoldaten in deutschen Lagern umgebracht wurden oder verhungert sind, berichtet Norbert Kandel

Die Anlage wirkt gepflegt. Unter hohen, schattigen Birken säumen vereinzelte Grabsteine mit kyrillischen Aufschriften den Weg. Dazwischen weite, kurz geschnittene Rasenflächen, auf denen Wildkaninchen hoppeln, die nicht einmal mehr zusammenzucken, wenn Donnerschläge vom angrenzenden Truppenübungsplatz in der Luft zerbersten und langsam in der Ferne ausrollen. An einem abseits aufgestellten, fast zehn Meter emporragenden Obelisken ist in Marmor- und Granitplatten eingemeißelt, was hier vor 40 Jahren geschah: »Hier ruhen die in der faschistischen Gefangenschaft zu Tode gequälten 65.000 russischen Soldaten«.

Zum Gräberfeld im westfälischen Stukenbrock weist nur ein Schild an der Bundesstraße 68 zwischen Bielefeld und Paderborn mit der Aufschrift: »Kriegsgräberstätte«. Schon der Begriff betrügt. »Sowjetischer Soldatenfriedhof« müßte es heißen. Oder noch genauer: »KZ-Gedenkstätte«.

Aber die Normen des Holocaust verdecken noch immer die geschichtliche Wahrheit. Denn nach den Verwaltungsregeln des Deutschen Reiches war das Kriegsgefangenenlager (Stalag) 326 Eselsheide/Stukenbrock kein Vernichtungslager. Es gab keine Einzelzellen, Gaskammern oder Krematorien.

Und doch wurde vernichtet. Die ersten 7.000 russischen Soldaten, die am 7. Juli 1941 im Durchgangslager Stukenbrock eintrafen, mußten zusammen mit polnischen Verschleppten mit primitiven Werkzeugen, teils mit bloßen Händen, Bäume fällen, Wachtürme und Unterkünfte für die Bewacher errichten. Sie wohnten anfangs unter freiem Himmel oder in Erdhütten. Dann wurden die entkräfteten Russen in Arbeitskommandos im Bergbau, für die Rüstungsindustrie im Ruhrgebiet und die Landwirtschaft in Westfalen eingesetzt. Die Soldaten, die den Transport überlebt hatten, starben nun zu Tausenden an der schweren Arbeit ' an Hunger, an der Kälte. Sie wurden krank, gequält, erschossen.

Die tägliche Nahrung bestand aus 200 Gramm Ersatzbrot (mit Sägemehlzusatz), einem halben Liter Ersatzkaffee und einer Schöpfkelle Wassersuppe, in der ungeschälte weiße Rüben, Kartoffelabfälle und Baumblätter schwammen.

Als am 2. April 1945, dem Tag der Befreiung, amerikanische Truppen sich dem Lager näherten, konnten die Häftlinge die Lagerwache entwaffnen. Bevor die 10.000 Überlebenden drei Monate später in ihre Heimat zurückkehrten, ' errichteten sie die Gedenkstätte, pflanzten Bäume, legten Steinschuttpfade an und stellten den von einem Architekten aus ihren Reihen entworfenen Obelisken auf. Die Männer in der Baugrube mußten alle zehn Minuten abgelöst werden, so entkräftet waren sie noch.

Danach geriet der Friedhof in Vergessenheit. Erst in den 60er Jahren rief ein Arbeitskreis von Pfarrern, Rechtsanwälten, Jungsozialisten und Kommunisten die Aktion »Blumen für Stukenbrock« ins Leben, der Heinrich Albertz den Titel seiner 1981 erschienenen Biographie widmete. Alljährlich zum 1. September finden sich Tausende auf der Anlage ein. Auch Albertz kam 1980. Er fragte vergeblich nach der Anwesenheit etablierter Parteienvertreter: »Und die Kirche, offiziell, und die Generäle, offiziell?«

Stukenbrock ist der einzige Friedhof in der Bundesrepublik, auf dem der 325.000 auf westdeutschem Boden ruhenden sowjetischen Kriegsgefangenen gedacht wird. Etwa zwei Drittel liegen im weitflächigen Niedersachsen begraben, in der Einsamkeit der Moorgebiete westlich und östlich der Eins und in der Abgeschiedenheit der Lüneburger Heide.

Es fällt schwer, sich begreiflich zu machen, daß allein bei Bergen-Belsen über 150.000 Menschen begraben sind: 50.000 KZ-Opfer auf der Gedächtnisstätte Belsen, 50.000 sowjetische Kriegsgefangene im daneben gelegenen Hörsten, 30.000 in Fallingbostel und 16.000 im nahen Wietzendorf. Sie wurden verscharrt, ohne Särge, ohne Kleidung. In Stapeln legte man sie, bedeckt mit Kalk, in tiefe Gruben. Die Einwohnerzahl einer mittleren Großstadt.

Der ehemalige Wehrmachtsgefreite Paul Fiedler aus Hannover hielt Bilddokumente aus einem der Lager 40 Jahre lang in einer Plastiktüte neben Soldbuch und Kameradenfotos im Schrank verschlossen. Bilder von abgemagerten, todgeweihten Menschen aus dem Stalag XI B bei Fallingbostel, einem von vier Außenlagern um Bergen-Belsen.

Als Fiedler im Juli 1941 dorthin versetzt wurde, waren die 25 Baracken, die je 1.000 Mann faßten, nur gering belegt. Franzosen, Belgier und Serben warteten hier auf ihren täglichen Arbeitseinsatz bei den Bauern der Umgebung. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion wurde eine Hälfte des Lagers durch Stacheldraht und Sichtschutz abgetrennt, um Raum für die in Scharen herbeigetriebenen sowjetischen Kriegsgefangenen zu schaffen. »Die Russen kamen schon vollkommen unterernährt hier an«, erinnert sich der 72jährige Sozialdemokrat Fiedler, »ein scheußlicher Anblick.«

Vom Bahnhof Fallingbostel wurden die Leichen der auf dem Transport Gestorbenen auf einem Leiterwagen ins Lager geschafft. Schon in der ersten Nacht hatten die Landesschützen, die nachts im Lager Patrouille gingen, so viele Karabinerkolben zerschlagen, daß bald darauf der Befehl erging, nicht mehr mit der Waffe zu prügeln. Bei Verstößen gegen die »Lagerordnung« wurden mit angefeuchteten und mit Salz bestreuten Brettern Schläge verteilt - von dazu eingeteilten Sowjets. »Wir standen dabei«, sagt Fiedler, »'Gott mit uns' auf dem Koppel. «

30 deutsche Soldaten – die Wachmannschaften nicht eingerechnet - mußten das »Russenlager« verwalten. Auf Fiedler kam ein halber Block mit etwa 500 Gefangenen. »Wir hatten keine Zeit zum Nachdenken«, sagt er, der mit den anderen »entlausen, erfassen und registrieren« mußte. »Ordnung halten«, wie er es heute noch sieht.

Im Herbst 1941 war das Lager voll: »Man sprach von 16.000 Russen damals.« Die Gefangenen starben zu Tausenden. Das Essen wurde von den Franzosen unter strengster Bewachung in den Sowjetteil gebracht. »Selbst bei normaler Verpflegung wäre denen nicht mehr zu helfen gewesen.«

Doch die gefangenen Sowjets leisteten trotz der hohen Sterbequote erstaunlichen Widerstand. Sie schufen eine Selbsthilfeorganisation, die das Zusammenleben regeln und den Durchhaltewillen stärken sollte. So erreichte die geringe Verpflegung selbst die völlig Geschwächten. Darauf ließ die Lagerverwaltung die vermeintlichen Organisatoren, Kommissare und Offiziere, aussortieren. 1.000 Gefangene wurden in einen vorbereiteten, isolierten Komplex des Konzentrationslagers Neuengamme gebracht.

Die NS-Führung versuchte, etwaige moralische Bedenken bei den Landsern auszuräumen. Die Forderung Himmlers an die Wehrmachtssoldaten lautete, die »Masse Mensch ... als Rohstoff, als Arbeitskraft« anzusehen. Die Wehrmachtspropaganda erklärte in den »Mitteilungen für die Truppe« den Gegner aus dem Osten zum rassisch und moralisch minderwertigen Verbrecher: »Was Bolschewiken sind, das weiß jeder, der einmal einen Blick in das Gesicht eines der Roten Kommissare geworfen hat. Hier sind keine theoretischen Erörterungen mehr nötig. Es hieße die Tiere zu beleidigen, wollte man die Züge dieser zu einem hohen Prozentsatz jüdischen Menschenkinder tierisch nennen. Sie sind die Verkörperung des Infernalischen, Person gewordener Haß gegen alles edle Menschentum. In der Gestalt dieser Kommissare erleben wir den Aufstand des Untermenschen gegen edles Blut ... «

Als an einem Septembernachmittag des Jahres 1942 wieder 197 dieser Kommissare aus Fallingbostel im Konzentrationslager Neuengamme eintrafen, war dort der deutsche Häftling Fritz Bringmann im Lagerteil der sowjetischen Soldaten zum Dienst eingeteilt. Er schildert in seinem 1981 erschienenen Buch »KZ Neuengamme« die Ankunft der Russen:

»Alle Häftlinge waren auf dem Appellplatz zum Abendappell in Fünfer-Reihen angetreten und mußten alles mit ansehen. Den Kriegsgefangenen wurde durch Dolmetscher gesagt, in dem Lager herrsche Seuchengefahr, es gäbe Ungeziefer, und aus diesem Grunde müßten sie unbedingt baden und desinfiziert werden. Sie mußten sich deshalb auf dem Appellplatz nackt ausziehen, und man sagte ihnen: Merkt euch genau, wo ihr euer Kleiderbündel hingelegt habt, damit ihr sie nachher auch schnell wiederfindet.«

Dann wurde die Tür des Bunkers verschlossen und über Rohre vom Dach aus Zyklon B ins Innere geschüttet. Bringmann weiter:

»Die Häftlinge auf dem Appellplatz konnten das Schreien der Gefangenen im Bunker deutlich hören, obwohl die Türen und auch die Eisenklappen vor den Fenstern der Arrestzellen fest verschlossen waren. Es dauerte zehn Minuten, bis das Schreien verstummte. Danach wurden die Türen geöffnet, und eine Anzahl Leichen fiel heraus. Nachdem sich das Gas wieder aus dem Bunker verflüchtigt hatte, mußten Häftlinge die Toten auf Rollwagen durch das Häftlingslager ins Krematorium transportieren. Es war nicht möglich, die Leichen einzeln aus dem Bunker herauszuholen. Sie waren während des Todeskampfes übereinandergestiegen und hatten sich völlig ineinander verkrampft. Beim verzweifelten Versuch, aus dem Bunker herauszukommen, hatten sie sich die Fingernägel abgerissen. So mußten immer in Partien von zwei bis drei Leichen jeweils durch Brechen der Arme oder der Beine die Toten aus dem Bunker geholt und auf die Rollwagen gelegt werden.«

Die Augenzeugenberichte Fiedlers und Bringmanns decken sich mit dem, was der Historiker Christian Streit 1978 in seinem Buch »Keine Kameraden« belegt hatte: Das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen stand »offenkundig im Gesamtzusammenhang nationalsozialistischer Ausrottungspolitik«. Streit entlarvte das Argument der in den Nürnberger Prozessen angeklagten deutschen Militärs, das Massensterben in den Lagern sei einem nicht vorhersehbaren und nicht zu verhindernden Notstand zuzuschreiben, als Schutzbehauptung.

Schon am 30. März 1941, drei Monate vor dem Überfall auf die Sowjetunion, hatte Hitler vor Befehlshabern und Stabschefs des Ostheeres die Weisung erteilt: »Wir müssen vom Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskampf.«

Und so wurde der Charakter des Feldzugs durch das Ziel der Vernichtung des »jüdischen Bolschewismus« bestimmt: Massenmorde der SS-Einsatztruppen in den besetzten Gebieten, Erschießungen von Hunderttausenden politisch und rassisch »untragbarer« Gefangener, die bewußte Herbeiführung des Hungertodes von Millionen von Kriegsgefangenen.

Anfangs lehnte die NS-Führung den Arbeitseinsatz der sowjetischen Gefangenen im Reichsgebiet kategorisch ab. Göring hatte Angst, daß »jetzt im Kriege unsere deutschen Arbeiter durch die Berührung mit den Kriegsgefangenen bolschewistisch verseucht« werden. Goebbels fürchtete eine »gewisse Anfälligkeit« des deutschen Volkes, eine »Geisteskatastrophe«: »Es darf nicht vergessen werden, daß in unserem Volk noch fünf Millionen Menschen leben, die früher einmal kommunistisch gewählt haben.«

Aber die deutsche Kriegswirtschaft brauchte die Millionen billiger Arbeitssklaven. Ende Mai 1941 fehlten in der Landwirtschaft 431.000 Arbeitskräfte, 300.000 in der Industrie. Am 31. Oktober 1941 entschloß sich Hitler, den Arbeitseinsatz der Sowjets zuzulassen. Göring gab in seinen Richtlinien vom 7. November die Devise aus: »Ernährung Sache des Vierjahresplanes, Schaffung eigener Kost (Katzen, Pferde usw.).

Und so hielt das Sterben der Russen fern der Heimat nur wenig inne. Zahlen, die das Leid der Menschen verbergen, wirken ernüchternd:

Im Ersten Weltkrieg gerieten 1,4 Millionen Russen in deutsche Gefangenschaft. Davon starben 5,4 Prozent. Im Zweiten Weltkrieg gerieten 5,4 Millionen Russen in deutsche Gefangenschaft. Davon starben 58,7 Prozent. Im Zweiten Weltkrieg gerieten 3,15 Millionen Deutsche in sowjetische Gefangenschaft. Davon starben zwischen 35,2 und 37,4 Prozent.

Was sich in Kriegsgefangenenlagern wie Fallingbostel tat, war nicht so geheimzuhalten, daß es der einheimischen Bevölkerung hätte verborgen bleiben können. Wie genau man im Umkreis Bescheid wußte, belegen die Aufzeichnungen des Celler Konstrukteurs Karl Dürkefelden, dessen Tagebücher erst 1979 dem hannoverschen Historiker Herbert Obenaus zugänglich gemacht wurden.

Schon im August 1941 hatte Dürkefelden detaillierte Informationen über die Lager in Belsen und Fallingbostel: Die russischen Kriegsgefangenen erhielten für zehn Mann täglich nur »ein Brot und etwas Marmelade«. Sie lebten »in großer Zahl hinter Stacheldraht und ohne ordentliche Überdachung. Die Russen haben sich selbst etwas Überdachung gebaut und Erdhöhlen... Es sind um das Lager Maschinengewehre aufgestellt; bei der kleinsten Unruhe wird zwischen die Russen geschossen... Flecktyphus gibt es unter den russischen Gefangenen. Am 10. Dez. 1941 sagte mir N., in Belsen seien bereits 5.000 Russen an Flecktyphus gestorben, auch einige Männer der Gefangenenbewachung... Am 27. Dezember erzählte mir ein gut unterrichteter Friseur,. gefangene Russen hätten sich gegenseitig geschlachtet ... «

Ende Dezember wurde an Dürkefeldens Arbeitsplatz in der Celler Maschinenfabrik erzählt, daß »täglich 200 gefangene Russen in den Lagern bei Belsen, Fallingbostel oder wie sie heißen, sterben. Sie stürben wie die Fliegen.«

Am 19. Januar 1942 erfuhr Dürkefelden von einem Kollegen, daß am 15. Januar auf dem Celler Bahnhof drei Waggons mit russischen Kriegsgefangenen rangiert worden waren: »Kein Lebender war mehr darin. In jedem Waggon lagen fünfzig tote Russen... 'Die werden mit einer Hacke herausgezerrt, in eine Kiesgrube gebracht, die zugeworfen wird.'«

Und vier Monate darauf, im Juni 1942, hörte Dürkefelden, daß sich »Gefangenen-Wärter dort oft weggemeldet hätten. Sie kamen aber nicht fort, sondern es kamen etliche von der SS hinzu. Diese SS-Leute hätten nun unter den Gefangenen ganz furchtbar gewütet. Sie hätten so viele erschossen, daß die Russen es nicht schaffen konnten, ihre Kameraden fortzubringen.«

Im Juli 1942 erzählte ein Mann vom Wachpersonal des Lagers Fallingbostel im Wirtshaus, von den 12.000 Russen, die dort seit Herbst 1941 eingeliefert wurden, seien bis März 11. 500 tot gewesen.

Nach dem Krieg wollen die Einheimischen von alledem nichts gewußt haben. Als der Schriftsteller Ernst Schnabel Mitte der 50er Jahre nach Bergen-Belsen und Celle kam, auf den Spuren der Anne Frank, stieß er auf eine Mauer des Schweigens: »Die Leute schweigen und das Schweigen liegt wie eine Emaille-Schicht über der Gegend.«

Nach 1945 ging der nationalsozialistische Antibolschewismus nahezu bruchlos in den Antibolschewismus des Kalten Krieges über. Wie sehr das Feindbild noch wirkte, zeigen die Behinderungen der Versuche von ehemaligen Verfolgten, der Toten zu gedenken. Als die »Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes« (VVN) Ende der 40er Jahre in Bergen-Belsen eine Urne mit Erde aus Sachsenhausen, Buchenwald und Ravensbrück beisetzen wollte, verbot der Regierungspräsident in Lüneburg die Trauerfeier. Der Oberkreisdirektor in Celle erteilte für den Besuch von Delegierten strenge Auflagen: »Fahnen und Embleme der sowjetischen Besatzungszone dürfen nicht gezeigt werden«. Die Niederlegung von »Kranzschleifen aus dem Osten« war ebenso wie die Verlesung von Grußadressen »unerlaubt«.

In Stukenbrock ließ die nordrhein-westfälische Landesregierung in den 50er Jahren vom Obelisken die rote Gipsfahne entfernen und durch ein Kreuz ersetzen. Die jungen Leute, die die roten Sterne auf den Grabmalen mit zusammengeklebten Stücken von Fahrradrücklichtern restauriert hatten, wurden von der Gemeinde Schloß Holte/Stukenbrock wegen

»Grabschändung« angezeigt.

Als der Arbeitskreis »Blumen für Stukenbrock« eine von einem Kirchenmaler gestaltete Inschrift anbringen ließ, wurde diese auf Geheiß des Regierungspräsidenten in Detmold wieder entfernt. Einen Steinwurf vom Sennefriedhof entfernt, in der geschmückten Enge des Gemeindefriedhofs, gab es bis 1963 noch eine Gedenkstätte für 42 in Stukenbrock umgekommene sowjetische Offiziere. Das Grabmal wurde abgerissen. An seine Stelle trat ein Mahnmal für die aus dem Osten vertriebenen Deutschen.

»Es wäre wohl angebracht, der deutschen Jugend klarzumachen«, klagte Heinrich Böll 1980, »daß nicht nur Auschwitz und Maidanek Vernichtungslager waren, sondern auch die Kriegsgefangenenlager für sowjetische Soldaten Vernichtungslager gewesen sind.« Doch in den Schulbüchern ist das bis heute kein Thema. Dokumente gibt es durch die bisherigen Versäumnisse kaum noch. Und die Zeitzeugen, die noch Auskünfte geben können, sterben langsam aus.

Oft sind alle Hinweise einfach verschwunden wie im emsländischen Dalum, wo offiziell 16.000 sowjetische Kriegsgefangene gestorben sein sollen; die Einheimischen sprechen dagegen von über 30.000 Toten. Das Gelände des ehemaligen Gefangenenlagers ist heute Ackerland. Nur am Rand eines Rübenfelds, von Büschen umwuchert, stehen noch die beiden Pfosten des alten Lagertores.

Auf den Grundrissen der Emslandlager in Bathorn und Wietmarschen entstanden neue Dörfer für Flüchtlinge. Auf dem verwahrlosten Friedhof am Rande des Dorfes Wietmarschen verweist lediglich eine Tafel auf »Ausländische Kriegsgefangene von 1939 bis 45«. In Fullen ist das Lagergelände heute ebenfalls Ackerland. In einem kleinen Wäldchen liegt die »Kriegsgräberstätte« versteckt. Im Sommer 1981 haben hier italienische, sowjetische und deutsche Jugendliche eine Informationstafel aufgestellt, die Auskunft über die Geschichte des Lagers und seiner Opfer gibt.

Auf den alten Fundamenten der Lagerbaracken in Alexisdorf stehen heute feste Wohnhäuser. Die ehemalige Gefangenenküche, ein Steinbau, nutzt heute die Feuerwehr. In Stukenbrock ist auf dem Stammlager die größte Polizeischule Nordrhein-Westfalens untergebracht. Die Baracken, die zum Teil noch stehen, dienen als Unterkünfte.

Das Gräbergesetz verlangt, daß die nähere Umgebung geschlossener Grabstätten »von Bebauung und Anlagen, die die Friedhofsruhe stören und die Gefühle der Besucher verletzen könnten, freigehalten« werden solle. Dies ist weder bei den Gräbern um Bergen-Belsen noch in Stukenbrock der Fall. Die »Kriegsgräberstätte« in der Gemarkung Wietzendorf liegt mitten auf dem Truppenübungsplatz Munster-Süd. Ein weißroter Schlagbaum versperrt den Weg zu der entlegenen Mahnstätte, der Besucher wird gewarnt: »Halt! Scharfschießen«.

Konkret 04/84, S. 50

Diedrich Diederichsen

Comandante 00

Denn nur wo Walesa draufsteht, ist auch Savimbi drin

Sie nennen sich »Solidarität«. Sie sind verboten. Sie haben einen robusten, aufrechten Anführer, einen Arbeiterführer. Er trägt einen dichten, buschigen Schnauzbart. Willy Bredel und Ernst Thälmann hätten ihn sich am Telefon ausgedacht haben können. Sie hätten aus den Casting-Listen der DEFA entsprungen sein können, diese polnischen Gewerkschaften Und dennoch sind sie die wirksamsten, populärsten Kronzeugen des Antikommunismus, die es zur Zeit auf dem Markt zu haben gibt. Diese letzten, aufrechten Arbeiter aus Polen.

So wechselte die liebenswerte Figur des Arbeiters, des Gewerkschafters, die nicht minder geliebte Methode des Streiks, das wunderbare Milieu des Untergrunds und dergl. mehr Essentials der alten linken Mythologie lautlos in das Lager des Antikommunismus.

Das war vor Jahren und ist dennoch kaum zur Kenntnis genommen worden. Das, was heute im Westen als »links« firmiert, ist eben an der alten linken Mythologie eh kaum noch interessiert. Wohl aber an der neuen.

In Nicaragua gibt es einen proamerikanischen Konterrevolutionär namens Eden Pastora. Er dürfte zur Zeit der wichtigste Verbündete des CIA im Kampf gegen die sandinistische Regierung sein. Seine Freunde nennen ihn Comandante Cero, und er sieht aus wie ein Guerrillero. Als hätten ihn sich Wolf Biermann und Regis Debray am Telefon ausgedacht. Doch aus irgendeinem Grunde hat die Rechte bislang noch nicht die verführerische Gelegenheit wahrgenommen, das Konterfei dieses Comandante massenhaft zu verbreiten und so die Umbesetzung einer weiteren linken Rolle durch einen rechten Darsteller durchzusetzen.

Doch das ist jetzt in einem Fall geschehen. Die »Bunte«, die seit 1982 vom »Stern« die Rolle übernommen hat, dem regierungsnahen Durchschnittsmenschen seine Emotionen zu bebildern, entdeckte im angolanischen Busch einen gewissen Jonas Savimbi, Führer der Unità, einer seinerzeit im angolanischen Bürgerkrieg vernichtend geschlagenen pro-westlichen Befreiungsbewegung, die laut »Bunte« inzwischen kurz davor steht, in Luanda die Macht zu übernehmen.

Als Aufmacher der Rubrik, die in der »Bunten« »diese woche« im »Stern« entspricht, thront ein Neger im Kampfanzug und läßt sich von der imperialistischen Presse als »Held der westlichen Welt« feiern.

Was verdammt clever von der westlichen Welt ist: Ihre Jugend, die sich ja nur zu gerne moralische Skrupel leistet, rennt schließlich zur Zeit in den Film »Under Fire«. In diesem Film kann man auch sehen, wie die brutalen Verbündeten des CIA in Nicaragua aussehen: kahlgeschoren, Tropfenbrille, kantig, böse. Wie Söldner eben. Nicht jovial, mutig, eingeboren, freundlich und heldenhaft wie der Mann aus Angola.

Bei Jonas Savimbi steht eben nicht drauf, was drin ist, bzw. umgekehrt: es steht links drauf und rechts ist drin. Ein solcher Feldzug kann kaum den traditionellen »Bunte«-Leser ansprechen wollen, für den ein Guerillero eine ziemlich eklige Angelegenheit ist. Es geht um den Nachwachsenden, den Wende-Jugendlichen, der in extrem ausgedünnter Form, so oft nur noch als schemenhaftes Bild oder Signet vorhanden, letzte Tropfen einer linken Moral mitbekommen hat, der ganz tief drinnen noch ein Che-Guevarra-Poster als Erinnerung an irgendetwas Nettes aufbewahrt. Ja, der vielleicht den berühmten psychoanalytischen Moment wenn der Junge zum ersten Mai festgestellt hat, daß seine Mutter keinen Penis hat und der erste Gegenstand, den er nach dieser Wahrnehmung erblickt ' zum Gegenstand seines Fetischismus wird, so erlebt: Mutter, in WG, streift den Slip ab und legt sich unter einem Che-Guevara-Poster zu Bett.

Politisches Bewußtsein ist bei diesem Jugendlichen natürlich nicht mehr vorhanden, nur das ganz rudimentäre Feeling, das sich eher zu einem Guerrillero hingezogen fühlt als zu einem Söldner.

Etwas Ähnliches geschah bei der Kießling-Affäre. Als ich in KONKRET las, Kießling habe als NATO-General genug Schuld auf sich geladen, mußte ich schlucken. Schuld? Dieser Mann. Dieser rührende, belesene Großvater, der sich bei den ihm wohlgesonnenen Journalisten persönlich bedankt, dieser milde Vater einer Großfamilie oder meinetwegen auch von Nazis verfolgte, alte, schwule Theaterregisseur soll Schuld auf sich geladen haben? Daß Kießling ein NATO-General sein soll, nahm man ja noch zur Kenntnis. Aber das ließ doch zunächst mal nur einen Schluß zu. Wenn die NATO von solchen lieben alten Männern geführt wird, wenn solche weichen und dennoch grundanständigen Leute auf der NATO-Karriere-Leiter so hoch klettern können, dann kann an diesem Bündnis nichts Böses sein.

Überhaupt scheint ja alles, was sich General nennt heutzutage, schlapp, weich und menschlich bis in die Knochen, ja durchdrungen von Gewissen und Anstand zu sein. Auch dieser Bastian. In welcher Armee ist der zum General geworden?

Jedenfalls nicht in der, die freitags ihre Hunnenhorden auf die Intercitys losläßt. Die hätten vor Kießling und Bastian nie eine Sekunde stillgestanden. Auch wo Bundeswehr draufsteht, ist nicht mehr Bundeswehr drin.

Und wo wir gerade bei Intercitys sind. Nicht einmal mehr, wo herrschende Klasse draufsteht, ist herrschende Klasse drin. Die Herren, die aus dem 1. Klasse-Teil des Zuges in den Speisewagen schleichen, sind so schüchtern, so bescheiden. Wenn sie sich kleine Genüsse gönnen, wie einen Apfelstrudel mit Sahne und dazu einen Capuccino, beugen sie sich linkisch vor, recken das Hälschen, haben Angst, von der souveränen jugoslawischen Kellnerin ob ihres Schleckermauls gerügt zu werden, während die Prolls, die aus Richtung zweiter Klasse kommen, die lautstarke Herrschaft übernehmen. Die herrschende Klasse präsentiert sich mit eingezogenem Schwanz.

Herrisches Gebaren, Befehlstonfall, klare Hierarchien - wo gibt's das noch? Richtig, nur noch bei Jugendbanden. Und ein Mann wie Manfred Wörner sagt so unmögliche Sätze wie »die Niederlage formt den Mann«.

Nicht die richtige Einstellung für einen Verteidigungsminister. Finde ich.

Konkret 04/84, S. 52

Winfried Wolf

Konkret-Extra
Viel Spaß - wenig Gas. Die Fahrt der Automobil-Industrie in die Krise

»Ich will Spaß, ich geh Gas« heißt die neue Welle für die Autobranche, aber die Freude ist geteilt. Trotz des guten Geschäftsjahres 1983 müssen mehr Beschäftigte denn je um ihren Arbeitsplatz fürchten: In der Autoindustrie wird es weltweit zu Krisen und Massenentlassungen kommen, wie heute in der Stahl-, der Schiffbau- und der Bergbau-Industrie. Nur daß die Bedeutung der Autobranche für die Wirtschaft der Industriestaaten sehr viel größer ist als die der heutigen Problembranchen

Die weltweite Autoproduktion und die großen internationalen Autokonzerne konzentrieren sich - rein zufällig, versteht sich - auf die wichtigsten imperialistischen Länder: die USA, Japan, die Bundesrepublik, Frankreich, Großbritannien und Italien. Der Grad der Konzentration wird in keinem anderen Industriesektor übertroffen: Ein Dutzend Multis kontrollieren 70 Prozent der weltweiten Produktion und knapp 90 Prozent der Produktion im kapitalistischen Westen*. Der Anteil der Auto-Branche an der gesamten industriellen Produktion dieser Länder liegt jeweils zwischen fünf und sieben Prozent, der Anteil am Gesamtexport bereits bei rund zehn Prozent. Entsprechend liegen die Exportquoten in der französischen, italienischen, japanischen und westdeutschen Autoindustrie zwischen 50 und 60 Prozent.

In der Bundesrepublik, in Frankreich und - besonders ausgeprägt - in Japan lagen die Wachstumsraten des Straßenfahrzeugbaus in den letzten Jahrzehnten immer beträchtlich über denjenigen der Gesamtindustrie. Dies gilt, trotz der schweren Krise im internationalen Automobilbau 1973/74, auch noch für die siebziger Jahre. So wuchs der westdeutsche Straßenfahrzeugbau im Zeitabschnitt 1950 bis 1960 um durchschnittlich 18,5 Prozent pro Jahr; die Gesamtindustrie brachte es lediglich auf 10,5 Prozent. Von 1961 bis 1970 wuchs die Autobranche immerhin noch jährlich um acht Prozent gegenüber einem Wachstum von sechs Prozent in der Gesamtindustrie. Zwischen 1971 und 1979 stand ein Wachstum von 4,2 Prozent im Straßenfahrzeugbau einem Wachstum von drei Prozent in der gesamten Industrie gegenüber, Die Autoindustrie fungierte bis dahin als Wachstumsmotor für die Gesamtwirtschaft.

Aber schon die zweite internationale Automobilbaukrise 1979-82 hatte einen maßgeblichen Anteil an der tiefen allgemeinen Krise, die die kapitalistischen Länder in diesem Zeitraum erlebten. Eine neue, schwere Strukturkrise dieser Branche in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre käme für die imperialistische Wirtschaft einem Motorschaden gleich.

Das Ausmaß der Gefahr zeigt bereits die Veränderung der Beschäftigtenzahlen in der letzten Krise: 1979 arbeiteten in den genannten fünf Ländern 3,5 Millionen Lohnabhängige direkt in der Autoindustrie, 1982 waren es noch drei Millionen. Allein in diesen drei Jahren wurden 15 Prozent aller Arbeitsplätze der Branche zerstört (dabei ist eingerechnet, daß in Japan die Beschäftigtenzahl in diesem Zeitraum weiter stieg). Rechnet man - korrekterweise - die Zulieferindustrie und alle Bereiche, die direkt mit der Autoindustrie verbunden sind (siehe Grafik), hinzu, dann ergeben sich gut 15 Millionen Branchenbeschäftigte in den genannten fünf Ländern. Allein in Nordamerika wurden zwischen 1979 und 1982 1,2 Millionen Arbeitsplätze in der so verstandenen Autobranche eingespart.

*

»Es wird Krieg geben. Krieg zwischen uns und den Europäern. Und diesen Krieg gewinnen wir.« Tohru Takahashi, technischer Direktor des größten japanischen Autoproduzenten Toyota, durchbrach mit dieser Äußerung im Sommer 1980 die sonst praktizierte Zurückhaltung der japanischen Industrie-Manager beim Thema internationale Konkurrenz. Dieser Krieg hat begonnen. Wer ihn gewinnen wird, mag noch offen bleiben. Fest stehen allerdings die Verlierer: die in der Autoindustrie Beschäftigten - in Japan, Westeuropa, USA und in den Produktionsstätten der Automultis in den Dritte-Welt-Ländern.

1980 schlachteten westdeutsche Massenblätter die »gelbe Gefahr« erstmals klassenpolitisch aus. »Japan-Autos100.000 Arbeitsplätze bei uns in Gefahr!«, stand in der »Bild«Zeitung, und am nächsten Tag zeigte Metallunternehmerboß Kirchner im selben Blatt den Ausweg: »Die deutschen Arbeiter sind fleißig - aber bloß keine 35-Stunden-Woche!« Die Kampagne ebbte ab, weil zeitweilig die Marktanteile der japanischen Importautos nicht weiter stiegen. Aber die Fortsetzung dürfte bald folgen. Derzeit ist nur Ruhe vor einem neuen Sturm.

Bis Ende der siebziger Jahre hatten die japanischen Autokonzerne in anderthalb Jahrzehnten aus dem Nichts ein Viertel des Weltmarkts erobert. 1961 lag ihr Anteil noch bei einem Prozent an der Weltproduktion von Kraftfahrzeugen, 1965 waren es immer noch nur vier Prozent. 1970 wurden 14 Prozent und 1979 über 25 Prozent erreicht. Gleichzeitig war die Vorherrschaft der US-Konzerne gebrochen und deren Anteil an der weltweiten Autoproduktion von 50 Prozent (1961) auf 22 Prozent (1979) reduziert worden. Zwei traditionelle Autoproduktionsländer blieben auf der Strecke: Italiens Anteil, der

1974 noch bei elf Prozent lag, sank 1981 auf drei Prozent. Die britische Autoindustrie ist heute auf dem Weltmarkt praktisch nicht mehr vorhanden.

Die Erfolge der japanischen Konzerne wurden gerade in den Jahren erreicht, als sich die Krisenerscheinungen der kapitalistischen Wirtschaft weltweit verschärften. Die Bedeutung der Autobranche und die Größe der hier handelnden Multis brachte es mit sich, daß die US-amerikanischen und westeuropäischen Konzerne die japanische Herausforderung annahmen (und nicht, wie beispielsweise im Schiffbau und zum Teil in der Stahlindustrie, kapitulierten). 1979 wurde die Gegenoffensive gestartet. Seither erlebt die Welt das größte private Investitionsprogramm in der Geschichte. Mehr als 300 Milliarden Mark investieren die internationalen Automultis im Zeitraum von 1979 bis 1985 in die Schaffung neuer hochmoderner Kapazitäten und die Modernisierung bestehender Werke. Allein die US-Konzerne stellen Investitionsprogramme von zusammen rund 200 Milliarden Mark auf, obwohl sie 1979/80 eine schwere Krise erlebten und allein 1980 Verluste von insgesamt vier Milliarden Dollar wegstecken mußten. »Diese forcierten Investitionsanforderungen passen so gar nicht in die krisenhafte Geschäftslandschaft«, schrieb das »Handelsblatt«, um dann durchblicken zu lassen, was Sache ist: »Aber hier geht es um eine streitbare Zukunft, die rücksichtslosen Einsatz erfordert.«

Zwei Konkurrenten nehmen allerdings doch aufeinander Rücksicht. Bis Mitte 1983 hatte es so ausgesehen, als stünde jeder gegen jeden. Dann gab im Juli 1983 die Nummer eins unter den internationalen Automultis, *General Motors,* das Projekt einer gemeinsamen PKW-Produktion in den USA zusammen mit der weltweiten Nummer zwei, *Toyota,* bekannt. Als der Entrüstungssturm der GM-Konkurrenten *Ford* und *Chrysler* verstummt und deren Klage gegen das Projekt vor dem US-Kartellamt abgewiesen war, präsentierten diese vergleichbare Pläne: Ford *will* gemeinsam mit Toyo Kogyo (Mazda), *Chrysler* gemeinsam mit *Mitsubishi* Mittelklassewagen für den US-Markt produzieren. Die zwei anderen wichtigen japanischen Hersteller, *Nissan* und *Honda,* verfügen bereits über eigene PKW-Werke in den USA. Demnach dürften ab 1985 alle großen japanischen Konzerne auf dem US-Markt mit eigenen Werken oder Kooperationsproduktionen präsent sein. Dieses Ziel, über das die Volkswagen AG ein Jahrzehnt diskutiert und das sie dann viel zu spät realisiert hatte, wurde von allen japanischen Konkurrenten in wenigen Jahren verwirklicht.

Die Kooperationsverträge GM/Toyota, Ford/Toyo Kogyo und Chrysler/Mitsubishi bedeuten zunächst eine Teilniederlassung der US-Konzerne, die damit ihr ehrgeiziges Ziel aufgesteckt haben, bereits Mitte der 80er Jahre eigene Mittelklasse-PKW zu präsentieren, die gegenüber den japanischen und westeuropäischen Modellen konkurrenzfähig sind. In Wahrheit handelt es sich jedoch um einen Waffenstillstand, um eine Art »historischen Kompromiß«.

Bis Ende des Jahrzehnts wird es auf dem nordamerikanischen Markt keinen Autokrieg zwischen amerikanischen und japanischen Herstellern geben. Diese werden vielmehr gemeinsam den westeuropäischen Exporteuren, insbesondere VW und Renault, die beide in den USA selbst produzieren (Renault über die Tochter American Motor Company/ AMC), eine erbitterte Schlacht liefern. Die Wolfsburger Tochter VW of America, die bereits in den vergangenen Jahren massive Einbrüche hinnehmen mußte, wird noch mehr ins Gedränge geraten und möglicherweise bald zutiefst bereuen, 1978/79, als dies im Gespräch und billig war, keine Verbindung mit Chrysler eingegangen zu sein.

Doch der nordamerikanische Markt wird nur ein Nebenkriegsschauplatz sein. Die entscheidende Auseinandersetzung wird in Westeuropa ausgetragen werden, dem größten Markt für Kraftfahrzeuge. Die westeuropäischen Konzerne werden dabei von drei Seiten in die Mangel genommen werden:

· durch eine neue japanische Exportoffensive, teilweise aus Produktionsstätten in Drittweltländern;

· durch die Aufnahme japanischer PKW-Fertigungen in Europa selbst;

· durch eine Offensive der USKonzerne, vorgetragen durch die europäischen Tochtergesellschaften von General Motors und Ford.

Ende Juni 1983 hatte das »Handelsblatt« informiert: »Wo immer möglich, schickt man lieber in Japan gefertigte Autos um die halbe Welt, als sie in einer völlig anderen Umwelt zu produzieren.« Einen Monat später lagen die Planungen der japanischen Konzerne auf dem Tisch. Sie besagten das glatte Gegenteil. Im Zeitraum von 1984 bis 1988 sollen sich die japanischen Autoexporte lediglich um insgesamt zehn Prozent erhöhen - für japanische Begriffe eine Stagnation. Die Auslandsfertigung japanischer Konzerne soll in diesem Zeitraum jedoch um das Zweieinhalbfache steigen: von derzeit 1,56 Millionen Einheiten auf 3,7 Millionen.

Ein großer Teil dieser Auslandsfertigung wird in Drittweltländern wie Südkorea, Taiwan oder Mexico erfolgen. Da diese Länder im Handel mit den EG-Staaten eine chronisch negative Bilanz ausweisen, wird es - anders als im Fall japanischer Importe - der EG bedeutend schwerer, solche PKW vom westeuropäischen Markt fernzuhalten oder diese - wie in den letzten Jahren - durch sogenannte »Selbstbeschränkungsabkommen« abzublocken. Hinzu kommen japanische PKW, die in Westeuropa produziert werden. Honda montiert zusammen mit British Leyland seit 1983 in Großbritannien einen Mittelklassewagen (Acclaim); Nissan baut mit Alfa Romeo in Italien ein Gemeinschaftsprodukt und zieht gleichzeitig auf der britischen Insel ein großes PKW-Werk hoch, das ab 1986 jährlich 300.000 Autos ausstoßen soll. Die Konkurrenz aus

Fernost wird demnach bald innerhalb der EG-Zollmauern präsent sein. Die höheren Lohnkosten, die die japanischen Konzerne dabei in Kauf nehmen müssen, werden bei weitem wettgemacht durch den Wegfall hoher Kosten für Fracht und Zölle, die bisher in den Preisen für importierte japanische PKW eingeschlossen waren.

Gleichzeitig drängen Mitte der achtziger Jahre die US-Töchter von General Motors und Ford auf den westeuropäischen Markt. Insbesondere General Motors hat sich zum Ziel gesetzt, seinen Marktanteil in dieser Region massiv auszubauen. Große und hochmoderne Fabriken wurden von beiden Konzernen in Spanien und Österreich hochgezogen, die bestehenden Werke in Westdeutschland und Großbritannien sind modernisiert. Mit diesen Investitionen, die mit 25 bis 30 Prozent der Gesamtsumme durch staatliche »Investitionshilfen« vorfinanziert wurden, erreichen GM und Ford eine neue Stufe in der internationalen Arbeitsteilung: Bei den neuen Opel-Kleinwagen kommen Motor und Getriebe aus Österreich, montiert wird in Zaragoza (Spanien). 75 Prozent der »spanischen« Produktion werden nach Mitteleuropa exportiert, vor allem in die Bundesrepublik.

Diese Arbeitsteilung wird an den Grenzen Europas nicht haltmachen. GM plant die Fertigung eines Teils des neuen »Kadett« in einem neuen Werk in Südkorea; ein Großteil dieser Fertigung soll für den Export nach Westeuropa bestimmt sein. Ford plant in dem gemeinsam mit Toyo Kogyo in Mexico zu erstellenden Werk die Montage des »Fiesta«-Nachfolgemodells - ebenfalls für den Export nach Westeuropa. Die Erfolgsformel heißt: Japanische Fertigungstechnologie plus die Kapitalmacht eines US-Multis plus mexikanische Niedriglöhne plus der große Markt Westeuropas.

Immer näher rückt bei einigen großen Multis das Ziel, »Weltautos« zu produzieren: PKW, die in ihren Grundbestandteilen (Fahrgestell, Motor, Getriebe) auf der ganzen Welt unverändert angeboten werden, deren Blechkleid lediglich von Region zu Region variiert. Die damit erreichbaren höheren Stückzahlen sollen einen weiteren Konkurrenzvorteil einbringen.

»in fünf Jahren gibt es von bisher zwölf nur noch fünf bis sechs große Autohersteller auf der Welt, von denen jeder zwischen fünf und sechs Millionen Einheiten pro Jahr herstellt.« Daniel Goedevert, Chef der westdeutschen Ford-Werke, dürfte mit dieser Ansicht recht behalten. Welche Konzerne das sein werden, muß uns nicht, mag jedoch Herrn Goedevert interessieren. Denn immerhin muß dieser fürchten, daß Opels Blitz in die Ford-Pflaume einschlägt. Sicher ist: Von den US-Multis wird zumindest einer als eigenständiger Konzern aus dem Rennen ausscheiden. In Japan wird es voraussichtlich zu einer Konzentrationswelle kommen. In Europa bleibt kaum mehr Raum als für zwei Massenproduzenten.

Nachdem die britische Kfz-Produktion bald eine japanische (Honda und Nissan) sein wird, nachdem die spanische Autoherstellung entweder bereits in US-Hand ist (General Motors und Ford) oder VW zufallen könnte (VW-Kooperation mit SEAT), und nachdem der zweitgrößte französische Hersteller Peugeot PSA (Marken: Peugeot/Citroen/Talbot) in den letzten Jahren an den Rand des Bankrotts geriet, bleiben im Grunde nur noch Renault, Fiat und Volkswagen. Sicher scheint, daß VW in dem erlauchten Kreis von (zunächst) verbleibenden sechs großen internationalen Herstellern vertreten sein wird. Massive Investitionen (1977 bis 1982 über 20 Milliarden Mark weltweit) und die größte Weltpräsenz unter allen europäischen Herstellern sichern diesen Platz.

Allerdings handelt es sich bei Goedeverts Sechserrunde lediglich um den Konkurrentenklub für die *nächste* Runde im Autokrieg. Und VW wird den Ring zu dieser möglicherweise letzten entscheidenden Runde bereits mit erheblichen Blessuren besteigen: Die größten Auslandsstützpunkte von Volkswagen befinden sich entweder in Ländern, die eine tiefe wirtschaftliche und soziale Krise durchlaufen (Mexico und Brasilien) oder auf einem konkurrenzbedingt schwierigen Markt (VW of America). Entsprechend brachten VW's Auslandsbeteiligungen in den letzten Jahren massive Verluste ein. Insgesamt häuften sich für den Gesamtkonzern Verluste von immerhin 600 Millionen Mark allein in den »Aufschwungjahren« 1982/83 auf.

Anfang 1980 hatte ein prominenter Aussteiger, der frühere GM-Chevrolet-Chef John DeLorean, in einem Buch und Reihe von Interviews mit seinem Manager-Kollegen in Detroit abgerechnet. »On A Clear Day You Can See General Motors«, spottete DeLorean in seinem Buchtitel. Heute ist General Motors auch bei schlechten Sichtverhältnissen unübersehbar präsent. Die Geschichte von DeLoreans unaufhaltsamem Auf- und Abstieg konnte jedoch nur das bürgerliche Wirtschaftsleben selbst schreiben.

Der Mann kassierte für seinen persönlichen Neuanfang einige hundert Millionen Mark von der britischen Regierung und stellte in Nordirland eine Sportwagenfirma, die extrem teure Luxuskarossen nach USA exportierte, auf die grüne Wiese. Diese staatlich finanzierte Arbeisplatzbeschaffung zu privatem Nutzen war jedoch nicht von Dauer. Mehrmals mußte die Regierung in Westminster - mal Labour, mal die Konservativen - dem Wunderknaben DeLorean finanziell unter die Arme greifen, um einen Konkurs der Firma abzuwenden. 1983 wurde DeLorean dann von FBI-Beamten in Südamerika verhaftet. Er hatte einige Kilo Heroin zuviel im Reisegepäck und sich als professioneller Rauschgiftschmuggler betätigt - wie es entschuldigend heißt (»Eigentum verpflichtet«) zur »Rettung seines Unternehmens«. Die DeLoreans Sport Car sind nun definitiv bankrott. DeLoreans Ex-Brötchengeber hingegen strahlt in neuem Glanz.

Bereits 1981/82 fuhr General Motors einen Gewinn von 1,3 Milliarden Dollar ein, 1983 wurde mit 3,7 Milliarden Dollar der größte Profit in der Geschichte von GM ausgewiesen. Sicher, DeLoreans Analyse von 1980 stimmt auch heute: »Ich kam zu der Erkenntnis, daß GM's Erfolg weniger auf der Kompetenz seiner Manager, als auf ungeheurer Wirtschaftskraft und Marktdominanz beruhte.« Aber gerade diese Faktoren entscheiden im mörderischen Konkurrenzkampf der achtziger Jahre bei der kapitalistischen Massenproduktion von PKW.

*

»Der Messebraten von gestern ist das Belegschaftshackfleisch von morgen.« - »Gäbe es in Wolfsburg Spruchbänder á la DDR - eins davon müßte lauten: 'Mehr Produktivität, mehr Qualität, mehr Humanität'«. Der erste Spruch, eine Belegschaftsweisheit in dpn Autokonzernen, trifft voll und ganz die Realität in der Autoindustrie. Das zweite Zitat, eine »Handelsblatt«-Anzüglichkeit, ist angesichts dieser Realität demagogisch, verfügt jedoch über den berühmten »wahren Kern«.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist die Autoindustrie das Testfeld zur massenhaften Einführung neuer Technologie in den kapitalistischen Produktionsprozeß. Die US-Autoindustrie stellte bereits in den zwanziger Jahren große Serien am Fließband her. Die Transferstraße zum Bau des VW-Käfers, die in Wolfsburg in den fünfziger Jahren eingerichtet wurde, setzte dem Grad der Arbeitsteilung neue Maßstäbe. Ende der siebziger Jahre waren es die japanischen Autokonzerne, die mit einem noch nie dagewesenen Automatisierungsgrad und dem vielfachen Einsatz von Robotern die Massenfertigung von PKW betrieben. Seit Ende 1983 hat schließlich Volkswagen mit der Roboter- und Computer-Montage in der Wolfsburger »Halle 54« zu diesem Weltspitzenniveau aufgeschlossen.

Als 1969 die ersten Roboter bei General Motors in Detroit eingesetzt wurden, sah das noch völlig harmlos nach einer Ergänzung der menschlichen Arbeitskraft aus. In den ersten japanischen Autowerken mit Robotereinsatz in großem Stil überdeckten die zweistelligen Wachstumsraten die Verdrängung menschlicher Arbeit aus dem Produktionsprozeß. Vor allem aber war die erste Roboter-Generation noch völlig ungeeignet für den vielseitigen Ersatz menschlicher Arbeit: Sie bewegten sich nur um eine bis drei Achsen und waren entsprechend ungelenk. Ein Roboter dieser Generation ersetzt im Schnitt nur 1,5 Arbeitsplätze. Die neue, »zweite Generation mit intelligenten Robotern« birgt jedoch auch nach Ansicht einer »Commerzbank«-Studie - »sozialpolitischen Zündstoff«.

Diese Roboter ersetzen gleich vier bis zehn Arbeitsplätze. Sie sind mit visuellen und tastenden Sensoren ausgestattet, können zum Teil bereits »fühlen« (warm-kalt; weich-hart) und, Farben unterscheiden. Sie bewegen sich um sieben bis acht Achsen und sind frei programmierbar. Diese Generation ermöglicht, zusammen mit der Mikro-Elektronik, einen weitgehend von Computern gesteuerten und von Robotern ausgeführten Produktionsprozeß (CAM = Computer Aided Manufactoring), ja sogar eine von Computern realisierte Planung und Simulation von Produktionsprozessen (CAD = Computer Aided Design). Die Automultis gleichen gegenwärtig großen Laboratorien, in denen sich die industrielle Produktion der Zukunft - unter kapitalistischen Bedingungen - und die Möglichkeiten eines humanen Arbeitsprozesses - unter sozialistischen Bedingungen - studieren lassen.

Die neuen Produktionstechniken (Halb- und Vollautomatisierung) bieten den Autokonzernen zunächst zwei wichtige Vorteile: Die Produktion kann viel flexibler gestaltet werden; Einzelausfälle können ohne Stopp der Gesamtanlage ausgeglichen werden. Und bei einem Modellversuch muß die Anlage, die bisher auf einen Fahrzeugtyp zugeschnitten war, nicht mehr verschrottet werden. Vielmehr können dieselben Roboter neu programmiert, auf denselben Computern neue Programme entwickelt und mit diesen der neue Produktionsprozeß gesteuert werden - maßgeschneidert auf das neue Modell. Die ständige Weiterentwicklung und Verbilligung elektronischer Einrichtungen hat ein Niveau erreicht, bei welchem automatisierte Produktionsprozesse Kosten senken, das heißt einen Konkurrenzvorteil verschaffen. Die internationale Konkurrenz zwingt nun die Massenhersteller von PKW bei Strafe des Untergangs zur Einführung dieser Produktionstechniken.

Gegenwärtig erregten vor allem der Einsatz von Robotern im Montagebereich Aufsehen. Das ist jedoch nur ein Ausschnitt aus der gesamten Automatisierungswelle. Die neuen Produktionstechniken revolutionieren ebenso die der »eigentlichen« Produktion vor-. und nachgelagerten Bereiche. Sie wirken sich auf die Zulieferindustrie ebenso aus wie auf den Verwaltungsbereich, die Konstruktions- und Planungsabteilungen, die Lagerhaltung, die Ersatzteilbeschaffung und den Handel.

Alle Verwendungen der neuen Technologien haben ein gemeinsames Resultat: Der menschliche Arbeitsaufwand wird reduziert. Wer die »Humanisierung des Arbeitsplatzes« fordert, muß das begrüßen. Schweißarbeiten, Oberkopfarbeiten, Lackieren, Beschichten, monotone Fließbandhandgriffe - bei all den von Robotern übernommenen Tätigkeiten handelt es sich fast immer um Arbeit, die wegen Lärm, Giftstoffen, Blendgefahr oder extremer körperlicher Belastung stark gesundheitsschädigend sind. Erst die Roboter liefern die materielle Grundlage, auf der eine zukünftige Gesellschaft, in welcher »jeder nach seinen Bedürfnissen« lebt, realisiert werden kann.

In der Realität kapitalistischer, ausschließlich am Profit orientierter Produktion wird dieser emanzipatorische Aspekt jedoch liquidiert. Der reduzierte Arbeitsaufwand führt nicht zu entsprechender allgemeiner Arbeitszeitverkürzung. Geht es allein nach dem Kapital, so mündet es in Massenentlassungen bisher unbekannten Ausmaßes und in verstärkter Arbeitsintensivierung der noch Beschäftigten (einschließlich des Einsatzes moderner Elektronik zur Überwachung am Arbeitsplatz).

Die Autobranche liefert hierfür beeindruckendes Anschauungsmaterial. »Autoindustrie schafft Arbeitsplätze - 30.000 neue Jobs in zwei Jahren«, jubelte die »Süddeutsche Zeitung« Anfang des Jahres. Solche Schlagzeilen sollen Sand in die Augen streuen. Verschwiegen wird, daß trotz der konjunkturellen Steigerung der Beschäftigtenzahl im westdeutschen Automobilbau noch nicht die Zahl der Arbeitsplätze von 1979 wieder erreicht wurde, daß 1983 mit weniger Beschäftigten ein um 25 Prozent größerer Umsatz erwirtschaftet wurde und daß all dies in Boomzeiten stattfindet. Das heißt, daß in der kommenden Branchenkrise oder auch bei nur geringeren Wachstumsraten ein neuerlicher massiver Arbeitsplatzabbau erfolgen muß.

m Februar dieses Jahres veröffentlichte die US-Automobilarbeitergewerkschaft UAW ein General-Motors-Geheimpapier, das erneut dokumentiert, wie der weltgrößte Autoproduzent internationale Maßstäbe setzt. Nachdem der Personalbestand bei GM zwischen 1978 und 1983 bereits von 500.000 auf 380.000 abgesunken ist, errechnet der GM-Vorstand in dieser Studie einen weiteren möglichen Personalabbau von 60.000 bis 120.000 Beschäftigten - trotz geplanter Produktionssteigerungen. Die Konzernleitung: »Kein Kommentar zu den Entlassungen. Das Papier ist echt. « Und: »GM wird aggressiv Marktanteile ausbauen und dabei gleichzeitig die Produktivität jährlich um fünf bis zehn Prozent steigern. «

Im Volkswagenkonzern arbeiteten Anfang 1984 weltweit 25.000 Beschäftigte weniger als 1980, obgleich der Umsatz um 20 Prozent stieg. Bis 1987 können nach internen VW-Plänen allein im Inland weitere 13.000 bis 20.000 Arbeitsplätze abgebaut werden. Die Rechnung gilt auch europaweit. Keineswegs wurden hier per Saldo mehr Arbeitsplätze geschaffen. Die bejubelten neuen Arbeitsplätze, die Ford und General Motors in Spanien schufen, entsprechen noch nicht einmal dem Arbeitsplatzabbau, den diese Konzerne in ihren britischen Werken seit 1979 betrieben.

Das neue GM-Motorenwerk bei Wien schafft gerade soviel Arbeitsplätze, wie Ford in seinem Motorenwerk bei London abbauen will. Der Abbau weiterer Zehntausender Arbeitsplätze in belgischen und niederländischen Werken durch dieselben Konzerne, die Reduzierung der Beschäftigungszahlen in der französischen und italienischen Autobranche finden keinerlei Gegenposten. Die Beispiele lassen sich bis auf die Ebene der Bundesländer verlängern: Wenn die rheinland-pfälzische Regierung mit Steuermillionen GM/ Opel zum Ausbau seines Kaiserslauterner Werks lockt und die »Schaffung neuer Arbeitsplätze« feiert, dann sind diese zuvor im hessischen Rüsselsheim abgebaut worden.

Alles in allem errechnet sich selbst ohne eine neue Branchenkrise und allein für den westdeutschen Fahrzeugbau ein neuer Abbau von 100.000 Arbeitsplätzen bis Ende des Jahrzehnts. Nimmt man die Zulieferindustrie dazu, werden es eine halbe Million Stellen sein.

»Es ist ein bitteres Gefühl, von vornherein Millionen braver und tüchtiger Mitmenschen von der Benutzung eines Verkehrsinstruments ausgeschlossen zu wissen. Wir sind daher rücksichtslos entschlossen, die Vorarbeiten für die Schaffung eines Volkswagens zum Abschluß zu bringen. Ein Auto ist gerade für die in ihren sonstigen Lebensmöglichkeiten beschränkten Schichten nicht nur nützlich, sondern diesen vor allem an Sonn- und Feiertagen die Quelle eines freudigen Glücks.« Diese Hitler-Worte wurden im NS-Staat nicht verwirklicht. Die Pläne für einen Volkswagen wurden als Kübelwagen für den kontinentalen Angriffskrieg realisiert.

Die Ideologie der persönlichen Freiheit als Grundlage der PKW-Produktion ist allerdings weiter allgegenwärtig. Peter W. Schulz, Vorstandsvorsitzender der Porsche AG, deren Gründer die NS-Pläne für Volks- und Kübelwagen entwickelt hatte und deren Sportwagen aus dem Kübelwagen hervorgegangen waren, formuliert diese Ideologie heute so: »Die Tatsache, daß das Automobil es ermöglicht, hinzufahren wo, wann und wie man möchte, erscheint mir als eine Bestätigung von etwas, was Menschen am meisten anstreben, nämlich persönliche Freiheit.«

Diese Freiheit wurde erreicht, allein in der Bundesrepublik 25millionenfach. 1984 fährt jeder zweite Erwachsene einen PKW. Da die offiziellen Prognosen der Autoindustrie und Mineralölkonzerne selbstverständlich von einem fortgesetzten und krisenfreien Wachstum der Autoproduktion ausgehen, rechnet die jüngste Shell-Studie für die Bundesrepublik trotz Rückgangs der Bevölkerung einen weiteren Anstieg des PKW-Bestandes um 20 Prozent (auf dann 30 Millionen Autos) bis zum Jahr 2000 hoch. 1.000 Einwohner würden sich dann 520 Personenwagen teilen - Kinder und Greise eingerechnet.

Doch diese Rechnung kann nicht aufgehen. Nicht nur sind Hunderttausende Arbeitsplätze in der Autobranche auch dann bedroht, wenn ein solches Wachstum stattfindet. Die Branche selbst wird in Frage gestellt, und zwar von innen wie von außen.

Von innen: Die Kfz-Industrie stellt ein spezifisches Produkt her, dessen Nachfrage natürliche, wenn auch nicht fixe Grenzen kennt. Verfügt beispielsweise jeder Haushalt über ein PKW und sind bestimmte Möglichkeiten, ein künstliches zusätzliches Bedürfnis hervorzukitzeln (zum Beispiel durch schnelleren Modellwechsel) erschöpft, dann wird eine Marktsättigung erreicht. Die Nachfrage reduziert sich dann auf reine Ersatzbeschaffung. Bei rückläufiger Bevölkerung und fehlenden Möglichkeiten weiterer Exportsteigerung (wenn nicht gar drohenden Einbrüchen im Export) heißt dies bestenfalls: Produktion auf dem selben Niveau - kein weiteres Wachstum. Ein solcher Zustand steht jedoch in diametralem Gegensatz zur kapitalistisch betriebenen Produktion, deren Grundlage nicht Bedürfnisbefriedigung, sondern Profitmaximierung ist.

Doch natürliche Sättigung ist nur die letzte der inneren Schranke. Eine andere stoppt viel früher den Autoboom. Die rückläufige Massenkaufkraft. Die Massenproduktion von PKW braucht Massenkaufkraft. Verschärfte Wirtschaftskrise, wachsende Arbeitslosigkeit, rückläufige Reallöhne und soziale Demontage engen diese Kaufkraft massiv ein. Die trotz der Krise erstaunlich gute Nachfrage nach Autos im Jahre 1983 kennzeichnet einen Sonderfall: Die Sparquote sank, Sparguthaben wurden aufgelöst, um den Autokauf zu finanzieren. Im Trend wird jedoch die Beschäftigungskrise massive Rückwirkungen auf die Autobranche haben. Allein diese Faktoren lassen ein kontinuierliches Produktionswachstum bis zum Jahr 2000 als völlig absurd erscheinen.** Andere mit der Autobranche vergleichbare industrielle Sektoren wie die Hausgeräteherstellung, die ebenfalls auf den Massenkonsum abzielt und Sättigungsgrenzen kennt, demonstrieren deutlich die Perspektiven: Zusammenbruch von Konzernen wie AEG und Bauknecht und allgemeine Kapitalflucht aus diesem Bereich.

Die Autoindustrie stößt jedoch auf äußere Schranken. Die Infrastruktur der Industrieländer ist bereits heute mit der rollenden Blechlawine überfordert, die langfristige Umweltschädigung untragbar. Ein weiteres massives Wachstum des PKW-Bestandes hätte irreperable zerstörerische Wirkung auf Mensch und Natur. Die Branche steht vor neuen Fragen:

· Welche Perspektive bietet das Transportmittel PKW im städtischen Verkehr, dessen Durchschnittsgeschwindigkeit bereits heute (Ampelwartezeiten eingerechnet) unter 30 km/h liegt? Was ist der Sinn eines PKW-Verkehrs in Städten, wenn - nach einer Schätzung des autofreundlichen ADAC - 50 Prozent des Verkehrs in den Innenstädten durch Parkplatzsuche verursacht wird!

· Was bleibt von der »Bewegungsfreiheit«, wenn Jahr für Jahr allein die Bewältigung der Urlaubsrückfahrt bei Millionen betroffener PKW-Fahrer die Erholung wieder zunichte macht?

· Drückt sich nicht gerade im Transport von Gütern per LKW eine Postkutschenmentalität aus, wenn einzelne »Straßenkapitäne« in einer 60-Stunden-Woche Tausende von Kilometern fahren, um einige Tonnen Güter an den Mann und die Frau zu bringen?

Wenn gar noch überzeugende Zahlen geliefert werden, die die Mär widerlegen, der Transport per PKW finanziere sich »selbst« und werde nicht vom Steuerzahler subventioniert***, wenn gar ein gestandener Marktwirtschaftler wie der frühere IBM-Manager und neue Bundesbahnchef Gohlke die traditionellen Berechnungsgrundlagen zur Rentabilität der Bundesbahn als unhaltbar zur Seite schiebt, wenn in Frankreich erste Strecken rentabler Schnellverkehrsverbindungen der Eisenbahn mit einer gegenüber dem PKW-Autobahnverkehr zweieinhalbfachen Reisegeschwindigkeit erfolgreich in Betrieb genommen werden, dann werden all diese Fragen noch drängender .

Es gibt Alternativen zur sich abzeichnenden zerstörerischen Monostruktur eines Verkehrswesens, das fast ausschließlich auf den Transport per PKW und LKW setzt und die anderen Transportsektoren systematisch abbaut. Solche Alternativen wurden in den fünfziger und sechziger Jahren von der PKW-Lawine überrollt. Als sie Ende der sechziger Jahre in der SPD-Reformphase hervorgekramt wurden (»Güter gehören auf die Schiene«), mußten sie unter dem Druck der Autolobby schnell wieder ad acta gelegt werden. Kohl und Kapital werden diese Pläne nicht akzeptieren - allenfalls in Form einer elitären Magnetschwebebahn, die Messegäste in Hannover mit dem Nachtleben von Westberlin verkuppeln soll.

Die Betroffenen in der Autobranche und bei der Deutschen Bundesbahn und deren Gewerkschaften haben eine gemeinsame Interessenlage. Der Zufall will es, daß nicht nur in der westdeutschen Autoindustrie 100.000 Entlassungen drohen, sondern daß dieselbe Zahl des Beschäftigtenabbaus Ziel des Kohl-Dollinger-Kabinetts auch für die Bundesbahn ist. Dagegen könnte das Konzept einer alternativen, gesamtgesellschaftlichen Verkehrsplanung helfen, das folgende Richtung enthält:

· Gezielter Ausbau von Massenverkehrsnahsystemen in und um die Großstädte. Realisierung eines entsprechenden Investitionsprogramms zur Schaffung eines Netzes rentabler Schnellverkehrsverbindungen der Deutschen Bundesbahn mit Anbindung aller großen Städte nach dem Vorbild der französischen Eisenbahn-Schnellverkehrsverbindungen. Diese Investitionsprogramme zielen darauf ab, den PKW-Verkehr dort abzubauen, wo er jeweils besonders umweltschädigend ist, und gleichzeitig Hunderttausende neuer Arbeitsplätze in der Stahlindustrie und dem Maschinenbau zu schaffen.

· Die Verabschiedung schnell wirksamer Auflagen für die PKW-Produktion, die die Umweltschädigung reduzieren, den Benzinverbrauch senken und die Verkehrssicherheit erhöhen. Die dadurch bewirkte Verteuerung der PKW entspricht zugleich einer Umsatzsteigerung und gleicht teilweise einen mengenmässigen Absatz aus.

Die Realisierung eines kontinentalen Programms, das den Güterverkehr binnen kurzer Zeit zum größten Teil auf die Schiene verlegt.Eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich, um mögliche Arbeitsplatzreduzierungen in der Autobranche aufzufangen, vor allem jedoch zum Abbau der Massenarbeitslosigkeit und der hierdurch entstehenden gesellschaftlichen Kosten.Der Ausstieg aus der Blech-Gesellschaft wird noch als Utopie verleumdet. Aber das Großkapital bereitet seinen Abflug aus der Branche bereits vor - auf seine destruktive Art. Ähnliches wie in den dreißiger Jahren, als General Motors, Ford, Volkswagen, Borgward, Opel oder Daimler-Benz ihre Kapazitäten in den Dienst der internationalen Aufrüstung gestellt hatten, zeichnet sich heute wieder ab: Ford und General Motors bestritten bereits 1983 ein Zehntel ihres Umsatzes im Rüstungs- und Weltraumsektor. Fiat hat längst sein PKW-Engagement auf 50 Prozent Umsatzanteil reduziert und einen starken Rüstungssektor aufgebaut. Und selbst die japanischen Autokonzerne, immerhin seit zwei Jahrzehnten Profiteure des Autobooms und auch in den achtziger Jahren auf der Überholspur im internationalen Konkurrenzkampf, setzen seit Anfang der achtziger Jahre allesamt auf den Ausbau des Rüstungsengagements und eine entsprechende Reduzierung des zivilen Fahrzeugbaus am Gesamtumsatz. Nissan und Mitsubishi peilen zunächst einen Zehn-Prozent-Anteil an Rüstungsproduktion an. All dies, obwohl Japans Militärhaushalt - noch - bescheiden ist.Das japanische Großkapital will dies ändern und weiß warum. Wenn auch gegenwärtig in der internationalen Autoindustrie das größte Investitionsprogramm in der Geschichte realisiert wird - ein noch größeres Programm bietet der internationale Rüstungssektor.

---

* Es sind dies die folgenden Konzerne (in Klammer jeweils die erstellten Kfz-Einheiten für 1981 in Millionen): 1. General Motors/Opel (6,24), 2. Toyota (3,2), 3. Ford (3,7), 4, Nissan/Datsun (3,1), 5. VW/Audi (2,2),6. Renault (1,8), 7. Peugeot (1,6), 8. Fiat (1,2),9. Toyo Kogyo/Mazda (1,1), 10. Mitsubishi (1,1), 11. Honda (1,0), 12. Chrysler (1,0). Unter den 25 größten Autoproduzenten de, Welt befinden sich mit Lada (0,8), Polski-Fiat (0,3) und Moskvitch (0,2) drei Hersteller aus dem RGW-Bereich, deren Wertexport für diese Betrachtung keine Rolle spielt.

** Generell ausgeklammert sind bei dieser Betrachtung die Produktion von Luxus-PKW und Nutzfahrzeugen (die z.B. einen Großteil des Umsatzes von Daimler-Benz und BMW ausmachen).

*** Zum Beispiel in: Martin Burkhardt. Die gesellschaftlichen Kosten des Autoverkehrs, herausgegeben vom BBU, Hellbergstr. 6, 7500 Karlsruhe 1.

Konkret 04/84, S. 59

Konkret-Extra
Viel Gas, wenig Spaß

4 ARBEITER = 1 ROBBI

KONKRET fragte Betriebsräte und gewerkschaftliche Vertrauensleute großer Konzerne und Zulieferer nach den Arbeitsplatz-Perspektiven in der Autoindustrie. Alle rechnen mit Entlassungen

Interview mit Hans Reppel, Betriebsrat bei Opel/Bochum

KONKRET: Die Opel-Geschäftsleitung gibt sich sicher: Keine Entlassungen in absehbarer Zeit...

Reppel: Das seh ich anders. Den Mitgliedern des Wirtschaftsausschusses wurde im Oktober '83 mitgeteilt, daß die A. Opel AG in den nächsten fünf Jahren 25 Prozent der Arbeitsplätze von Akkordlöhnern, 17,5 Prozent der Zeitlöhner und 12,5 Prozent der Angestellten »kalt abbauen« will. Der Grund: Massiver Einsatz der neuen Produktionstechniken und veränderte Produktionsabläufe bzw. geänderte Arbeitsformen. Diese Informationen wurden unter Geheimhaltungspflicht - § 79 des Betriebsverfassungsgesetzes - mitgeteilt. In allen Betriebsräten wurde diese Geheimhaltung einstimmig abgelehnt. Stattdessen wurden sofort die Belegschaften und die Öffentlichkeit umfangreich informiert; in allen drei Werken - Rüsselsheim, Bochum, Kaiserslautern - wurde ein Rationalisierungsschutzabkommen (» 11 – Punkte-Programm«) einstimmig verabschiedet.

KONKRET: Seit einigen Monaten werden bei Euch massiv Roboter aufgestellt. Welche Auswirkungen sehen Sie?

Reppel: 160 Roboter werden zur Zeit (in Bochum) neu installiert, aber auch neue Kontroll- und Informationssysteme... Das hängt zusammen: Flexible Arbeitsmethoden mit flexiblen, olympiareifen Belegschaften sollen erreicht werden, um im internationalen Autokrieg für die Opel-Aktionäre möglichst viel rauszuholen. Deshalb eine zweigeteilte Antwort: Kontroll- und Informationssysteme dienen allein dem Unternehmen als Überwachungs, Steuerungs- und Kontrollsystem. Das lehnen wir absolut ab - diese Systeme sind gegen die Arbeiter gerichtet, die damit zu »gläsernen Menschen« gemacht werden sollen. Auf der anderen Seite können Roboter und die dazugehörigen Techniken körperlich schwere und stupide Arbeit erleichtern.

Fast immer sind sie aber auch mit Personalabbau verbunden, wenn es nach der Firma geht. Deshalb gilt für mich: Roboter usw. ja - aber die verbleibende Arbeit muß auf alle verteilt werden. Langfristig gilt es, die Verfügungsgewalt des Kapitals generell zu demokratisieren bzw. zu verändern. Tagesaufgabe ist dabei die Einführung der 35-Stunden-Woche bei vollem Lohn- und Personalausgleich unter Kontrolle der Betriebsräte und ihrer Gewerkschaften.

Interview mit VW- Vertrauensleuten Rainer Kaufmann (VW Kassel) und Lutz Apel (VW Emden)

KONKRET: Anfang 1984 teilte der VW-Vorstand mit, die Beschäftigung bleibe stabil?

Apel: Massenentlassungen wird es in den VW-Inlandswerken 1984 wohl nicht geben; eine Ausnahme könnte Hannover sein. Doch VW wendet die Methode der »kalten Arbeitsplatzvernichtung« an: Bis 1987 sollen 13.000 Arbeitsplätze, bis Mitte der neunziger Jahre gar 30.000 Arbeitsplätze abgebaut sein. Nichtausgleich der Fluktuation, Ausstieg »aus persönlichen Gründen« (durch stärkere Kontrollen bei Kranken, Verspätungen usw.) sollen dies erreichen. Die Belegschaftszahlen bleiben somit *nicht* stabil. Bereits in den letzten zwei Jahren wurden 6.000 Arbeitsplätze im Inland abgebaut. In den Werken, wo Kollegen zur Zeit nicht gebraucht werden (wie in Braunschweig, Hannover und Emden) werden sie einfach an Wolfs burg »verliehen«. Nächstes Jahr allerdings könnte diese Verschiebetaktik nicht mehr ausreichend sein und Massenentlassungen anstehen.

Kaufmann: Bei uns - Werk Kassel - ist für die Zeit vom Sommer 1983 bis Sommer 1984 eine zehnprozentige Kürzung der vorhandenen Zeitlohn- und Angestelltenplanstellen vorgesehen. 500 Arbeitsplätze werden zur Zeit nicht mehr besetzt; die »59er« und »58er-Regelung« (Frühverrentung; d.Red.) kommt in Anwendung.

Aktuell werden 123 Werksangehörige aus dem Hannoveraner VW-Betrieb bei uns beschäftigt.

KONKRET: Wie wirkt sich der Robotereinsatz bei VW aus?

Apel: Insgesamt dürften bei VW derzeit 1.000 Roboter im Einsatz sein; die meisten davon in der Wolfsburger »Halle 54«'. Ich war dort Ende 1983; der Eindruck ist zwiespältig: Einerseits ist es pervers, wenn dort kaum mehr Kollegen am Auto arbeiten. Andererseits hat die körperlich schwere Arbeit abgenommen. Die noch verbleibenden Beschäftigten allerdings müssen ein Mehr an Tempo und Monotonie ertragen.

Kaufmann: Heute bedeutet jeder Robbi den Abbau von mindestens vier Arbeitsplätzen. Auch wenn, nach einem massiven Robotereinsatz, die verbliebene Arbeit »leichter« wurde, so wurde sie doch zugleich auch monotoner. In jedem Fall wird die fortschreitende Automatisierung bei gleichbleibender Arbeitszeit viele Arbeitsplätze gefährden.

KONKRET: Wie sieht es in Sachen 35-Stunden-Woche aus?

Kaufmann: Die Arbeitgeber behaupten ja, die 35-Stunden-Woche würde nichts bringen bezüglich eines Abbaus der Arbeitslosigkeit. Nun jammert die VW-Geschäftsleitung, die 35-Stunden-Woche erfordere allein bei VW 15.000 Neueinstellungen...

Apel: Ein besseres Argument und ein besserer »Zeuge« für die 35-Stunden-Woche lassen sich kaum finden.

Interview mit Antonio Giusto, Betriebsrat bei Ford/Köln

KONKRET: Ford profitiert vom Autoboom - bleibt die Beschäftigung wenigstens stabil?

Giusto: Nein. Erstens gibt es einen kontinuierlichen Arbeitsplatzabbau - niemand, der ausscheidet, wird ersetzt. Eine Frühverrentung mit 55 wird angeboten - unter der Bedingung, daß der entsprechende Arbeitsplatz ersatzlos gestrichen wird. Zweitens: Anfang 1985 ist Modellwechsel; der Granada wird durch den Scorpio abgelöst. Hochmoderne Anlagen werden derzeit installiert. So eine Umstellung erfordert zusätzliche Arbeit. Wie es nach dem Scorpio-Anlauf aussieht, dazu hat die Geschäftsleitung nie etwas gesagt.

KONKRET: Sehen Sie als ausländischer Betriebsrat besondere Probleme?

Giusto: Überall, wo Ford die neue automatische Fertigung hochzieht, kommt es zu einer neuen Arbeitsplatzstruktur. Bisher strikt getrennte Arbeiten wie Produktion, Instandhaltung, Qualitätskontrolle sollen zusammengelegt, »integriert«, werden. Dazu werden immer mehr Facharbeiter in die Produktion gedrückt. So werden die ungelernten, meist ausländischen Arbeiter in die Zange zwischen Roboter und höher qualifizierten deutschen Kollegen geraten, denn die müssen heute nehmen, was sie an Arbeit kriegen können. 1979 waren bei Ford zum Beispiel noch 13.000 türkische Kollegen. Jetzt sind es noch 6.500.

Interview mit Jürgen Rubarth, Betriebsrat bei der Deutschen Vergaser Gesellschaft Solex, (West)-Berlin

KONKRET.- Welche Auswirkungen haben die neuen Produktionstechniken für die Zuliefererindustrie?

Rubarth: Die Deutsche Vergaser Gesellschaft Solex Berlin stellt für alle deutschen Autokonzerne Vergaser und Gemischaufbereitungselemente - zum Beispiel Klappenstutzen für Einspritzanlagen - her. Zur Zeit werden an den Montagebändern neue Generationen von Positionierungsbändern und Robotern installiert. Da der Produktionsablauf in anderen Abteilungen bereits weitgehend durchrationalisiert ist, bestehen kaum Möglichkeiten, auf andere Arbeitsplätze auszuweichen. Im Augenblick wird noch auf Hochdruck produziert. Doch bereits Ende '84 könnte das anders werden. Wenn keine Arbeitszeitverkürzung kommt, kommt es zu erheblichen Entlassungen.

KONKRET: Bei den Autokonzernen ist das Stichwort »Flexibilität« groß in Mode. Hat das Auswirkungen auf die Zulieferer?

Rubarth: Was montags an Produktion über die Bänder läuft, muß nur wenige Tage später in Spezialcontainern an den jeweiligen Montagebändern bei BMW, Opel oder Audi stehen. Das heißt für Solex: direkte Ankoppelung an die Fertigungsprogramme der Hersteller. Der Druck, der so ausgeübt wird, wird direkt an die Belegschaft weitergegeben. Kurzfristig angesagte technische Änderungen oder Stückzahlschwankungen schlagen sich in erhöhter Schichtarbeit, Überstunden, Sonderschichten und Versetzungen von Kollegen quer durch alle Bereiche nieder. Die Autokonzerne regieren inzwischen bei Solex bis ins letzte Produktionsdetail hinein. Hier entsteht ein Grad an Abhängigkeit, der die Zulieferer zu Vasallen macht. Wenn VW Husten bekommt, hat Solex schon eine Lungenentzündung.

Konkret 04/84, S. 62

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

»Deutsche jüdische Soldaten 1914 bis 1945« heißt eine Ausstellung, die von der Bundeswehr in München veranstaltet wird, und zu der Dr. Snopkowski vom Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern einleitende Worte sprach. In der Rolle des Studienrats Dr. Hänger versuchte Horst Tomayer am Telefon zu erfragen, wer sich das absurde Motto ausgedacht hat

Krankenhaus Oberföhring, guten Morgen.

Dr. Hänger, vom Leutselig-Gymnasium Landsberg, bitte Herrn Dr. Snopkowski.

Snopkowski.

Grüßgott, Herr Dr. Snopkowski, ich mach's kurz, ich hab schon gehört, daß Sie vielzu tun haben. Im Rahmen unserer Gegenwartskunde ist uns über einen Artikel in der »Süddeutschen Zeitung« die Wanderausstellung »Deutsche Jüdische Soldaten 1914-1945« aufgefallen. Ich würde dieses Thema gerne in meiner Abiturklasse behandeln und wollte Sie fragen: Könnten Sie mir da etwas Näheres sagen?

Ich hab für Sie eine Adresse. Ich weiß nicht, ob Ihnen eine Fahrt nach München möglich ist, ich bin nicht der Veranstalter, das macht die Bundeswehr, und die Bundeswehr macht die Ausstellung im Schloß Blutenburg. Das ist., wenn Sie kommen von der Autobahn... nein, das ist die Stuttgarter, ja, aber Sie können auch von Pasing... nicht in die Stadt reinfahren, sondern - Sie kommen in Pasing an? Von Pasing gibt es einen Weg in Richtung Stuttgarter Autobahn, weil das liegt direkt bei der Ausfahrt der Stuttgarter Autobahn, das Schloß Blutenburg.

Und diese Ausstellung dauert dort einige Wochen. Und dort gibt es Material, das Ihnen viel mehr sagen kann als ich Ihnen sagen kann. Und auch eine Dokumentation ist da, in einem Katalog. Der Veranstalter ist die Bundeswehr. Forschungsamt bei der Bundeswehr.

Ich bin auf Ihren Namen gestoßen in diesem Artikel in der »Süddeutschen Zeitung«, wo es hier heißt, daß Sie für den Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden von Bayern gesprochen haben. Da ist auch ein Zitat, daß die Juden »mit dem Dienst in der Armee damals auch das Ziel verfolgt (hätten), endgültig ihre Gleichberechtigung als Bürger zu erkämpfen«.

1871 hat's gegeben die Rechtsprechung, die erste, nach dem Zusammenschluß der Staaten, der deutschen Staaten...

Aber die Ausstellung heißt »Deutsche jüdische Soldaten von 1914 bis 1945«.

Das ist irreführend, das ist irreführend, das haben wir nicht gemacht. Ich sagte Ihnen – der Veranstalter ist die Bundeswehr.

Jüdische Soldaten hat's nun gegeben in der deutschen Armee...

´14, ´18 - aber nicht dann. Man hat uns das erklärt, bei der Einführung, der Oberkommandierende vom Wehrbereich VI, daß diese Bezeichnung aus einem Grund hergenommen wurde, weil zwischen '14 und 'l8 der Tribut der jüdischen Soldaten so groß war, daß jeder fünfte Einwohner in Deutschland, jeder fünfte Militärdienst gemacht hat, von den Juden, das war bei keiner Nation sonst so, von '33 bis '45 hat es dann all das gegeben, was dazu geführt hat, zum Verstoßen, Verhöhnen und Töten. Und das war die Erklärung, warum da steht '15 bis '45. Das bedeutet nicht, daß die Geschichte von 1914 bis 1945 die gleiche war. Von '14 bis 'l 8 war es so, die Heldentaten waren so ungeheuer groß, daß sie gar keinen Vergleich hatten mit der sonstigen Bevölkerung Deutschlands, während danach bis '45 eben das bekannte Schicksal war. Es ist nicht glücklich, das stößt auf, da haben Sie recht, das ist meine Meinung.

Meinen jungen Leuten in der Klasse ist das aufgestoßen.

Völlig richtig, das ist eine Ausstellung von 1914 bis '18, es sind da einige Briefe und Ausstellungen, wenn Sie die Ausstellung sehen, dann hat man mehr Verständnis dafür, daß, nach '33 gibt's da einige Dinge, die geschahen und die, vielleicht, nicht ganz rechtfertigen, weil, das ist trotzdem eine unglückliche Bezeichnung, aber zumindest verständlich machen, ja, zumindest verständlich machen.

Sie sagen »Dinge geschahen«. Welche »Dinge« geschahen?

Na, zumindest Entehrung, Wegnahme der Bezeichnungen, Verschickung in die Gaskammern.

Aber, Herr Dr. Snopkowski, wie soll ich denn jetzt meinen jungen Leuten diesen Ausstellungstitel erklären »Deutsche jüdische Soldaten 1914-45«? Wie soll ich das machen?

Herr Studienrat, da hab ich eine. Bitte, wenden Sie sich bitte an Schloß Blutenburg, weil, ich bin weder der Veranstalter noch kann ich Ihnen eine Erklärung geben für die Bezeichnung, die ich auch nicht als grade glücklich verstehe.

Denn eigentlich haben ja jüdische Soldaten im Zweiten Weltkrieg auf deutscher Seite nicht gekämpft.

Nein, nein, nein, nein. Vielleicht ist der eine oder der andere versteckt gewesen in der Wehrmacht, als Nichtjude. Vielleicht. Aber ich würde Sie bitten, Sie mögen beim Veranstalter nachfragen. Und das ist im Schloß Blutenburg, ich weiß jetzt nicht, wie der Offizier heißt, der dort da ist, oder aber Sie wenden sich an das Oberkommando im Wehrbereich VI und fragen da nach der Ausstellung.

Darf ich Sie noch einmal fragen, Herr Dr. Snopkowski - stehen Sie denn hinter diesem Titel »Deutsche jüdische Soldaten ... «?

Das ist doch nicht relevant, ob ich dahinterstehe oder nicht, ich bin nicht der Veranstalter, ich habe ein Grußwort dort gesprochen und das Grußwort ist dort in dem Sinne, wie ich das meine - aber das hat jetzt nichts zu tun mit Ihrer Problematik, mit Ihrem Geschichtsunterricht, ja? Und mit der Ausstellung.

Haben Sie denn diese Ausstellung gesehen? Und tauchen denn da deutsche jüdische Soldaten in dem Krieg 193914.5 auf?

Nein, nein.

Aber warum heißt denn die Ausstellung dann so? Ich muß das doch meinen jungen Leuten erklären.

Sie können doch nicht fragen irgend jemanden, der nicht der Veranstalter ist, warum das so heißt. Fragen Sie doch den Veranstalter. Der Veranstalter ist das Forschungsinstitut der Bundeswehr.

Wie war denn Ihr Grußwort?

Ich hab natürlich begrüßt, daß man denkt daran, weil ich glaube, das ist sicherlich gut, wenn man erinnert, daß es gegeben hat einst eine Zeit, die so ausgesehen hat.

Ich darf also meinen Schülern sagen, daß Sie ein Grußwort gesprochen haben?

Absolut.

Unter diesem Titel »Deutsche jüdische Soldaten von 1914 bis 1945 ... «?

... und darauf hingewiesen, daß es gab von 1914 bis 1918; und fünfzehn Jahre später war diese Opferbereitschaft, diese Freiwilligkeit, ja, hat man mit den Füßen getreten, ja, fünfzehn Jahre später nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, ja, ist das geschehen, was in Deutschland geschah, soweit, ja, daß Kriege, von Auszeichnungen haben diesen Weg beschritten, wie alle Juden ihn beschritten haben, in die Gaskammern und Erschießungsstätten. Das ist das, was ich gesagt habe.

Vielen Dank. Auf Wiederhören.

*

CSU-Fraktion Rathaus München.

Ich hätt gern den Herrn Vogelgesang gesprochen.

Vogelgesang.

Grüßgott, Dr. Hänger ist mein Name, vom Leutselig-Gymnasium in Landsberg/Lech, ich hab grad telefoniert mit Herrn Dr. Snopkowski von der Israelitischen Kultusgemeinde Bayern. Wir haben eine Klassenarbeit in Gegenwartskunde vor und zwar über diese Ausstellung »Deutsche jüdische Soldaten 1914 bis 1945«. Meine Schülerinnen und Schüler fragen sich da natürlich, wieso 1914 bis 1945? Wenn Sie mir dazu etwas sagen könnten, Sie haben ja als Präsident der Internationalen Jugendbibliothek bei der Ausstellungseröffnung auch gesprochen.

Der Titel ist insofern irreführend, als es jüdische Soldaten im Zweiten Weltkrieg effektiv nicht gab, sondern nur noch Soldaten, die jüdischer Abstammung sind, also Vierteljuden etwa, die sind innerhalb der Wehrmacht oft geschützt worden. Der Titel ist insofern irreführend, als es darum geht, daß es vor allem jüdische Soldaten des Ersten Weltkriegs sind, die dann nach '33 in die Vernichtung getrieben wurden, und einige auch aus den Konzentrationslagern noch herausgekommen sind. Insofern ist der Titel irreführend. Ich meine, ich hab mit der Ausstellung weiter nichts zu tun, als daß ich als Hausherr miteröffnet habe, aber das muß man wissen. Es geht vor allem um die Soldaten '14/18 und ihr Schicksal bis '45.

Jetzt hat mir aber der Herr Dr. Snopkowski gesagt, daß er mit dem Ausstellungstitel »Deutsche jüdische Soldaten 1914 bis 1945« auch nichts zu tun hat. Wer ist denn nun für den Titel verantwortlich?

Rufen Sie den Oberstleutnant Spindelmann an, 38703190, verantwortlich für den Titel ist das »Militärgeschichtliche Forschungsamt« in Freiburg, -gell. Pfüatgott, wiederschaun, ich muß weg jetzt.

*

Oberstleutnant Spindelmann. *Dr. Hänger mein Name, vom Leutselig-Gymnasium Landsberg/Lech. Ich hab grad telefoniert mit dem Herrn Vogelgesang. Und vorher hab ich telefoniert mit dem Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinden.*

Dem Herrn Dr. Snopkoswki, jawoll, jawoll.

Ich möchte dieses Thema gern veranstalten, aber mir ist dieser Titel der Ausstellung nicht ganz, wenn ich's mal so sagen darf, koscher.

Ja, der Titel ist nicht ganz richtig gewählt worden, das hat man nur gemacht, weil das sonst vom Druck her zu lang würde. Normalerweise müßte der heißen »Deutsche jüdische Soldaten ab 1945 und ihr Leidensweg« oder so ungefähr in dieser Richtung.

Ja, was jetzt - bis oder ab 1945?

Nein, ab 1914. Und ihr Leidensweg bis 1945, so müßte das eigentlich geschrieben sein, dann würde das den Kern besser treffen.

Meine Schüler fragen natürlich: Ja, hat es denn jüdische Soldaten in der Hitlerwehrmacht gegeben?

Es müßte heißen ... und ihr Leidensweg bis 1945, so müßte man das richtiger nennen, nicht, um da die beiden Kriege mit einzubeziehen.

Aktive jüdische Soldaten hat es doch in der Wehrmacht nicht gegeben, oder?

Keine, fast keine, das ist richtig. Der Titel ist ein bißchen unglücklich gewählt, aber der Doktor Walle hat gesagt, ja, wissen Sie, wir haben das Thema so kurz gefaßt, weil es ja auch veröffentlicht werden muß, und dann haben wir so Aushängeschilder gemacht und solche Sachen...

Wie hoch ist eigentlich der Anteil jüdischer Wehrpflichtiger in der Bundeswehr?

Bei uns ist das mehr oder weniger aufgeteilt in römisch-katholisch und evangelisch, über jüdische könnte ich Ihnen gar nichts sagen, das ist mir bisher nicht aufgefallen. Es gibt welche, das weiß ich. Wir hatten hier einen Oberst eingeladen, den hat mir der Herr Vogelgesang- genannt, ein Professor Soundsoviel an der Bundeswehrhochschule, der ist jüdischen Glaubens, der wurde eingeladen und ist auch gekommen. Aber wieviel Prozent jüdische Wehrpflichtige, das weiß ich leider nicht.

Ich danke Ihnen, auf Wiederhören.

Diese Gespräche sind authentisch. Horst Tomayer stenographierte die Antworten mit.

Konkret 04/84, S. 64

Karl Kessler

Wer hier lacht, macht Verdacht, daß es aus Gründe lacht

Wegweisungen, Holzwege, Irrwege, Fallgruben (und bloß keine Marschrichtungen) zu einem unheimlichen Thema: Deutscher Humor. Hier: Türkenwitze

Es gibt für Ausländer viele Wege, die Bundesrepublik Deutschland zu verlassen: Straße, Bahn, Flugzeug, Fenster. Kemal Altun hat das Fenster gewählt. Posthum haben ihm Richter Asyl gewährt . So wäscht man sich an einem Toten rein. Kemal Altun hat den Sprung getan, den sich hierzulande viele von vielen Ausländern erhoffen. Verbal schubst man sie schon lange wieder auf die Fenstersimse. »Türken raus« ist da nur der harmloseste Anfeuerungsruf. Die ersehnten und die tatsächlichen Gewaltakte gegen die Ausländer in der BRD gehen einher und werden vorbereitet auch durch ein Maulheldentum, das sich witzig vorkommt. Türkenwitz beispielsweise. Ein Moment des alltäglichen Rassismus in dieser Republik.

1. Ist da was?

DORTMUND, 16. Januar (dpa). Das Landgericht Dortmund bestätigte jetzt in zweiter Instanz im wesentlichen das Urteil gegen einen Diskjockey, der nach dem Erzählen von »Türkenwitzen« wegen Volksverhetzung verurteilt worden war. Der Mann hatte im Dezember 1982 in einer Kamener Diskothek einen solchen »Witz« erzählt und auch nicht aufgehört, als er von einem türkischen Gast darauf angesprochen wurde. Während das Amtsgericht Kamen den Diskjockey nicht nur der Volksverhetzung, sondern auch der Beleidigung für schuldig gehalten und ihn zu einer Geldstrafe von 6.000 Mark verurteilt hatte, sah die 13. Große Strafkammer des Landgerichts nur die Volksverhetzung in zwei Fällen und setzte die Strafe auf 3.450 Mark herab.

(Frankfurter Rundschau vom

17.1.1984)

2. Bruder Eichmann

Heinar Kipphardt »Bruder Eichmann«, 11. Szene, b:

»Ein Conferencier tritt mit einem Tusch auf

CONFERENCIER: In Berlin, meine sehr verehrten Damen und Herren, hat die Stadtverwaltung neuerdings angeordnet, sehr appetitliche, durchsichtige Mülltonnen zu verwenden. Ich habe mich gefragt, warum? - Warum? - Damit die Türken auch ihren Schaufensterbummel haben.

Eingespielter Applaus

Das hat mir eingeleuchtet. Das ist man sich als ausländerfreundlicher Staat schuldig. Wir alle lieben als dauerimprägnierte Humanisten unsere lieben Ausländer, unsere geliebten Türken insbesondere. Sie riechen so gut, sie bringen in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung immer noch die eine oder andere Familie unter oder die eine oder andere Oma mit ihren Enkelkindern. A propos unterbringen, Raum ist in der kleinsten Hütte: Fragt mich kürzlich einer: Wieviele Türken gehen in einen VW? Wieviel? - Zwanzigtausend. Zwanzigtausend? Wieso? Na, vorne zwei und hinten drei, die anderen in den Aschenbecher. -

eingespieltes Gelächter -

Was ist der Unterschied zwischen einer weißen Linie und einem Türken? wird in der Prüfung ein Polizeischüler gefragt. Und der antwortet: die weiße Linie - die weiße Linie, die darf nicht überfahren werden. -

eingespieltes Lachen -

Aber die nächste Frage, die hat er nicht beantworten können: Was macht ein Türke, wenn er überfahren wird? - Ka-nak. Und in der Friteuse? Was macht er da? - Gürzel-bürzel. -

eingespieltes Lachen -

Zum Schluß die Frage an Sie, meine Damen und Herren: Wenn ein Türke in Kreuzberg auf einer Mülltonne sitzt, was ist das? - Eine Hausbesetzung.«

Das sind sechs Türkenwitze. Es kommen noch mehr. Aber nicht einmal diese sechs haben mir jene Leute erzählt, die ich angehauen habe mit der Frage »Kennste 'n Türkenwitz?« Die Verweigerung ist groß. Aber daß sie auch vor Kipphardts »Bruder Eichmann« nicht halt macht, ist zwar eine gesonderte, aber nicht unwesentliche Einsicht. Wer über die Juden nichts hören will, hat über die Türken zu schweigen? Und umgekehrt? Oder muß es nicht heißen: wer über die Juden nichts

hören will, hat über die Muslims zu schweigen? Und umgekehrt?

3. Witzig, witzig

Der umfassendste Versuch, auf die Schliche der Witze zu kommen, stammt immer noch von Freud: »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten« aus dem Jahre 1905. Freud unterscheidet zwischen Technik und Tendenz des Witzes: Das Lachen aus der sprachlichen Form des Witzes und daneben die Lust, eine Aggression befriedigen zu können, deren Befriedigung eigentlich gesellschaftliche Konventionen und Normen entgegenstehen.

»Indem wir den Feind klein, niedrig, verächtlich, komisch machen, schaffen wir uns auf einem Umweg den Genuß seiner Überwindung, den uns der dritte, der keine Mühe aufgewendet hat, durch sein Lachen bezeugt (...) Der aggressive Tendenzwitz verwandelt den anfänglich indifferenten Zuhörer in einen Mithasser oder Mitverächter und schafft dem Feind ein Heer von Gegnern, wo erst nur ein einziger war.« Freud natürlich. Ebda.

4. Deutschland vor

Dreizehnmal spielte bislang die Fußball-Nationalelf der Bundesrepublik gegen die Türkei. Das letzte Spiel fand am 26.10.1983 in Westberlin statt innerhalb der Qualifikationsrunde zur Europameisterschaft. 5:1 diesmal. Für uns. Die Bilanz ist deutlich: einer Niederlage stehen zehn Siege und zwei Unentschieden gegenüber. Das' Torverhältnis steht bei 38:7. Die wichtigste Begegnung der beiden Mannschaften fand wieder an einem 17. Juni statt: 1954 im Berner Wankendorf-Stadion, in dem gut zwei Wochen später die annähernd gleiche BRD-Elf die Ungarn mit 3:2 niederkämpfen sollte, um die Weltmeisterschaft zu erringen und anschließend in eine kollektive Gelbsucht zu verfallen, die ziemlich nach Dope roch. Durch Siege über die Türkei - »Kohlmeyer fährt so grimmig zwischen die Türken wie einst die Grenadiere des Prinzen Eugen«, schreibt ein Sportreporter der Zeit - gelangte man in die Zwischenrunde, putzte hier Jugoslawien weg, anschließend die Österreicher mit 6:1 - die Walter-Brüder markierten vier Treffer -, um dann die Ungarn, seit Jahren ungeschlagen, durch Tore Morlocks und Rahns (2) zu besiegen. Deutschland war wieder was: Weltmeister. Mit dem sportlichen Aufschwung in den Köpfen jener, die dann das Wirtschaftswunder schufen, wurden flink die Niederlagen der letzten Jahrzehnte verrechnet und vergessen. Arbeit gab es mehr als Arbeitskräfte - was fehlt, kam aus der SBZ, die schon DDR war -, und wo Adenauer nicht für die rechte Stimmung sorgte, da half Helmut Rahn nach mit Bombentoren.

5. Es kitzelt nicht nur

»Linie der unangenehmsten, bedrückendsten Alltagssituationen ist es, in eine Runde von Witzeerzählern zu geraten und nicht lachen zu können. Wer nicht lacht, sieht die Lacher. Und ihre rotangelaufenen Gesichter, die lauten, dröhnenden, auf das Stichwort der Pointe gemeinsam explodierenden Stimmen, die sich zurückwerfenden Oberkörper, die rüttelnden Schultern, die aufgerissenen Münder, die auf den Tisch bumsenden Fäuste oder aufklatschenden Hände wirken in ihrer Hemmungslosigkeit abstoßend und aggressiv (...) Und vielleicht wendet sich einem eines dieser rotangelaufenen Gesichter zu, zeigt sein hemmungsloses Lachen, bellt einen damit an, und das ist dann eine dringliche Aufforderung, in das Gelächter einzustimmen. Das Lachen der Gruppe ist gegenseitige Verstärkung im Lachen, aber auch eine Drohung an die Nichtlacher. Stimmt man nicht ein, kann man den stimulieren den Signalen nicht folgen und den Gruppenkonsens nicht durch entsprechende Ausdruckserscheinungen bestätigen, dann wird man gefragt, was mit einem los sei. Man ist Spielverderber, ein Störenfried, man hat sich verdächtig gemacht irgendeines verborgenen Vorbehalts, einer Fehlhaltung, eines Defizits und gilt als potentieller Feind der Gruppe. Wer nicht mitlachen kann, ist kein zuverlässiger Mensch, man hat Anlaß, ihm zu mißtrauen.«

(Dieter Wellershof)

Lachen sei gesund, sagt man. Nieswurz und Lachen heile die Melancholie, Baudelaire sah das Lachen dem Niesen ähnlich, und doch heißt es auch: sich totlachen, sich halbtotlachen, sich kranklachen, sich kaputtlachen, sich schieflachen, sich krummlachen, sich ein Loch in den Bauch lachen, sich krümmen vor Lachen, lachen, daß die Luft wegbleibt, sich einen Ast lachen. Wozu denn das nun wieder? Und für wen?

6. Dällebach Kari u. a.

Die meisten, die über den »ethnischen Witz« reden, die ihn auf den Begriff zu bringen suchen, reden so, als sei es ganz selbstverständlich, daß es ihn gibt. Ob nun Dällebach Kari, Frau Sarasin und Frau Merian, Tünnes und Schäl, Häberle und Pfleiderer, die Österreicher und andere Menschen - der »ethnische Witz« ist da, und doch meint der Begriff scheinbar zweierlei: der Witz innerhalb einer ethnischen Gruppe - Goethe mit seinem Urteil über die Berliner als »verwegener

Menschenschlag« muß da schon mal herhalten - und/oder der Witz über einzelne Gruppen. Jüdische Witze sind eben etwas anderes als Judenwitze. Und doch: die »besondere neuzeitliche Situation der Juden in Mitteleuropa«, schreibt Salcia Landmann, »zwang in der Tat entweder zur Flucht aus dem Judentum, zur Verzweiflung oder aber zum Witz«. Und deutlicher noch: »Ain raschesten und ungeniertesten wendet sich der Witz natürlich gegen die feindliche Umwelt der Juden. « Da ist also was.

»- Was ist ein Arier? - Das Hinterteil von einem Proletarier?«

‚Judenwitz? Jüdischer Witz? Oder was? Eben so weit ist der Begriff der Ethnie wohl doch nicht zu fassen? Oder ist der Begriff des »ethnischen Witzes« selbst der Ausdruck einer dominanten Kultur, die sich ihre Scherze erlaubt mit dem Anderen, dem Unbekannten, dem Fremden?

7. Fremde

»KARLSTADT: Nein, nicht was er ißt, will ich wissen, sondern wie er ist.

VALENTIN: Ja, ein Fremder ist nicht immer ein Fremder.

KARLSTADT: Wieso?

VALENTIN: Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.

KARLSTADT: Das ist nicht unrichtig - und warum fühlt sich ein Fremder in der Fremde fremd?

VALENTIN: Weil. jeder Fremde, der sich fremd fühlt, ein Fremder ist und zwar so lange, bis er sich nicht mehr fremd fühlt, dann ist er kein Fremder mehr.

(...)

KARLSTADT: Oho! - Und was sind die Einheimischen?

VALENTIN: Dem Einheimischen sind eigentlich die fremdesten Fremden nicht fremd. Der Einheimische kennt zwar den Fremden nicht, kennt aber am ersten Blick, daß es sich um einen Fremden handelt.«

Fremd ist nicht allein die Nase - ja, ja, damit haben wir es ja gerne -, nicht allein die Hose oder die Frisur. Das Fremde ist auch immer das Machtlose. Wer die Macht hat, hat das Recht, den Fremden als Fremder zu belassen. Barbaren waren bekanntlich außerhalb des Machtzugriffs der Griechen und Römer jene, die sich der Herrschaft entzogen oder ihr noch nicht unterworfen hatten. Simmel hat darauf verwiesen, daß gute Untertanen nie als Fremde und Fremde immer als potentielle Aufrührer galten. Das ist so geblieben. Viele Integrationsmodelle laufen auf Aufgabe, auf Einverleibung, auf Unterdrückung hinaus, Macht soll demonstriert, das Eigene verteidigt werden.

Freud spricht von der latenten Kulturfeindlichkeit »der besser beteilten Gesellschaftsschichten«. Sage einer, wo diese Gesellschaftsschichten heute beginnen, die, wie viel oder wie wenig ihnen auch zugeteilt werde vom großen Kuchen, immer noch mehr zu haben scheinen als jene Fremden, die vielleicht mit der gleichen Kelle eingeschenkt bekommen, die aber unterschieden sind in einem: ihre Kultur ist nicht die hier herrschende. Die Mächtigen und die Barbaren. Schon daß die Türken mehr Seife verbrauchen als ein anständiger Deutscher, macht sie doch verdächtig.

8. Erdal

Jeder Deutsche, der etwas auf sich hält, kennt »Erdal«. Markenzeichen für Schuhputzmittel in allen Farbschattierungen. »Die saubere Schuhpflege für zuhause und unterwegs« mit dem praktischen Schwamm zum Auftragen oder in der kleinen Blechdose. Für die Dortmunder Fußballfans ist Erdal mehr. Seit Jahren schon spielt in der Profi-Truppe von Borussia Dortmund der 22jährige Erdal Keser. Geht diesem türkischen Nationalspieler ein Paß daneben, passiert ihm das noch ein zweites, vielleicht gar ein drittes Mal, dann weiß er mittlerweile schon, wie die Reaktion des Publikums ausfällt: »Türken raus« brüllt es dann vielstimmig von den Rängen. Erdal Keser lebt seit zwölf Jahren in der Bundesrepublik, spricht die Sprache des Landes und weiß sicherlich auch, daß viele, die im Ruhrgebiet leben, Nachnamen haben, die wenig deutsch klingen. Klossowski, Kwiatkowski, Juskowiak. Allesamt Nachfahren polnischer Bergarbeiter, die vor nicht einmal einem Jahrhundert hier herzogen, weil sie hier eine besser entlohnte Staublunge bekamen.

9. Kollege nix Kumpel

Die Gewerkschaften in der Bundesrepublik haben sich bemüht. Ein Drittel der ausländischen Arbeiter ist gewerkschaftlich organisiert, in der IG Metall sind 60 Prozent der Ausländer Mitglied. Die Zahl der ausländischen Betriebsrats-, Personalratsmitglieder, die Zahl der Vertrauensleute stieg und steigt weiter. Zur Zeit gibt es 50 hauptamtliche ausländische Gewerkschaftsfunktionäre. Der DGB gibt monatlich insgesamt 150.000 Informationsblätter in Türkisch, Serbokroatisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch heraus. Bei der IG Metall erscheint seit 1978 zu jeder Ausgabe der

Mitgliederzeitschrift »metall« eine Kurzausgabe in sechs Sprachen mit je acht Seiten in einer Auflage von 450.000 Exemplaren.

»metall«, 14tägig erscheinend mit 2,5 Millionen Exemplaren, provozierte allerdings mit einer Titelgeschichte gegen die Ausländerfeindlichkeit eine Flut von Leserbriefen. Eine so geringe Zahl von Schreibern, daß es schon wieder nach Bestellung roch, stützte die Story. Der weitaus größere Teil unterschied sich im Grundtenor kaum: eine deutsche Gewerkschaft müsse zuallererst für deutsche Arbeiter dasein, »die Bosse sollen mit ihren Türken selig werden«, die Ausländer untergrüben »unsere deutsche Ordnung«, »wir haben früher keine Ausländer gehabt und auch gelebt.« Muß allerdings lange her sein.

Den Worten folgten die Taten. Bei Siemens in Braunschweig gingen Unterschriftslisten herum, in denen gefordert wurde: »Wenn Kündigungen, dann die Ausländer zuerst.« Andernorts wurden den Ausländern leere Kartons auf die Arbeitsplätze gestellt, zum Packen und Abhauen.

Geeint sind westdeutsche und ausländische Arbeiter nur in der Pleite: vor dem drohenden Konkurs sind sie sich alle gleich genug. Nach dem Vergleich bekommt die Solidarität auch gleich wieder Risse und Sprünge.

10. Arbeitsplätze

Der ehemalige bundesdeutsche Verfassungsrichter Martin Hirsch hat Zweifel angemeldet, ob die Grundrechte nicht ein bißchen gebeugt werden könnten, wenn es die Konjunktur erfordert: »Man hat sie hereingelassen, man hat sie arbeiten lassen, man braucht sie, und viele sind schon zwanzig Jahre da, viele sind zehn Jahre da. Und nun plötzlich zu sagen: Du mußt nach zwanzig Jahren Aufenthalt in dieser Republik raus in ein völlig ungewisses Schicksal, das wäre wiederum ein Verstoß gegen den Artikel 1, nämlich den Menschenwürde-Artikel. Für mich ist das völlig eindeutig klar; ob alle Verfassungsrechtler dem folgen würden, wenn es wirklich eine echte große Arbeitslosigkeit in diesem Lande gibt, muß ich leider bezweifeln.« Das sagte er 1981.

Im Frühjahr 1983 machte sich selbst der Fußballbundestrainer Derwall Gedanken dazu. Die »Frankfurter Rundschau« berichtete:

»Vor Izmir kämpfte er um die Teilnahme der Fußball-Legionäre Schuster (Barcelona) und Müller (Mailand), in Izmir hielt er ein Plädoyer für eine ausländerfreie Bundesliga. Der Satz: 'Unsere deutschen Jungs müssen dafür auf die Bank', wirkte in diesem Zusammenhang besonders aufreizend. Der Derwallschen Logik, daß ohne Fußball-Gastarbeiter im Land dann auch Platz (und Geld) für die Schuster, Müller oder Stielike wäre, mag wohl mancher noch folgen wollen. Ein besonders europäisches Denken ist dies freilich keineswegs. Daß der Bundestrainer in der Anwesenheit türkischer Journalisten von der Schaffung von 30 bis 40 Arbeitsplätzen sprach, zeugt angesichts der Brisanz, die es zwischen Türken und Deutschen besonders auf dem Arbeitsmarkt gibt, zumindest von Mangel an Einfühlungsvermögen.«

11. Kakao und Carell

1963 schrieb Robert Neumann: »Ich bin kein* Sucher nach Paradoxen, wenn ich sage: der typische Nicht-Witz ist, was im Witzblatt steht. Was dort steht, günstigenfalls, ist Humor - eine gutmütig lächelnde oder lachende Bejahung der Welt, in der wir leben, einer Welt, die der Humorist liebevoll - wie sagt man? 'Er zieht sie durch den Kakao.' Ich habe lange keinen getrunken, aber ich glaube mich zu erinnern, daß Kakao keine sehr ätzende Flüssigkeit ist.«

Und 1983? Demoskopischen Erhebungen zufolge lachen Bundesbürger der Reihe nach über/aus: Witz, Schadenfreude, Humor, Satire, eine komische Situation. Außerdem versteht das BRD-Volk mit 73 Prozent unter Witz, was BRD-Zeitungen auf eigenen Seiten unter Humor verstehen, bei dem man bekanntlich trotzdem lacht. Knapp 60 Prozent der Befragten sehen ihr Bedürfnis nach Satire durch Rudi Carell umfassend befriedigt.

12. Stärke muß sein

Im Herbst 1977, als die Krise der bundesdeutschen Wirtschaft auch für die Optimisten von den Ämtern unübersehbar wurde, ließ die Mannheimer »Forschungsgruppe Wahlen« erfragen, wie denn das Verhältnis des kleinen Mannes zu starken Männern der Vergangenheit sei. 26 Prozent der Befragten stimmten der Ansicht zu, der Nationalsozialismus sei eine »gute Idee, die nur schlecht ausgeführt wurde« (nach Parteien aufgegliedert stimmten 21,8, 28,7 bzw. 28,7 Prozent der Befragten mit der Absicht SPD, CDU/CSU bzw. FDP zu wählen, der Frage zu). An die heilende Kraft einer Partei mit einem »starken Mann« an der Spitze glaubten derselben Umfrage zufolge 21,7 Prozent.

13. Vorurteil

Vorbei, schon lange vorbei die Zeiten, da das Vorurteil noch als vorläufiges Urteil galt:

»Seit dem Ende des Krieges war in Deutschland viel vom Vorurteil die Rede. In anderen Ländern lange vorher. Wenn die Herabsetzung der Menschen wegen ihrer nationalen Herkunft, der Religion oder Hautfarbe erforscht und angegangen wurde, geschah es unter dem Titel des Vorurteils auch dann, wenn nicht bloß Antipathie und soziale Benachteiligung, sondern der auf schwächere Gruppen gerichtete Haß, die organisierte Verfolgung, entfesselte Mordlust das Thema war. Der Euphemismus, der Gebrauch des harmlosen Wortes verdankt sich der Scheu, das Furchtbare zu nennen, ähnlich wie man gewaltsame Tötung durch gesellschaftlich bestellte Ordnungskräfte gleichsam beschwichtigend als Hinrichtung bezeichnet. Schließlich meint ein so gebrauchtes Wort nichts anderes mehr als die krasse Wirklichkeit, deren Bild es mildern sollte. Die unheimliche Bedeutung schlägt auf es zurück.«

(Max Horkheimer »Über das Vorurteil« in FAZ vom 20.5.1961)

14. Die Witze

Nach den sechs Witzen, die Kipphardt in »Bruder Eichmann« einbauen mußte, hier noch einige andere, die er auch hätte vortragen lassen können:

7. Was ist Scheiße am Stiel? Ein Türke mit Holzbein.

8. Ein Deutscher, ein Franzose und ein Türke stehen vor einem Zimmer. Erst geht der Deutsche rein und kommt gleich wieder schreiend raus: »Hilfe eine Ratte«. Bei dem Franzosen passiert das gleiche. Geht der Türke rein, kommt die Ratte raus und schreit: »Hilfe ein Türke«.

9. Was ist blau und schwimmt auf der Havel?

Ein Türke im Müllsack.

10. Was ist der Unterschied zwischen E. T. und den Türken? E. T. will nach Hause.

11. Was ist ein Türke auf einem Müllcontainer?

Ein Hausbesetzer.

12. Warum haben die Ratten jetzt Rollschuhe?

Damit sie schneller als die Türken in den Müll kommen.

13. Stehen ein dünner und ein dicker Türke auf einem Hochhausdach. Beide wollen sich das Leben nehmen. Welcher ist eher unten, der Dicke oder der Dünne?

Egal, Hauptsache sie springen.

14. Was ist Türkensex?

Rock hoch, Trainingshose runter.

15. Türken dürfen jetzt auch Messer bei sich tragen. Vorläufig nur im Rücken.

16. Türken dürfen jetzt auch bei Rot über die Straße. Am nächsten 1. wird es Pflicht.

17. Warum liegen bei den Türken immer die schweren Sandsäcke auf den Häusern ?

Weil der Mief sonst das Dach abhebt.

18. Woran erkennt man, daß ein Türke in einem Haus eingebrochen hat?

Die Mülleimer sind leergefressen und der Hund wurde vergewaltigt.

19. Wie kriegt man einen Türken aus einem Panzer raus? Deckel auf, heißes Wasser rein, nach fünf Minuten quillt er auf.

20. Wieviele Türken passen i . n eine Spraydose?

8x4.

21. Was sucht ein Türke in einer Mülltonne?

Die Überreste von seinem Vater.

22. Deutscher angelt. Fängt nichts. Sieht einen Türken, der nur ins Wasser greift und was fängt. » Wie machst du das?« »Brauchst nur Frau zwischen Beinefassen. Riecht gut. Fisch kommen. « Deutscher geht nach Hause. Sieht die Putzfrau auf der Treppe stehen. Greift ihr zwischen die Beine. Sie dreht sich nicht einmal um, sondern sagt nur: »Na, du Kanakensau, willste wieder angeln gehn.«

23. Woran erkennt man ein türkisches Rennpferd?

Am Kopftuch.

24. Türke kommt in einen Laden, will einen Zahnstocher. Es kommen nacheinander zehn Türken. wollen auch Zahnstocher. Schließlich kommt einer, der will einen Strohhalm. Fragt der Verkäufer.- »Was, du willst einen Strohhalm?« Klar, da hinten hat einer hingekotzt, und die großen Brocken sind schon weg. «

25. Was fliegt schneller, Türke oder Jude?

Scheiße fliegt schneller als Asche.

26. Woran erkennt man ein türkisches Flugzeug?

Am Gepäckträger.

27. Warum haben die Ratten in Kreuzberg sechs Beine?

Damit sie schneller als die Türken in den Mülltonnen sind.

28. Eine deutsche Frau putzt im 8. Stock eines Hauses Fenster. Rutscht ab, stürzt ab, fällt direkt in eine Mülltonne. Kommt ein Türke vorbei, guckt: »Ist noch zu gebrauchen.«

29. Ein Adler hat normalerweise beim Fliegen eine Spannweite von drei Metern. Warum hat er über der Türkei nur eine von anderthalb Metern ?

Weil er sich mit einem Flügel die Nase zuhalten muß.

30. Kennst du türkischen Selbstmord?

Arm nach oben anwinkeln und unter der Achsel riechen.

31. Ein blauer Müllsack mit einem toten Türken drin schwimmt auf der Havel. Was ist das?

Verschwendung. Ein Müllsack reicht für zwei.

32. Ein Mann kommt in einen Spielzeugladen und kauft eine kleine aufziehbare Maus. Draußen auf der Straße läßt er sie laufen. Bumms, fällt sie in den Gully. Er kauft nochmals eine Maus, und sie fällt wieder in einen Gully. Im selben Moment kommen von überall Mäuse und Ratten, laufen der Aufziehmaus nach, stürzen in den Gully und ertrinken. Geht der Mann zurück in den Laden und fragt: »Haben Sie einen kleinen aufziehbaren Türken?«

33. Was ist schrecklich?

Wenn ein Schiff mit Türken untergeht.

Was ist eine Katastrophe? Wenn alte überleben.

34. Ein Bus mit 30 Türken an Bord wird in einen Unfall verwickelt. Nur der Fahrer überlebt. Auf der Polizeistation sagt der Fahrer immer wieder »30 Türken, 30 Türken«. Ein Polizist versucht ihn zu beruhigen. Er hätte doch keine Schuld gehabt. Der Busfahrer: »Aber es war doch Platz für 40 Türken. «

35. In einem Hochhaus wohnen zwei türkische Familien auf der gleichen Etage. Sie beschweren sich gegenseitig über den Lärm, den sie machen. Als es der einen Familie zu viel wird, geht einer rüber und schmeißt eines der Kinder aus dem Fenster. Es dauert nicht lange, da kommt einer aus der anderen Familie und schmeißt ebenfalls ein Kind aus dem Fenster. Wie steht es jetzt? 1 : 1.

Nein, 2: 0 für Deutschland.

36. Wie nennt man das Lebewesen, das auf Bäumen kletterte, bevor es ein Mensch wurde?

Einen Türken.

37. Weißt du, warum die Mülltonnen neuerdings rot-gelb angemalt werden?

Damit die Türken auch einmal das Gefühl haben, bei MacDonalds essen zu können.

38, Was ist der Unterschied zwischen einem schlaffen Penis und einem Türken?

Den einen kriegt man nicht rein, den anderen nicht raus.

39. Was kommt dabei heraus, wenn ein Türke mit einer Krake gekreuzt wird?

Ein achtarmiger Müllmann.

40. Ein Schäferhund kommt zu einem Schwein in den Stall und sagt: »Darf ich dich mal am Arsch lecken?« Das Schwein: »Na klar«. Als der Hund zum dritten Mal in den Stall kommt, fragt das Schwein schließlich: » Was soll denn das eigentlich?« Der Schäferhund antwortet: »Ach weißt du, ich hab vorhin einen Türken gebissen und werd' den Geschmack einfach nicht los. «

41. Was ist der Unterschied zwischen der Berliner Mauer und einer Türkin?

Über eine Türkin will keiner rübersteigen.

42. Ein Türkenjunge, der mit einem deutschen Schäferhund spazierengeht, trifft einen älteren Deutschen. Der fragt: » Wohin willst du denn mit dem Schwein?« Der Türke: »Aber das ist doch kein Schwein, das ist ein Schäferhund mit Stammbaum.« Sagt der Mann: »Halts Maul, dich hab ich gar nicht gefragt. «

43. Welche für die Deutschen lebensnotwendige Autobahn konnte der Führer nicht mehr bauen?

Die Strecke Istanbul-Auschwitz.

44. Ein Türke mit einem Frosch auf dem Kopf kommt zum Arzt. Fragt der Arzt: » Was gibt es denn für Probleme?« Antwortet der Frosch: »Ich möchte dieses eklige Geschwür, das ich am Arsch habe, loswerden.«

45. Ein Mann kommt mit einem nagelneuen Wagen in die Werkstatt - die Stoßdämpfer sind völlig durchgeschlagen. » Was ist denn passiert?«, fragt der Meister. »Ich habe einen Türken überfahren«, sagt der Autobesitzer. »Aber da gehen doch die Stoßdämpfer nicht kaputt.« Der Autofahrer: »Ja, aber der Türke hat versucht, übers Feld wegzurennen.«

46. Wie bekämpft man das Türken-Problem in Berlin? Mit Wasserballspielen. Die Türken bekommen grüne Mützen und die roten die Krokodile.

47. Was sind die drei höchsten türkischen Feiertage?

Ramadan, Winterschlußverkauf und Sperrmüllabfuhr.

48. Was ist los, wenn ein Klärwagen vor einem Krankenhaus steht?

Ein Türke bekommt eine Bluttransfusion.

49. Wie kommt ein Türke in den Himmel?

Durch den Schornstein.

50. Frage in einem Kreuzworträtsel.- Türkisches Erholungsheim mit zwei Buchstaben ?

KZ.

51. Warum tragen die Türkenfrauen Kopftücher?

Damit man sie besser von trächtigen Sauen unterscheiden kann.

52. Was soll es heißen, wenn am Dorfeingang ein Türke am Laternenpfahl hängt?

Unser Dorf soll schöner werden.

53. Warum haben Türkensärge Löcher?

Damit die Würmer rauskotzen können.

54. Stehen zwei Türken vor der , Einbürgerungsbehörde.

Der erste wird reingerufen. Kommt nach einer Weile wieder raus. Fragt ihn der andere: »Na, wie war's?«. Sagt der: »Hau ab, du Kanake«.

55. Wieviele Türken nehmen an der Olympiade 1984 in Los Angeles teil?

50.000. 20. 000 fürs Olympische Feuer, 30. 000 für die Aschenbahn.

56. Was ist das: Es ist rot und sitzt in der Ecke?

Ein Türkenkind, das mit einer deutschen Rasierklinge spielt.

57. Was bekommt man, wenn man Schweinefleisch durch den Fleischwolf dreht?

Schweine-Mett.

Und wenn man dasselbe mit einem Türken macht?

Ach-Mett.

58. Euch Türken wird es bald so ergehen wie den Juden.

59. Was ist der Unterschied zwischen Türken und Juden?

Die Juden haben es schon hinter sich.

60. Was ist eigentlich dran an den Türkenwitzen?

Gar nichts. Sind ja alles Wahrheiten.

15. 17. Juni 1981

Der völkische Rassismus tut so, als ginge ihn die Produktion, die Religion gar nichts an. Er behauptet, es gehe um die Reinheit. Reine Rasse, reine Nation. Der völkische Rassismus unterscheidet zwischen »DER MENSCH« und »das mensch«. Das Mensch ist keiner mehr. »Wir wollen ja aus tiefen Einblick in die Geschichte, in die genetischen Gesetze, von unserem Gewissen gedrängt, angesichts des Schicksals kommender Generationen nur für den Schutz (also rein defensiv) unserer ererbten deutsch-christlichen abendländischen Kultur- und Wertvorstellungen vor der Überrollung durch eine Flut aggressiven Asiatentums eintreten«, schrieb der emeritierte Historiker Professor Ferdinand Siebert, Mitunterzeichner des »Heidelberger Manifestes vom 17. Juni 1981 «. Da war der Tag so deutsch schon wieder, daß vor der »Unterwanderung des deutschen Volkes durch Zuzug von vielen Millionen Ausländern und ihren Familien, die Überfremdung unserer Sprache, unserer Kultur und unseres Volkstums« gewarnt werden konnte. Alles weitere dazu hat Frisch schon 1966 gesagt.

16. Einen Toten erschlagen

BERLIN (12. Oktober AP). Das Grab des türkischen Asylbewerbers Kemal Altun, der sich Ende August aus dem Fenster des Berliner Verwaltungsgerichtes in den Tod stürzte und auf einem Friedhof in Berlin beigesetzt wurde, ist mehrfach geschändet worden. Die »Deutsche Friedensgesellschaft e.V.«, die am Mittwoch in Berlin Berichte der zuständigen Kirchhofsverwaltung veröffentlichte, äußerte scharfe Kritik an diesen »Auswüchsen eines neuen Rassismus« und forderte den Regierenden Bürgermeister Richard von Weizsäcker auf, »diese Missetaten öffentlich anzuprangern und für eine Bestrafung der Verantwortlichen zu sorgen.«

Wegen der Beisetzung Altuns habe der Verwalter der Kreuzberger Heilig-Geist-Kirche »heftige Ausbrüche von Rassismus über sich ergehen lassen« müssen, hieß es in dem Gemeindeblatt. Es seien zahlreiche anonyme Anrufe eingegangen, die sich über die Beisetzung eines Türken auf dem Friedhof beschwert hätten. Zugleich hätten der Verwalter und seine Familie Drohungen und »wüste Beschimpfungen« wie »ihr alten Türkenschweine« erhalten. Dabei habe es sich immer um deutsche Stimmen gehandelt.

(Frankfurter Rundschau vom 13.10.1983)

17. Wer da was?

West-Berlin, Charlottenburg, Knobelsdorffstraße. Am 11. November 1982, einem Sonnabend, zogen Hertha-Frösche, verstärkt durch eine Schar angetrunkener Fans von Bayern-München durch die Knobelsdorffstraße. Vor der Kneipe »Kajüte« hatten sie sich versammelt. Am Abend vorher war es in der Kajüte schon bekannt gewesen, daß es am nächsten Tag Zoff geben werde. Die Hausbesetzer verbarrikadierten sich, zimmerten sich ein, warnten durch Anschläge vor dem Überfall. Der kam dann aber doch. Mit dem Gebrüll »Scheißjuden« und »Scheißtürken« ging es auf einen türkischen Lebensmittelladen zu, die Auslagen wurden abgeräumt, die Frau und der Sohn bekamen Prügel. Polizei war auch da. Wo sonst bei drei Farbbeuteln mindestens ebenso viele Mannschaftswagen im Stile von Asphalt-Cowboys heranpreschen, konnten die wenigen Polizisten diesmal rein gar nichts ausmachen. »Juden raus«? »Türken raus«? »Sieg Heil«? Nichts gehört, nichts gesehen, nichts gesagt, nichts getan. Den Polizisten hat die Staatsanwaltschaft bescheinigt, daß ihnen kein strafbares Verhalten nachzuweisen sei. Das Verfahren ist eingestellt.

Hamdi Türüns Geschäft ging seither schlecht. »Türkische Kunden haben Angst, an der 'Kajüte' vorbeizugehen. Sie kommen nicht mehr«, sagt er. Im vergangenen Frühjahr wollte er, der seit 1969 in der BRD lebt, alles abbrechen, abhauen. Er ist gegangen.

18. Stimmung

Nach dem 3:0-Erfolg der bundesdeutschen Fußballer am 23.4.1983 in Izmir über die Türkei war der Bundestrainer Jupp Derwall natürlich zufrieden. Doch so schön der Sieg, so überrascht waren vor allem die bundesdeutschen Berichterstatter über die Stimmung im Stadion in Izmir. Denn

»Von Beginn an gab es Im Ata-Türk-Stadion antideutsche Schlacht-gesänge. Rufe wie 'Deutsche raus','ltalia' und 'Paolo Rossi' kennzeichneten die Stimmung unter den rund 70.000 Zuschauern. Als die ersten deutschen Schlachtenbummler mit Hüten in den bundesdeutschen Farben in der Arena gesichtet wurden, schwollen die Parolen fast zum Orkan an. Der Block mit den Fans von Rummenigge und Co. wurde nicht nur mit Sprechchören bombardiert, sondern auch mit Gegenständen. Nicht besser erging es der Derwall-Truppe; als sie zum Aufwärmen auf den Rasen kam, flogen ihr Äpfel um die Ohren. Dabei ließen sich die Türken auch nicht durch das starke Aufgebot der Ordnungskräfte abhalten.«

Das meldet die »Berliner Morgenpost« am Tag nach dem Spiel und unterschlug dabei, daß die Türken ihr »Deutsche raus« auf deutsch skandiert hatten.

19. Gemeinsam neue Töne finden

Seit dem vergangenen Herbst wirbt die Ausländerbeauftragte des Westberliner Senats, Barbara John, vorzugsweise in den Fahrzeugen der Berliner Verkehrsbetriebe mit Plakaten und Anschlägen für ein friedliches Miteinander türkischer und deutscher Bürger in Westberlin: »Gemeinsam neue Töne finden«.

Am 8. November 1983 schlug ein Unbekannter an einer Bushaltestelle eine elfjährige Türkin zusammen. »Du bist eine Türkin und hast hier zu verschwinden«, rief er. Auf die Frage, warum er sie schlage, hat der Mann dem Mädchen, begleitet mit der Bemerkung »Du redest ja immer noch« weitere Faustschläge ins Gesicht verpaßt. Der Fahrer eines BVG-Busses, der an der Haltestelle hielt, griff nicht ein.

20. Sehr gut

»Andorra«. Frischs Andorra. Frischs Andri. Diskriminierung als Modell. Schüler einer Westberliner Gesamtschule hatten Antwort zu geben auf die Frage »Wie würden sich die Menschen bei uns in ähnlichen Situationen verhalten«. Zwei türkische Mädchen schrieben:

»in Deutschland ist es ganz anders: Hier sind politisch und rassisch Verfolgte herzlich willkommen. Genauso wie alle Ausländer, die mit ihren Familien willkommen sind. Die Ausländer bekommen gute Wohnungen wie die Deutschen. Die Vermieter versuchen auch die Wohnungswünsche der Ausländer zu erfüllen. Sie sagen: 'Die beste Wohnung ist für unsere ausländischen Gäste gerade gut genug.' Wenn die ausländischen Kinder einmal im Haus lärmen, freuen sich die deutschen Hausbewohner über die Fröhlichkeit der Kinder.

Die Ausländer bekommen genauso gute oder schlechte Arbeitsplätze wie die Deutschen. Die ausländischen Jugendlichen haben natürlich dieselben Chancen wie die Deutschen, wenn es um Lehrstellen geht.

Deutschland ist ein richtiges Paradies der Ausländer.

Die beiden bekamen ein »Sehr gut«. Über das Befinden des Lehrers ist nichts bekannt.

Konkret 04/84, S. 66

Wolfgang Pohrt

Kulturelle Identität, defensiver Rassismus

Daß alle Deutschen Künstler werden müßten, hat schon 1890 der völkische Publizist und Bekenner des germanischen Glaubens Julius Langbehn in seinem damals sehr bekannten Buch »Rembrandt als Erzieher« verlangt. Weil nämlich die künstlerische Kreativität ein Wesensmerkmal des Germanischen sei, brauche das Wesen nur zur Erscheinung kommen, damit eine viel bessere nationale Einheit Wirklichkeit werden könne, als es die von der Bismarckschen Reichsgründung gestiftete war. Denn die kreative Sensibilität des Künstlers erst befähige die einzelnen dazu, sich selbst in Einklang mit Natur und Landschaft zur bringen, und einem Dritten gleich, wären sie auch untereinander einig.

Rund 90 Jahre später, also jetzt, war Langbehns Wunsch fast in Erfüllung gegangen und deutsche Einheit, wie er sie verstand, in greifbare Nähe gerückt. Ob nun germanischen Ursprungs oder nicht, jedenfalls hatte die alte Unart, einander mit Selbstgereimtem, Selbstgepinseltem, Selbstvertontem zu belästigen, in der Bundesrepublik epidemische Ausmaße entwickelt. Und unermüdlich rufen die greisen Animateure der Friedensbewegung die Jugend zu neuen Streichen auf. »Redet, singt, spielt Straßentheater und zeigt eure 'Lust am Frieden'« (»FR«, 25.2.84) feuern die Senioren ihren Fanclub an, vielleicht in der Hoffnung auf Spielchen wie beim evangelischen Kirchentag, wo auch die betagtere Generation mitmachen konnte, ohne aus der Puste zu kommen.

Der Beitrag zur nationalen Einheit, den die Kultur dank ihrer stetig wachsenden Beliebtheit leisten konnte, erschöpfte sich freilich nicht darin, die Leute als Darsteller im Gesamtkunstwerk einer Menschenkette einander nur händchenhaltend näherzubringen. Was die Leute weit mehr als alle Gemeinsamkeit eint, ist der gemeinsame Feind, weshalb die Gründungsversammlung jeder deutschen Einheitsbewegung vor der Kardinalfrage steht, wen man rausschmeißen muß, um ein Gefühl von Gemeinsamkeit entwickeln zu können. Und wie die Kultur oder die Berufung auf sie stets ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Identifizierung von Fremden gewesen war, so wurde sie es auch diesmal. Wenn Zimmermann begründen will, warum die Türken verschwinden sollen, sagt er: »Die kommen aus einem anderen Kulturkreis«, und wie er reden alle.

Selbst der offensive Rassismus des expansiven Imperialismus pflegte unter dem Deckmantel einer Doktrin aufzutreten, die schamhaft nur den qualitativen Unterschied zwischen den verschiedenen Kulturen heraushob und es der Phantasie des informierten Zeitungslesers überließ, sich den Rest selber zu denken, denn in dieser veredelten Form war der Rassismus auch Bildungsphilistern und Schöngeistern bekömmlich. Die Herrenrasse hatte sich in dieser Doktrin zum Kulturvolk geläutert, eine Vokabel, die neuerdings wieder im Wortschatz von patriotischen Mythenbildnern wie Werner Herzog auftaucht. Während die Herrenrasse nur mordet und plündert, erfüllt das Kulturvolk in Ausübung derselben Tätigkeit eine Mission und begreift sich als Bringer und Geber. »Kolonialpolitik zu betreiben, kann unter Umständen eine Kulturtat sein«, grübelte der Sozialdemokrat Bebel 1906, und ein Jahr später pflichtete ihm Genosse Bernstein bei: »Eine gewisse Vormundschaft der Kulturvölker über die Nichtkulturvölker ist eine Notwendigkeit, die auch Sozialisten anerkennen sollten.« Schärfer umrissen, durchdachter und klarer formuliert schon damals das Bildungsprogramm der Konservativen: »Unsere Kultur drängt dahin, die außereuropäischen Länder durch europäische Kultur zu beherrschen«, hieß es in einer Propagandabroschüre der Kolonialbewegung, und: »Das Problem, die Neger auf eine höhere Kulturstufe zu heben, kann nur durch Arbeit geschehen« - ein Vorgriff auf die Parole »Arbeit macht frei«, die später in großen Lettern von den Toren der Vernichtungslager prangen sollte, und gleichzeitig als verunglückte Satzkonstruktion ein Dokument des kulturellen Überflusses, den mit den armen Wilden zu teilen das Anliegen auch der Sozialdemokraten war.

Ihre vielseitige Verwendbarkeit in der politischen Propaganda verdankt die Kultur zwei Eigenschaften, einerseits ihrem Abgrenzungs- und Ausgrenzungsvermögen, andererseits ihrer Unbestimmtheit. Das Abgrenzungsvermögen braucht der Erkennungsdienst, um den Fremden oder den Feind, in jedem Falle das Opfer, eindeutig identifizieren zu können. Unbestimmtheit ist erforderlich, damit die eindeutige Identifizierung nach Willkür und Belieben vorgenommen werden kann. Die Kultur als ein Ding, von dem jeder gern spricht und von dem keiner genau sagen kann, was es eigentlich ist, hat deshalb auf der politischen Bühne stets die Rolle eines Wandschirms gespielt, hinter den die Akteure traten, um das Kostüm, die Feinde, die Verbündeten, die Fronten zu wechseln. Gleichzeitig war der Kultursektor die Drehscheibe, auf welche man die öffentliche Diskussion schob, um ihre Inhalte und ihre Richtung nach Maßgabe der Opportunität zu verändern unter Beibehaltung der Illusion, es werde noch immer nach Vernunftgründen entschieden, wo in Wahrheit der Instinkt und die Reflexe die Orientierung gaben. In Tönung, Färbung und Richtung der Kulturdebatten spiegeln sich die wechselnden Konstellationen materieller Interessen.

Während der expansive Imperialismus des letzten Jahrhunderts gezwungen war, den kulturellen Unterschied zu seinen eigenen Gunsten zu werten, um sich selbst als überlegenen Bringer und Geber betrachten zu können, kann der defensive, vornehmlich an Besitzstandwahrung interessierte Imperialismus der Gegenwart sich die Selbstbeweihräucherung sparen.

Die nichtwertende Variante der Lehre von der Ungleichheit der Kulturen genügt ihm, weil auch sie den fließenden Übergang zur Lehre von der Ungleichheit der Rassen enthält. Beiden gemeinsam ist der Trick, die von Land zu Land verschiedenen Sitten und Bräuche der Menschen einfach als Wesensmerkmale von Völkern aufzufassen. Als Wesenmerkmale wiederum sind die verschiedenen Sitten, Bräuche und Eigenheiten der Leute nicht mehr erklärungsbedürftig, sondern sie sind selbst der erklärende Grund für alles und jedes. Erst unter der stillschweigend mitgedachten Voraussetzung nämlich, daß die Kultur in genauer Umkehrung des marxistischen Schemas von Basis und Überbau als geistige Grundlage von Macht und Reichtum, nicht als ihr Anhängsel, mißverstanden wird, kann die Nebensache Kultur zu einer Hauptsache werden, die das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit zu fesseln vermag. Erst dann wird die Banalität, daß in anderen Ländern andere Sitten herrschen, zum bedeutungsschwangeren und folgenschweren Grundsatz der Erkenntnis vertieft.

Der simple Zweck der komplizierten Konstruktion besteht darin, die zufälligen eigenen materiellen Privilegien, die man im Prinzip so leicht verlieren kann, wie man sie bekam, als Abkömmlinge unverlierbarer kultureller, ethnischer, völkischer und in letzter Instanz stets rassischer Wesensmerkmale deklarieren zu können. Als Anknüpfungspunkt für die Gedankenfäden, die den vergänglichen irdischen Besitz mit dem unvergänglichen Wesen verknüpfen, um jenen zu sichern, wird eine Identität gebraucht. Die neuerdings grassierende Suche nach derselben hat keinen anderen Grund als das Elend in der Dritten Welt: Es darf kein bloßer Zufall sein, daß man nicht in den Slums von Rio oder Bombay zur Welt kam.

Voraussetzung für Identität aber ist der Unterschied. Sich diesen einzuhämmern, war der verborgene Zweck jener grenzenlosen Verachtung der eigenen Kultur und rückhaltlosen Bewunderung der fremden, die dem nationalen kulturellen Wiedererwachen voranging. Die Schwärmerei für Fern-Ost und Wild-West, für Bhagwan und Wigwam, für die Andersartigkeit der Exoten ganz allgemein sollte den Schwärmern vor allem eines beweisen: daß nichts als höchstens ihr Mitgefühl sie mit dem Elend in der Dritten Welt verbindet.

Konkret 04/84, S. 74

Günter Amendt, Uwe Heidorn

Bob Dylan

Über des Sängers neuen Glauben

Als politische Leitfigur ist Bob Dylan nie ganz koscher gewesen. *What's good is good/what's bad is bad,* in dieser Hinsicht blieb er immer ein Mängelwesen, nach (fast) allen Seiten offen, von (fast) allen Seiten angreifbar, bis er sich fundamental-religiös einbetonierte, und man seine Mauern nur noch mit seinen Widersprüchen besprühen konnte. *I'm liberal, but to a degree,* das scheint sein politisches Credo zu sein. Schon zum ersten *World War* hatte er nicht viel mehr zu sagen als *the reason for fighting I never did get.* Vom Zweiten Weltkrieg ist ihm nur in Erinnerung, *it came to an end.* Möge also niemand jetzt eine Erklärung erwarten, warum es zum Dritten kommt.

Dennoch: Infidels, Dylans neue Platte, ist offen und ausgesprochen politisch - darin vergleichbar mit »The Times They Are A-Changing«, *twenty years ago.* Es ist die Offenheit des *vagabond,* der mit »I'm ready to go anywhere« ernst macht und dabei in seinen Sternstunden phantastische Weiten erreicht. Es ist auch das offene Geständnis an seine Frau, die er liebt: »I need you!« Und Bobs politisches Weltbild ist wieder ergreifend klar: At's a shadowy world, skies are slippery grey.« So heißt es im »Jokerman«. Aber wer ist Jokerman? Ist es Mr. Tambourine Man, von dem man bis heute nicht weiß, wer er ist? Von dem wollte Bob nichts anderes, als daß er einen *song* für ihn singe, von diesem nun will er, daß er im Mondschein nach dem Gesang der Nachtigall tanze.

Viele Texte auf der neuen Platte sind schockierend gut; es begegnen uns alte und neue Dylan-Typen: *two men on the platform, fools and angels, false hearted judges,* sogar ein *blue eyed boy* und *Jackie P's mind.* Da ist *the strange woman, the woman of shame, a woman who looked like you,* aha, *a woman on my block-girls, girls, girls,'* es wimmelt von *woman.* Und allen voran jener Jokerman, dieser *man of the mountains,* dieser *dream twister,* ein biblischer Charakter, wie schließlich jeder von uns.

Bob hat, den Feuerbach hinunter, die Dialektik von Erde und Welt wiedergefunden, deren Synthese einmal der Mensch sein wird, wenn nichts dazwischenkommt. Die Grundstimmung vieler Lieder ist ernst und bitter. Vorkriegszeit. Zu lachen gibt's da nichts. Aus dem apokalyptischen Zwielicht von Dylans Endzeitbewußtsein schimmert die objektive Lage hervor. Dylans Zeitmaschine hat wieder zu ticken begonnen. Das will was heißen, daß sich die Zeiten inzwischen so oft geändert haben, daß viele nicht mehr wissen, wie spät es eigentlich ist. »Only a matter of time till night comes stepping in«, sagt Jokerman Bob. Ja, leider. Dylan erkennt Schlagstöcke, Wasserwerfer, Tränengas, Schlösser und Riegel, Molotow Cocktails und »rocks« hinterm Vorhang. Er stellt politische Forderungen, die auch wir stellen: Weg mit den Minenfallen und Raketen! No *more booby traps and bombs.* Und vor allem anderen: No *more decadence and charm.*

This world is ruled by violence, und es sind die Millionäre, die mit ihren Trommelstöcken den Takt angeben. Einer wenigstens schaute ganz schön blöd aus der Wäsche, *when heplayed and we didn't dance.*

Es ist nicht einfach, ihm immer und überall hin zu folgen. Neighborhood Bully ist ein harter Brocken und ein heikles Stück. *Big Brother is watching* you. Neighborhood Bully ist der Kerl, der seine Nachbarn tyrannisiert. Er ist Jude. Er ist der Jude. *Hegot noplace to escape, no place to run.* Er lebt, um zu überleben und wird dafür auch noch kritisiert und verdammt. *He's wandered the earth an exiled man.* Schließlich kehrt er nach Palästina zurück - ein Ort, der in Dylans Lied allerdings nicht auftaucht - und nimmt sich sein Land.

Doch *his enemies say he's on their land.* Welches Land aber meint Bob Dylan? Meint er Israel in den Grenzen seiner Staatsgründung, meint er Westjordanland und die Grenzen der Okkupation? Neighborhood Bully ist mehr als *just one man.* Er ist auch das Volk Israels. Dieses Volk ist bedroht: A *license to kill him is given out to every maniac.* Also verteidigt er sich um jeden Preis und mit allen Mitteln, indem er angreift. *Then he destroyed a bomb factory/nobody was glad/the bombs were meant for him/he was supposed to feel bad.* Neighborhood Bully, der Bösewicht der Region, ist - so sieht es Dylan - ganz auf sich allein gestellt. Wirkliche Alliierte, denen er vertrauen könnte, hat er nicht. Und die Waffen, die man ihm liefert, sind untauglich. Zwar lehnt man ihm keine Bitte ab - damit sind wohl die Amis gemeint - aber niemand *sends flesh and blood to fight by his side.*

Dylan als Lobredner von Israels Expansionismus? In seiner Lagebeurteilung ist er sich mit Begin einig. Jehova sei Dank, heißt das noch lange nicht mit dem Volk Israels. So knapp und so kurz wurde wohl kaum zuvor die staatliche Existenz Israels aus zionistischer Sicht legitimiert. Ein Politsong von seltener Eindeutigkeit. Die haben sich Dylans Kritiker immer gewünscht. Hier ist sie. Sollen sie sehen, wie sie damit fertig werden.

Zweideutig dagegen das Lied »UnionSundown«. Sein Thema: Massenarbeitslosigkeit, Produktionsstättenverlagerungen und Billiglohnländer. Dylan, der noch in »Slow Train Coming« versicherte, I *don't care about economy,* beginnt sich für die Bewegungsgesetze des Kapitals zu interessieren. Leider von der falschen, nämlich der Konsum- und nicht der Produktionsseite. Alles was er kaufe oder zu kaufen beabsichtige, werde überall sonst hergestellt, sei alles nur nicht *Made*

in USA. Seine Taschenlampe komme aus Taiwan, das Tischtuch aus Malaysia, das Hemd von den Philippinen, und sein Chevrolet sei in Argentinien zusammengebaut worden. Wahrlich, *it's sundown on the union/And what's made in USA /Sure was a good idea* - bis die Gier dazwischenkam. Was war einmal eine gute Idee? *The union.* Die Union der Staaten von Nordamerika oder die *unions* - die Gewerkschaften? Oder beide? Wen kritisiert er? Was kritisiert er? *Which side are you on?*

Gut, er kritisiert das System, nennt es beim Namen: You *know capitalism ist above the law.* Das kann man wohl sagen. »Was sich nicht verkaufen läßt, das zählt nichts. « Stimmt. *(Kari Marx got you by the throat).«*Democracy don't rule the world«, meint Bob, auch wenn er hinzufügt, man solle das vielleicht unausgesprochen lassen. In Reagans USA gibt es gute Gründe vorsichtig zu sein. Besonders, wenn man so klar wie Dylan den nicht endenwollenden Expansionsdrang des US-Imperialismus sieht: *From Broadway to the Milky Way/ That's a lot territory indeed,* und überall gibt es genügend Menschen, die ihre Arbeitskraft für »thirty cents a day« verkaufen. Denn der Mensch tut, was er tun muß, wenn er einen hungrigen Mund zu stopfen hat. Doch nun: Wer ist dafür verantwortlich? Warum ist das so? Was sind die Bewegungsgesetze? Dylans Antwort: »This world is ruled by violence.« Woher die Gewalt nun wiederum kommt, werden wir wohl erst im nächsten Grundkursus zur politischen Ökonomie erfahren. Solange Dylan zur Beschreibung der Wirklichkeit eigene Bilder und Metaphern benutzt, werden wir uns auf seine Bilderwelt einlassen und nicht selten staunend und gaffend davorstehen. Wenn er aber Begriffe der politischen Ökonomie ins Spiel bringt, muß überprüft werden, ob die Begriffe der Wirklichkeit standhalten.

In »Sweatheart like you« hat Bobby den Typ von *girl* am Wickel, dem er schon in »Like A Rolling Stone« die Leviten gelesen hat. Die Tochter aus gutem Hause, die sich unter die Leute mischt und von Bob gewarnt werden muß, weil man hinter ihrem Rücken tuschelt und zischt. *They smile to your face but behind your back they hiss. Was,* verdammt, *is a sweatheart like you doing in a dump like this?* Wieder eine dieser großen Dylanfragen wie »How does is feel?« oder »Where have you been?« Highway 84. »Man of Peace«, eine Gitarrenorgie, offenbart Dylans neues radikales Glaubensbekenntnis. Er glaubt an nichts mehr; *absolutely nothing.* Daher: Infidels. Jeder ist jeder, und alles ist möglich, you *know, sometimes Satan comes as a man of peace. Look out your window, baby,* da draußen steht einer mit ausgestrecktem Arm. *Could be the Fuhrer, could be the local priest,* derm *sometimes Satan comes as a man of peace.* Ob Dylan Reagan meint, der als Friedensmacher daherkommt und dafür seinen Nobelpreis bekommen - nein kriegen wird, bleibt offen. Belafonte jedenfalls nannte Haig, Weinberger und Reagan, der eine seine Raketenwaffen »peacemaker« taufte, *devils.*

Deshalb: *Don't follow leaders* und *don't follow stars,* auch nicht dem Stern von Bethlehem, *the same one them three men followed from the east* - auch Jesus könnte Satan sein.

Weil der Mensch die Erde beherrscht, denkt er, er könne mit ihr machen, was er will, nicht der Satan, sondern er hat die *Licence to Kill*. Seine Unschuld hat der Mensch verloren, als er seinen Fuß auf den Mond setzte. Aber da gibt es eine Frau, gleich bei mir um die Ecke, sie sitzt einfach da, während die Nacht aufzieht: *She say who gonna take away his licence to kill?* Mit seinem Zerstörungsdrang geht er zur Hölle. Er hat Angst und ist durcheinander. Man hat sein Hirn manipuliert, er opfert am Altar eines stockenden Wassers, und wenn er sein Spiegelbild sieht, ist er zufrieden. All *he believes are his eyes/And his eyes, they just tell him* lies. Er ist unfähig zu irgendeiner Art von *fair play, he wants it alland he wants it his way*. Doch immer ist da eine Frau, *she say who gonna take away his licence to kill.* Es ist der Mann - *noisemaker, heartbreaker* - der mit einer *License to kill* in der Tasche herumläuft. Es ist der Mann, den man einst verbogen und für das Leben zugerichtet hat, um ihn dann auf einen Weg zu schicken, wo er nur krank werden kann. Bis man ihn unter einem Sternenbanner begräbt und seinen Körper verkauft, wie man es auch mit Gebrauchtwagen tut. Es ist der weiße Mann, der Herrenmensch, von dem Dylan hier singt, der welcher die Erde ausbeutet und keinen Stein unberührt lassen kann. Wann endlich wird diesem Mann die Lizenz entzogen? Fragt eine Frau, eine Schwarze, gleich hier bei mir um die Ecke. »License to Kill«, eines der schönsten zeitgenössischen Friedenslieder.

I and I«, der Titel klingt nach einem Reggae-Thema, doch es geht nur um eine neue Variante von »It Ain't Me, Babe«. Persönlich sind alle *songs* auf der Platte, dies ist der intimste. Es ist das Lied vom ewigen Scheitern. Bobby, *still fighting his twin, the enemy within.*

Es ist lange her, da schlief eine Wahnsinnsfrau in meinem Bett, *look how sweet she sleeps, how free must be her dreams.* Doch das eine Ich sagte zum andern Ich: Mann, niemand hat dich erkannt. Da beschließt Bobby, *I'll go out for a walk.* Und als es Mittag wird, da treibt er sich noch immer auf der Straße herum - in den dunkelsten Ecken. Und noch immer barfuß.

Er verlegt sich aufs Reden, obwohl er weiß, »I ain't too good in conversation, girl«. Vielleicht verstehst du nicht genau, was ich empfinde. Also warte eine Minute, bevor du abhaust, girl, eine Minute, bevor du durch die Tür gehst. Können wir nicht über alles reden. Vor allem: »Don't Fall Apart From Me Tonight«. Laß mich heute abend nicht allein, ich glaube nicht, daß ich damit fertig würde. *Come over here from over there, girl,* setz dich hin, du kannst meinen Stuhl haben. Mir ist klar, ich

hätte besser was Nützliches gelernt. Vielleicht hätte ich Arzt werden sollen, dann hätte ich ein paar Leben retten können, anstatt alle Brücken, über die ich gegangen bin, hinter mir abzubrennen. *Yesterday is just a memory/Tomorrow is never what it's supposed to be. And I need you.* Es ist der Höhepunkt der Platte: ein Einsamer. Alle Lieder sind mit der Sonnenbrille gesungen - und so sollten sie gehört werden. Dylan spielt Gitarre, Mundharmonika und Tasteninstrumente. Background-vocals: *nobody* außer Clydie King »Union Sundown«. Bobby wird angetrieben von einer Traumband: Robbie Shakespeare (bass). Sly Dunbar (drums/percussion), Mick Taylor (guitar) und Alan Clark (keyboards). Es ist Mark Knopflers Gitarre, die der Platte den unverwechselbaren Klang gibt.

Natürlich ist die Platte mal wieder ganz anders als all die anderen ganz anderen. Sie hat vieles von den vorausgegangenen: Die poetische Kraft und die Schattierungen von »Blonde on Blonde«, das Leiden und die Intimität von »Blood Ort The Tracks«, die Mystik von »Street Legal«. Von »Slow Train Coming« hat sieden hitparadierenden sound, von »Shot Of Love« hat sie vor allem die Abwärtsbewegung, und von »Raved« hat sie, was auf »Saved« fehlte. Vor allem hat sie schon etwas von der nächsten und übernächsten.

Verstehen wird die Platte nur, wer nicht vergißt, daß Dylan drüben bei den *»so-called friends«* lebt, daß er jedesmal, wenn er sich nach einem *crossroad-sign* umdreht, mindestens tausend Meilen und einen Morgen von jeder menschlichen Zivilisation entfernt ist.

Konkret 04/84, S. 76

Horst Tomayer

Reisefieberzäpfchen

Erst wollten alle reisen, dann wollten einige anders reisen, jetzt reisen alle anderen anders. Horst Tomayer hat auf der »Internationalen Tourismus-Börse« die alternativen Reiseunternehmen besucht. Er bleibt zu Haus

Wenn »Sahara-Willy« erzählt ... : »Wir reisen n kleinen Gruppen durch die Sahara auf Pfaden und Pisten, quer durch, und wir bereiten unsere Gäste auf diese Fahrten sehr intensiv vor. Wir treffen uns bei mir in der Wohnung, die Leute sollen wissen, mit wem sie's zu tun haben. Da werden dann die Probleme des Landes, durch das wir fahren, besprochen, ob's jetzt um völkische Minderheiten geht, oder um die Fauna und Flora. Wir fahren in kleinen Gruppen, maximal zehn Personen, mit alten Hanomags, das sind die geeignetsten Fahrzeuge für die Sahara überhaupt, weil sie robust sind und reparaturfreundlich; kein Auto ist so für die Sahara geeignet wie der Hanomag. Der Trip dauert zwischen drei und vier Wochen, kommt auf etwa 3.000 Mark inklusive, mit allem Drum und Dran. Was man da denn so entdecken will, in der Sahara? Tja, was willste entdecken in der Sahara - es ist ganz einfach die Faszination der Wüste, die Stille, die Einsamkeit. Entweder man liebt sie oder man haßt sie. Ich liebe sie und komm mit ihr zurecht, ich hab keine Angst; ich bin verheiratet, und meine Frau fährt auch immer mit, die fährt selbst solche Fahrzeuge ... «

Willy war früher im Öffentlichen Dienst. Heute ist er in Abenteurerkluft. Willy trägt einen Hut, den ich, glaube ich, schon mal bei dem kaiserlichen Schutztruppengeneral von Lettow-Vorbeck gesehen habe. Willys Reputation scheint nicht auf Sand gebaut. Rheinländer, der er ist, bringt er, wie er sagt, »rheinisches Weltbewußtsein« für den Job mit, Zweifler überzeugt er geschenkweise mit einer »prähistorischen Pfeilspitze« oder mit einem »Schaber aus der Zentralsahara«.

Willy steht mit seinem Hanomag am Stand 5 der Halle 9 a, »Internationale Tourismus-Börse« Berlin, Willy alias »Sahara-Willy« heißt bürgerlich Janssen und ist im hessischen Hohenahr zu Haus, wenn er zu Haus ist. Willy ist einer von knapp dreißig - ja, was? revolutionären Reisebüros? alternativen Ortsveränderungsunternehmen? individuellen Urlaubsgestaltungsagenturen? Sagen wir: in den Tourismus neuen Typs Involvierten. Willys Nachbarn sind der »Globetrotter-Service«, Roland Kriesches Firma »anderes reisen«, die »Team-Reisen«, die »Gruppe Neues Reisen«, die »Bush Taxi Risse«, Hamburg, und andere kleingewerbliche Alternativen zu den Pauschalreisen-Giganten, die die Millionen deutscher Normalos auf die Kanaren, nach Sri Lanka, Thailand, Kenia, Benidorm oder in die Karibik karren.

Willy ist sechzig. Vor zwanzig Jahren entdeckte er seine große Liebe, die Wüste. Seit acht Jahren tourt er mehrwertsteuerpflichtig durch den größten Sandkasten der Welt. Für seine Nachbarschaft in Halle 9 a, lauter junges Globetrottergemüse, hat er nicht viel übrig: »Was andere als Expeditionen bezeichnen, sind für uns Ausflüge«.

Willys Distanz beruht aber nicht auf . gattungsbedingter Konkurrenz, wie man sie oft bei eng benachbarten Würstchenbuden auf Wochenmärkten erleben kann, nein, Willy hat genug zu tun, deutsche Pauker und Prokuristen zur »Selbstfindung« in die Sahara zu kutschieren. Was Willy am alternativen Reisebetrieb so stört, das ist »der schlimme Beigeschmack, den das hat«, das sind die »ungeheuer großen Auswüchse«.

Jaja, die Auswüchse. Schlimm schlimm. Aber es sind natürlich die anderen, die auf die falsche Weise anders reisen und die ganze Richtung in Verruf bringen. Und Willy begehrt, nicht Schuld daran zu sein.

Dabei fing doch vor gut fünfzehn Jahren, alles so alternativ sauber an. Man erinnere: Viele junge Deutsche, schwer unter der Pünktlichkeit des Intercity-Systems, der Bürde ihrer Barschaft, dem Terror durch den Konsum, dem Zwang der Krankenversicherung und der Gnadenlosigkeit der Altersversorgung leidend, machten sich, inspiriert von den amerikanischen Vorbildern Beatnik und Hippie, auf die Reise in die lebenssinnstiftenden Länder der Dritten Welt. Ludmilla Tüting, »Fachjournalistin für Alternativ- und Dritte-Welt-Tourismus« im Katalog der Tourismus-Börse:

»Zum einen sollte eine neue, bessere, angepaßtere, sanftere Reiseform im Tourismus gefunden werden... zum anderen wollte eine zunehmende Menge von Menschen unserer Überflußgesellschaft wenigstens für eine Weile entkommen. Diese Globetrotter aus allen Gesellschafts- und Altersklassen reisten aus Überzeugung einfach und anspruchslos, dafür aber umso länger ... «

Ja, das war das Problem damals, daß man der Überflußgesellschaft mit Müh entkam und bei Schmalhansens weit hinter der Türkei für ein paar erholsame Monate unterschlüpfte.

Der Rest ist rasch erzählt: » 1977/78 war die Zeit der sogenannten 'Geheimtips' vorbei. Der Boom des 'Alternativ-Tourismus' hatte voll eingesetzt. Billigflüge, weit über hundert 'alternative Reiseführer' für alle Regionen dieser Erde, machten das Reisen auf eigene Faust fast zu einem Kinderspiel ... «

Die Philosophie freilich, die einmal hinter dieser neuen Art des Reisens gestanden habe, sei in der Massenhaftigkeit des »Individual-Tourismus« untergegangen. Jeder, der mit Rucksack losgezogen sei, habe sich als »Alternativ-Tourist« gefühlt,

auch dann, wenn nichts anderes angesagt gewesen sei als bei den so verachteten Pauschaltouristen, nämlich Strand, Sonne, Sex und Saufen. Nur eben: Statt Hotel Zelt, statt Bett Schlafsack, statt Koffer Rucksack.

Ludmilla: »Es dauerte nicht lange, da wurde vielen klar, daß diese Form des 'Alternativ-Tourismus' in seinen Zentren wie Griechenland, Goa und Bali oft mehr Schaden als Nutzen brachte.«

Ludmilla Tüting, die sportive Traveller-Lady, die 1974 in Berlin die »Deutsche Zentrale für Globetrotter« gründete, muß wissen, was sie sagt. Aber kann sie das eigentlich wundern?

Daß die Kinder von Mark und Coca Cola sich einen Dreck scherten um fremdländische Lebensgewohnheiten und die antiautoritär-libertinäre Sau rausließen und den Bauern auf Kreta Titten und Ärsche ins Gesicht reckten? Daß rausgefütterte Krauts durch Distrophiegegenden Asiens und Afrikas stromern? Daß sie sich aus Schnorren und Feilschen inmitten von Armut einen Sport machen? Daß sie drugs dealen, schmuggeln, an der fremden Währung durch Schwarz-Tausch schmarotzen und (oh, schlimmstes Verbrechen:) sich auf Kosten des deutschen Steuerzahlers heimfliegen lassen, wenn die Kohle alle ist?

Wie sollte denn bei soviel Werbung, Beispiel und Nachahmung die Idee des philosophisch/menschlich einwandfreien Alternativ-Tourismus nicht vor Hunde gehen? Leben wir denn im Zeitalter des noien Mönschen? nicht doch in Verhältnissen, die die beliebige Steigerung von Schwachsinn und Unverschämtheit garantieren? Hätte man nicht vorn verheerenden Siegeszug der Currywurst (die auch mal klein anfing!) oder von den Folgen der verantwortungslosen Propaganda für das alternative Verkehrsmittel namens Fahrrad (dem Trauma des Großstadt-Fußgängers) lernen können? Nein, die kostbaren Tips (die netteste Teestube in Katmandu, der zuverlässigste Fahrradschlauchflicker von Lhasa) mußten unter die Leute, von nun an ging's bergab.

Und jetzt, wo jeden Sommer, der sich auf einer Globushälfte blicken läßt, Zehntausende mit Billigtickets den Heuschrecken Ehre machen und in die sonnigen Elendsgebiete einfallen und schlechte Presse machen, ist das Geheul bei den Lordsiegelbewahrern der reinen Idee des Alternativ-Reisens groß. Rucksackweise kommen die guten Vor- und Ratschläge auf den Tisch.

Anders reisen«, predigt Peter Zimmermann von der »Gruppe neues Reisen«, »muß grundsätzlich heißen: Vermeidung bekannter, durch den Tourismus verursachter oder verstärkter negativer Auswirkungen, wie z.B. Verschandelung der Landschaft, Entfremdung der eigenen Kultur, Prostitution, usw.; Verstärkung der positiven Auswirkungen, wie z.B. das Erfahren fremder Länder und Kulturen, bewußtes, 'angepaßtes' Reisen usw ... « Hei, wie das in den Verordnungsgelenken knackt, das »usw.« und das »z.B.« und das »positiv« und »negativ« und das »verursacht« und das »verstärkt«...

»Landnahes Reisen« und » integrierter Touismus« (was für Schlagwortlöcher auf der alternativen Gedankenstraße ins Reich der sanften Reiserei) empfiehlt er - als ob das je was anderes sein könnte als eine moderne Variante der traditionellen Topfguckerei bei den »Bimbos«. Na ja .

Und erst die »Asienspezialisten« namens »anderes reisen« in 7981 Fronreute. Für die heißt »anderes Reisen«: »Außerhalb der Touristengettos (ja,ja, Warschau und Mallorca) mit der Bevölkerung der Dörfer und kleinen Städte in Kontakt kommen«, ferner »Land und Leute in ihrer Umgebung, in ihrer Familie und bei ihrer Arbeit kennenzulernen« und, schließlich, »den Menschen im Gastland ei nen anderen 'Weißen' vorzustellen, als den gewohnten Touristen«.

Das ist dann doch wohl das Ende der Fahnenstange eurozentristischer Unverschämtheit und, witzigerweise, nur dadurch erträglich, daß die weiße Kundschaft im Prospekt um die Mitteilung gebeten wird, ob sie im Hotel der »Mittelklasse«, der »first Class« oder »Luxus« untergebracht zu werden wünsche.

Selbstverständlich kann sich der Drittweltbummler auch die »Airlines« aussuchen. Da hätte man bei der Ferienfee gerne einen Wunsch frei. Ach schon erfüllt? Danke. Und schon sehen wir, wie eine Reisegruppe aus dem Tschad oder aus Soweto oder Kalkutta bei Kleinbauern im Schwarzwald aufkreuzt, das gleiche Recht auf »interessante Ausflüge abseits der üblichen Touristenwege« nutzend.

Auf furchtbare Weise solide dagegen das Programm des Hamburger Veranstalters »Neues Reisen«, der bei seinen Exkursionen nach Ägypten (»Hochkultur und Klassengesellschaft«), Kreta (»Matriarchat-Minoer-Partisanen«) und London (»Kunst-Kapitalismus-Karl Marx«) dem roten Faden der »materialistischen Geschichtsauffassung« folgt. Der läuft so: »Urgesellschaft, asiatische Produktionsweise, antike Gesellschaftsformation, Feudalismus, Kapitalismus, Kommunismus.« Wer politbewußtseinssüchtig ist, kommt hier nicht auf den Urlaubsturkey: »Fast auf jeder Reise haben wir ein oder mehrere Treffen mit einer fortschrittlichen Organisation, mit einer Gewerkschaft, Partei, Frauengruppe usw.« Nur zu.

Und dann die Versandhäuschen für Wasserentkeimtabletten, Kartuschenkocher, Unterwegs-Tresore, Benzin-Laternen und Thermosflaschen. Und - das Selbstverständigungspapier der Gruppe »Reisefieber«, die setzt sich »kritisch mit dem Phänomen Tourismus auseinander, d.h. mit seiner gesellschaftlichen Entstehungsgeschichte, mit seinem Stellenwert für den

einzelnen und mit den entstehenden ökonomischen Abhängigkeiten.« Seinen oder dessen? Egal: Wie mutig, wie schön.

Wie bergseeklar aber ist«anders reisen« doch, wenn es die gute alte Tante Bourgeoisie betreibt: »Wim de Ruiter von der Arbeitsgemeinschaft Incentive-Reiseveranstalter und Geschäftsführer der De Ruiter Marketing GmbH, Düsseldorf: »Anders reisen - genau das trifft auf Incentive-Reisen zu. Und nicht nur das: Das 'Anders-Sein' ist auch trendmäßig festzustellen... Der Bereich Incentive-Reisen ist stark expansiv, wir haben booming-business.« (500 Millionen im Jahr!)

Was Incentive-Reisen sind? Anreiz-Prämien für die mittleren Angestellten und Außendienstler großer Konzerne. Um diese Typen im Geschirr zu halten, reichen nämlich »Nobeluhren, Video-Anlagen oder diskret überreichte Schecks« nicht mehr aus.

Gefragt ist »das Außergewöhnliche«, oder, wie es der nicht genannt sein wollende Organisationsdirektor eines westdeutschen Versicherungskonzerns sagt: »Incentive-Aktionen mit knisternden Reisezielen sind attraktiv, bieten die besten Möglichkeiten zu Zwischenspurtaktionen und fördern den Direktkontakt und die fachliche Kommunikation zwischen Management und Basis. Sie sind ein Führungsinstrument.« Wohin die Reise geht? »Trekking-Touren durch Nepal, Ausflüge in die Inselwelt Indonesiens, Gala-Dinner in englischen Schlössern, Treffen mit einem prominenten Zeitgenossen. «

Für mich aber bedeutet »anderes Reisen«: Daß der Latzhosen-Heini sich pauschal bei Neckermann nach Teneriffa einklinkt, daß der Friedensfreund zwei Wochen Ferienlager mit der Wiking-Jugend abreißt, daß der Punk endlich sein »Ferien-Bauern-Diplom« im Westerwald macht, daß der Travemünder Surfer sein Brett in Kühlungsborn wassert und - daß die alternativen Reiseveranstalter, Philosophen, Soziologen, Programmatiker, Theoretiker und Skeptiker gründlich von ihrem Tun ausspannen. Meine sommerlichen Rad-Pisten verrate ich natürlich nobody.

Übrigens: William H. Hunt, Boß der »American Society of Travel Agents« sieht im Welttourismus (derzeit 96 Milliarden Dollar Umsatz) im Jahr 2000 »den größten Industriezweig«. Von wegen: Besuchen Sie Europa, solange es noch steht...

Konkret 04/84, S. 80

Eike Geisel

Zwischen den Jahrestagen

1987 ist in Berlin eine 750-Jahr-Feier fällig, die Planungen dafür laufen in beiden Teilen der Stadt wie geölt. Spötter meinen, die 750-Jahr-Feier der Gründung Berlins sei eigentlich eher die 50-Jahr-Feier einer 700-Jahr-Feier, jener, die 1937 stattfand. Eine andere 50-Jahr-Feier liegt gerade hinter uns. Eike Geisel hat die Atempause genutzt, um sich ein paar Gedanken über die Ballsaison zu machen, mit der das Jahrhundert offenbar ausklingen soll

I.

»Wie können wir Deutschland retten, dieses Land, das im Abgrund der Geschichte zu verschwinden droht?«

(Der Filmregisseur Werner Herzog über »eine neue Art von Patriot«, den Schriftsteller Peter Schneider im »Spiegel«)

Im Jubiläumsjahr 1983 kulminierte eine allgemeine Tendenz der Gegenwart, die Tendenz, jede Konfrontation mit der Geschichte zu neutralisieren. Gemeint ist die diffus verbreitete Aufmerksamkeit für alles Vergangene, der Hang zur ziellosen wie intensiven Recherche nach der Welt von gestern. Alle sind auf »Spurensuche«, auf der Suche nach Ursprüngen, Wurzeln und Traditionen, als gälte es, einen Glaubenssatz der ausgestorbenen Bourgeoisie zum Forschungsprogramm zu erheben: »Es hat eine Geschichte gegeben, es gibt keine Geschichte mehr. «

Doch diejenigen, die nun ein Jahr lang nach einer imaginären Dienstvorschrift die Geschichte bewältigt haben - 50 Jahre 33, 500 Jahre Luther, 40 Jahre Stalingrad, 100 Jahre Wagner -, diejenigen, die nach den verschütteten Werten, dem abhanden gekommenen Sinn und der verlorenen Identität in der Vergangenheit gegraben haben, sie rechnen kaum zum Kreis jener, welche die Verhältnisse auf knappe und nicht widerlegbare Formel »no future« bringen. Im Gegenteil, solche Suche wurde, wie die Veranstaltungen zu 193 3 bewiesen, zu einem eigentümlichen Prozeß, in welchem sich Erinnern und Vergessen wechselseitig durchdrangen, um in etwas Neuem aufzugehen, dem Gemeinschaftsgefühl. Die konfessionswütige Neigung, zum Lieblingsthema des Jubeljahres »Alltag im Nationalsozialismus« (Schirmherrschaft: Carstens) etwas beizutragen, der wöchentliche Nazi-Spielfilm im West- und Ostfernsehen, die uferlosen Väter- und Mütterbekenntnisse wie die literarische Rehabilitierung der Eltern durch die Kinder, die echten uninteressanten Memoiren wie die gefälschten - all dies machte den Bildungsurlaub zu einem ganzjährigen Sanatoriumsaufenthalt, von dem jetzt eine ganze Nation genesen zurückkehrt. Wie jeder Bildungsurlaub, so geriet auch dieser bundesweite zu einer kollektiven Plauderstunde, wobei alle alles sagen durften und schon dadurch rehabilitiert waren. Sich selbst bescheinigten die Deutschen damit, was sie zuvor den Juden definitiv überwiesen hatten: die »endgültige Wiedergutmachung«.

II:

»Aber wir können doch deswegen nicht alles Deutsche verdammen. Wir müssen zu einem nationalen Denken kommen. Ich bin gern Deutscher.«

(Dieter Thomas Heck, ZDF)

Der alternative Vergangenheitseifer hatte Berlin zum Rehabilitationszentrum für die beschädigte Identität erkoren. Nach dem Modell der verstaatlichten »zweiten Kultur«, in deren Zentrum nicht der politische Widerspruch, sondern der Förderungsantrag steht, rollte eine ganze Welle von Veranstaltungen und Ausstellungen über Berlin hinweg. »Geschichte zum Anfassen« war die Losung, und fast alles, was den neuen Pfadfindern an historischem Plunder in die Hände fiel, verwandelte sich bei der Berührung in glänzende und passende Einzelteile eines riesigen freigelegten Mosaiks des Widerstandes. Einem distanzierten Betrachter, einem Emigranten etwa, hätte der naheliegende wie absurde Gedanke kommen müssen, daß seine damalige Flucht auf einem Irrtum beruht, daß er fast desertiert ist, daß Berlin nicht die Hauptstadt des Dritten Reichs, sondern ein einziges Widerstandsnest war.

Schon das Veranstaltungsprogramm besaß den Umfang eines Taschenbuchs, und wer alles absolvierte, brauchte zum Jahresende ein neues Bücherregal. Darin wird dann vornehmlich stehen, was man als die enthusiastische Rekonstruktion des Immergleichen bezeichnen könnte, des Alltags, des Geschehens um die Ecke, der Geschichte »unserer Straße« oder »unseres Kiez«, wie es im Alternativjargon heißt. Das von der eigenen Trivialität nicht verschiedene Interesse am »Alltagsgefühl« des Nationalsozialismus verkehrte dabei den Gedanken von der Banalität des Bösen in die Entdeckerfreuden über das Gute der Banalität. Der gerührte Blick aufs Kleine und die große Sympathie - »unser Land« ergänzten sich: 1983 war das Jahr der Wende und des Umschlags von Kritik in Heimatkunde. Als beliebiges Beispiel mag ein Blick auf eine der letzten größeren Fleißarbeiten der Berliner Linken genügen: die Ausstellung »Gleichschaltung der Bilder. Pressefotografie 1930-1936«. Im unvermeidlich umfangreichen Katalog, dessen Verfasser sich beim Berliner Senat

mit einer Standardfloskel der gleichgeschalteten Sprache für die »verwaltungsmäßige Betreuung« bedanken, heißt es: »Wenn man überhaupt noch irgendein Verhältnis zur Identität und Kontinuität wenigstens von Sprache und Kultur, von Land und Ort, von sozialen Gruppen und emanzipatorischen Bestrebungen - wenn schon nicht von Nation und Staat - hat, dann wird man notwendigerweise immer wieder den Schritt hinter die Hitlerzeit zurückmachen müssen ... « Damit ist methodisch die alternative Ehrenrettung der deutschen Geschichte umschrieben. Hinter die Hitlerzeit zurück? Warum nicht gleich bis zu den Bauernkriegen, die beim inneren Beruferaten ebenfalls so beliebt sind. Tradition will man haben, aber nicht was logisch und historisch zu ihr gehört, und dadurch wird die eigene Geschichte zu einem Supermarkt mit Billigangeboten, worin die organisierte Barbarei als preisgebundener Artikel keinen Platz hat.

Adorno hat einmal Tradition lapidar definiert als bestimmte Negation. Von jener bestimmten Negation, die nur im Angriff auf die aktuelle Verdummung der geschichtlichen den Prozeß machen könnte, waren Katalog wie Ausstellung auf ganz staatserhaltende Weise freigeblieben. Dem auf alte Fotografien gerichteten Sammeleifer entspricht die ebenso große Sehnsucht nach einem stimmigen Selbstbild, nach Identität, wie das gefragte gesellschaftliche Sedativ heute heißt. Daß es den Markennamen Lokalpatriotismus trägt und geschichtsmäßig werden möchte, erfährt man aus der Einleitung des Katalogs: » ... zum Schluß war es auch mit der Metropole vorbei. Das hat Berlin - wenn es ehrlich ist - noch immer nicht verwunden. Das darf es nicht verdrängen, wenn es sich nicht gänzlich von sich selbst entfremden und zum geschichtslosen Ort verkommen will«.

Daß es »am Schluß mit der Metropole vorbei war«, kann nur jemand behaupten, der diesen »Schluß« nicht als Befreiung begreift. Vom nämlichen geschichtsklitternden Ungeist sind andere berlinförderungswürdige Bekenntnisse durchtränkt: »Wir haben uns von dieser Ausrottungspolitik noch immer nicht erholt, weil man sich - das muß so hart gesagt werden - von ihr nicht erholen kann«. Das sagt kein davongekommener Jude, sondern – mit Gefühl und Härte - ein deutscher Professor.

III.

»Mit Trauerarbeit ist das ganze Projekt schon verbunden, weil ... man auch dabei merkt, was für Verluste wir dabei haben hinnehmen müssen, wieviel Erfahrungsbereich, Teile von Kultur uns abhanden gekommen sind...«

(aus einem Interview der »taz« anläßlich der Ausstellung »Die Gleichschaltung der Bilder«.)

Tröstlich ist immerhin, daß das Lamento über die Deutschen als Opfer, über Berlin als Sozialfall der Geschichte und als Paria unter den Weltstädten an der politischen Wirklichkeit zerschellt. Berlin hat in diesem Jahrhundert zweimal - weniger als zivilisierte Metropole denn als Hauptquartier zweier deutscher Weltkriege den Befähigungsnachweis erbracht, geschichtlicher Ort zu sein. Ein drittes Mal wird die Welt bestimmt darauf verzichten.

Nicht verzichten hingegen wollen die Linken, es sei denn, auf radikales Denken. Sie haben schon immer aus der Not eine Tugend gemacht, und diesmal soll, wer nicht lesen kann, fühlen dürfen. Die Einfühlung, zum Beispiel durch alte Fotografien, soll - wie es im erwähnten Katalog heißt - dazu verhelfen, »ein Bild von der Vergangenheit zu gewinnen, selbständig und ohne Bevormundung in der Geschichte zu graben und nach Anknüpfungspunkten für eigene Probleme und Hoffnungen zu suchen«.

Der Abschied von der Vernunft, der »Bevormundung« durch Theorie und die Wendung zur Vergangenheit als Buddelkiste sind bereits jene »Anknüpfungspunkte«, nach denen die Suche geht. Darin teilt sich mit, daß nun auch die Linken dem Slogan »Berlin bleibt Berlin« zu einer Wahrheit verhelfen möchten, die jener schon als Drohung immer enthielt.

Der feuilletonistische Vortrupp der Berliner Szene um die Zeitschrift »Ästhetik und Kommunikation« hatte bereits im vergangenen Sommer das neue Leitmotiv linker Vergangenheitsbewältigung intoniert: »Aber in mir, im Düsteren, wartet jemand, und seit langem. Er will heraus mit der Sprache ... « . Seither machen die Linken aus ihrem Herzen keine Dunkelkammer mehr. Das Heft »Deutsche, Juden, Linke« wurde, wie die Herausgeber beabsichtigt hatten, zum Zungenlöser der Saison, zum Adrenalinstoß der Selbstfindung. Der Ring war frei für die ausagierende Selbstdarstellung: In einem »taz«Beitrag über die »Kristallnacht« (9.11.83) jammert ein Autor über die Befindlichkeiten einer gegenwärtigen jungen Dame aus Unna, als habe man ihr die den Juden zugefügten Verbreche angetan. Und einen Tag später konnte man im nämlichen Blatt über »Lust und Glück am Nationalsozialismus« lesen, daß an ihnen »diese verdammte Objektivität« und das »trockene Klassenkampfgefasel« vorbeigingen: »Das Glück muß man sehen im Nationalsozialismus, um zu begreifen, warum so viel akzeptiert und geschluckt wurde, und solange man dieses Glück als Irrationalität verteufelt, wird der Antifaschismus hilflos bleiben«.

Wenn es irgendein »Glück« gibt, das nicht nur als »Irrationalität verteufelt«, sondern bekämpft und für immer unmöglich gemacht werden müßte, dann doch jenes, von dem hier ganz so die Rede ist wie andernorts von Hitlers Autobahnen.

Je mehr sie zu sich selber kommen, um so mehr geraten die linken Heimatforscher außer sich, auch wenn ihnen - vernichtender als jede Kritik es vermag - der SPD-Geschäftsführer Glotz im »Spiegel« bescheinigt, sie seien Linke »der

zur Standhaftigkeit geläuterten Protestgeneration«. Die nächste Ausstellung kommt bestimmt: 1987 gibt es die 750-Jahr-Feier der Stadt Berlin, und dagegen war das verflossene Jubiläum nur ein Probelauf. Schon flicht die Szene ein neues Netzwerk, um wieder gehörig dabei zu sein. Damit man sich auch zwischen den Jahrestagen kräftig gruseln kann, hat eine Initiativgruppe den Titel ihres geplanten Gesamtkunstwerks für 1987 schon jetzt angezeigt: »Mythos Berlin«.

So wird Berlin endlich, wozu es vor 50 Jahren, als es um den »Mythos des 20. Jahrhunderts« ging, nicht gereicht hat: zur Hauptstadt der Bewegung. Den Segen ihres ehemaligen Regierenden Bürgermeisters und kommenden Bundespräsidenten hat sie bereits heute. Mit seinen jüngst publizierten Einsichten »Die deutsche Geschichte geht weiter« hat er ihr auch schon den Namen verliehen.

Konkret 04/84, S. 82

Franz Josef Degenhardt

Nullsummenspiel

Über Anti-Amerikanismus

Nachdem er uns mal wieder verzückt hat, der Magier Wolfgang Pohrt (KONKRET 3/84) - phantastisch, wie er Weiberphantasien mit Anti-Amerikanismus verknüpft und wegzaubert im farbensprühenden Zirkuszelt der freischwebenden Artisten hinter der Schule! -, nun alle marsch zurück ins Klassenzimmer. Thema: die bösen, lieben Amis.

»Deutsche« sagt Pohrt, und so schnurrt auch guttural Marlene Dietrich: »Wir wollen a Führer, jadoch, jajaja, ja. Wir wollen jemand, der uns sagt, was wir machen sollen, nicht wahr? « Und diesen Führer, sagt Pohrt (nicht Marlene Dietrich), haben »wir Deutsche« uns diesmal in US-Amerika ausgesucht. Da die Amis jedoch eine Zeitlang die Führerrolle nicht spielen wollten, sind »wir Deutsche« bös geworden - und das macht den Anti-Amerikanismus. Aber Ronald Reagan und die Friedensbewegung schaffen es, so Zauberer Pohrt, diesen wieder verschwinden zu lassen. Der US-Präsident dadurch, daß er die Führerrolle nunmehr akzeptiert, die Friedensbewegung, indem sie dies und die gesammelten Ressentiments gegen USA offen ausspricht, wodurch die Psychose einer Heilung zugeführt, also alles wieder okay wird, vasallentreu - wie im ersten kalten Krieg.

No, man.

Wer und was immer »wir Deutsche« sein mögen, ich und die meisten »Linken« jedenfalls, bei denen die Psychose »Anti-Amerikanismus« diagnostiziert, ihre baldige Heilung in Aussicht gestellt wird, wir haben, und das sollten wir jetzt mal politisch und nicht tiefenpsychologisch nehmen, keine Lust auf »Unterwerfung unter einen möglichst starken, mächtigen und despotischen Herren«, wie Pohrt behauptet. Wer in Gewerkschaften, »linken« Parteien und Organisationen mitarbeitet, merkt das bald, so wie der führungsgewohnte General Bastian. Ich vermute sogar, daß, weit über die »Linke« hinaus, beim Gutteil von »uns Deutschen« offen demonstrierte Führerschaft nicht mehr ankommt. Warum sonst verkaufen sich unsere Politprofis so liebenswürdig kollegial? So bar jeglichen Herrschaftswillens, nur dem demokratischen Zusammenspiel verpflichtet? So genscherisch? Warum mag niemand den Strauß mehr? Diese Verkaufstour übrigens ist auch US-Import. Nur sind die schon wieder weiter. Einen professionellen Schauspieler auf der politischen Vorderbühne die Show abziehen zu lassen, während man sich in der Regie ernsteren Dingen widmet, das ist dem heutigen Produktionsniveau angepaßte Arbeitsteilung. Bei uns gibt's noch bißchen Schmierentheater: Da müssen sie immer noch beides tun, die Politprofis, vorm Publikum singen und tanzen und hinter der Bühne dealen.

Nein, es sind keine Projektionen von Führerphantasien auf das ungeeignete Objekt USA, wodurch Anti-Amerikanismus entsteht. Und der löst sich auch nicht in Wohlgefallen auf, wenn die Amis, von der Friedensbewegung kontrapunktisch begleitet, wieder wirklich führen. (Dann wäre er ja längst verschwunden, der Anti-Amerikanismus, bei diesem Rüstungsbudget und bei diesen begleitenden Ami-go-home-Gesängen der Friedensbewegung.) Anti-Amerikanismus bei uns - und es gibt ihn wirklich und auch unter »Linken« - ist viel eher das Produkt von Verdrängung, die sein Freudschen Abwehrmechanismus, der funktioniert, indem man Bedrohlichem den Zugang zum Bewußtsein versperrt. Konkret und in der Sprache dogmatischer Kopfwichser: daß man über die Gründe für die Bedrohung durch die Politik der US-amerikanischen Bourgeoisie und heute ihres aggressivsten Teils, des Finanz- und Rüstungskapitals, nicht nachdenken mag, weil das zu schmerzhaften Konsequenzen führen könnte. Diese Politik nämlich beschert uns einerseits durch militärisch abgesicherte Garantie die neo- und postkolonialen Extraprofite, damit den herrlichen Überfluß im Lande und das wunderschöne »farbensprühende Karussell« (Piwitt), auf dem wir jauchzend alle so gerne fahren, andererseits aber (das heißt, wenn das mit der Garantie nicht mehr so recht funktionieren will) den endgültigen und totalen *Zusammenbruch,* der 45 ausgeblieben ist. Wer mag schon gerne daran denken, daß er in solchem brutalen Nullsummenspiel mitspielt? Aber wie das nun mal ist - die Gedanken kommen doch, wollen sich im Kopf versammeln. Und je öfter das geschieht, umso unwilliger wird man. Haß und Wut stellen sich in einem ein, ungestraft passiert ja nichts in den bodenlosen Tiefen der Psyche, Haß und Wut entweder auf sich selbst (Zynismus ist ein Ausweg) oder auf »uns Deutsche« oder auf den »wahren Schuldigen« - und davon gibt es gleich zwei: Der eine ist der Russe, abstrakter der Bolschewismus. Wenn's den nicht gäbe, dann wäre man gar nicht erst in die Bredouille gekommen. Außerdem ist er alterprobtes Haßobjekt. Auch »linke« Söhne und Töchter - nach angemessener Zeit von Reue und Leid und Väterverarbeitung - haben ja den Anti-Bolschewismus wieder in sich aufgenommen, sozusagen geläutert, ohne die rassistische Komponente ihrer Väter und Mütter, mehr so als »Anti-Totalitarismus«. Das andere Wutobjekt ist der Ami, Vertreter der anderen »Supermacht«, abstrakt der Amerikanismus. Das ist übrigens auch nicht neu. Ich hab noch in der Schule gelernt, daß unsere Feinde nicht nur die bolschewistischen Untermenschen sind, sondern auch die verjudeten. Wallstreet-Plutokraten, Nigger und Chicago-Gangster.

So werden Anti-Kommunismus und Anti-Amerikanismus zwei Seiten derselben Medaille »pour le Verdrängung«.

Einige schlaue Medaillenträger auf der »Linken« haben sich aber einen fabelhaften Ausweg aus dem Dilemma ausgedacht: ein neutrales Gesamtdeutschland, marktwirtschaftlich und trotzdem ein bißchen sozialistisch, vielleicht nicht mehr so voll herrlichen Überflusses, jedoch immer noch saust da das farbensprühende Karussell herum, und gibt es überall die vielen, vielen bunten Smarties. So könnten wir mal davonkommen, wie 45, weiterleben im juste milieu ad infinitum.

Schön wär's ja. Inzwischen aber ist die Einbindung der Bundesrepublik in das global-strategische Angriffs-Konzept des Pentagon fast perfekt, werden mehr US-Raketen bei uns und, noch näher an die Sowjetunion heran, in die Türkei disloziert, »verwirren US-Vertreter die Europäer« (so heute die Frankfurter Rundschau), weil die ihnen eröffnet haben, daß das Pentagon an einem System aus boden- und weltraumgestützten Lazer- und Partikelstrahlen-Waf fen arbeitet, um noch schneller den Erstschlag führen, den ersten Schritt zur letzten Mobilmachung tun zu können.

Solche Lageeinschätzung hat überhaupt nichts zu tun mit Anti-Amerikanismus. Sie evoziert nur die verdrängte alte Frage »Wer - wen?«. Die Klassenfrage also. Und vielleicht die Antwort der »Linken« in unserem Land darauf.

Konkret 04/84, S. 84

Sabine Bredy

Plattentips

Den Himmel in den verspiegelten Glasern seiner unvermeidlichen Sonnenbrille, dafür die, Hölle im Gemüt und die ewige Stadt New York auf dem Herzen, so lehnt er mit dem Rücken zur Wand auf dem Cover: John Cale, einst Bassist der legendären Heroin-Heroenkapelle »The Velvet Underground« und dort auch Bratschen- sowie Gegenspieler von Junk-Kokotte Lou Reed, schert sich seit Äonen nicht um Wellen, Moden und Marotten - und dafür genauso ignoriert vom Hitparadenpublikum der Weit. Sänger/Autor/Produzent Cale ist kein knalliger Teenie-Bonbon, sondern unverbesserlicher Literat und Leidender. Cale klagt, fragt und beschwört ' ist hungrig, durstig, verrückt noch Liebe, noch einer »Suicide Sue«, Cale kann übers Wasser wandeln und ist doch verloren, Cale ist Kult. Sein jüngstes Album **»Caribbean Sunset«:** ist noch lange nicht Untergang dieses Popstars in Camouflage - Großstadtgreuel und Rock-Vierviertel, Klavierkaskaden, Liebesepen und Beiruts Bomben werden unter seinem Brennglas zu zeitloser Universalmusik. (Island/Ariola)

Die Liebe ist längst tot in Metropolis, Pärchen strahlen nicht vor Freude, sondern wegen der Radioaktivität, alles ist öd, kalt und leer bis auf einen »donnernden Strom mörderischer Gedanken«: die Britin Anne Clark ist eine Untergangs-Romantikerin. »Man muß nicht schlafen, um Alptraumbilder sehen zu können«, weiß die Tagträumerin, verzichtet daher aufs Singen und artikuliert ihre unguten Gegenwarts- und Zukunftsvisionen lieber in Form gesprochener Worte: **»Changing Places«** ist eine Dichterlesung mit Musik. Vom Dämon gequält wie einst Lord Byron, verbreitet die lyrische Anne in bestem Shakespeareschen Heavy-Rhythmus in vielen Versen Endzeit-Laune. »Poem for a Nuclear Romance«, »The Last Emotion« oder auch »Pandoras Box« heißen ihre Depresso-Sonette, und fast möchte man die traurige Kassandra mitsamt ihrem Oeuvre zum Teufel wünschen - wäre da nicht ihr anrührende, zornige Stimme. So gehen die vorgetragenen Widrigkeiten prompt unter die Haut. Dazu zirpen dezente Synthesizer, perlt elegant das Piano, eine melancholische Gitarre weht hier und da, verloren pluckert die Rhythmusmaschine. Schön wie ein Chirico-Szenario (Red Flame/Virgin).

Die Rache der Erinnerung.- Daß bildende Künstler oft einen Hang zur Musik , aber nicht unbedingt zur Musikalität haben, belegte zweifelsfrei schon Joseph Beuys, der als Sänger einer Hippiekapelle in bester Absicht »Sonne statt Reagan« forderte und doch den Ton nicht traf. Jetzt singen und spielen auch noch die Jungen Wilden: Jörg Immendorf, Martin Kippenberger, Markus und Albert Oehlen, Werner Büttner und A.R. Penck produzierten das kakaphonische Album **»Die Rache der Erinnerung«** und scheuten vor keinem Musikinstrument zurück. Nicht genial, aber dilettantisch interpretieren sie da - jeder darf mal singen - an Rock- und Pophits wie etwa »Sympathy for the Devil« oder Michael Jacksons »Beat it« herum. Wahrscheinlich wollten sie nur Spaß. Doch ist das Werk statt zur göttlichen Komödie mehr zur kleinen Katzenmusik geraten. Greulich tönt's, wenn die Maler den Blues haben, bronchitischen Muezzinen gleich, schwummrig wird dem Hörer, wenn der Rhythmus schlurft und taumelt, die gefolterte Klampfe nörgelt. Über allem dräut ewiger Stimmbruch, ein Sound, wie Kater Mikesch und die Augsburger Puppenkiste ihn schlimmer nicht hinkriegen könnte. Absicht hin, Persiflage her - der Lärm ist unerträglich. Auf daß einem auch das Sehen noch vergehe, lassen sich die Herren in der LP-Beilage großformatig als drolle Sauna-Frösche abbilden. Waren sie doch bei ihren Pinseln geblieben. (ZickZack).

Als »Gun Club«taten sich vier Amerikaner zusammen, um mit Titeln wie »Going down the Red River«, »Railroad Bill« oder »Seven Miles with the Devil« ihre Ansicht vom guten alten Wilden Westen zu verifizieren. Doch schlagen die Boys vom Knarrenverein rauhere Töne an als es Johnny Cash und seinen Nashviller Kollegen lieb sein mag. **»The Birth the Death The Ghost«** heißt das erdige Live-Album, musikalisch ein bizarrer Bastard aus Country & Western, Rock-A-Billy und Punk. Nur schade, daß der Spaß klingt wie in der Tiefgarage aufgenommen - dafür entschädigt das Cover, das in der Prinzhorn-Sammlung nicht unangenehm auffallen würde. (ABC).

Konkret 04/84, S. 84

Notizen

Geistiger Vater

Ein oft unterschätztes Berufsrisiko der Lehrer besteht darin, durch den hauptberuflichen Umgang mit stets in erdrückender Mehrheit befindlichen Kindern selber kindisch zu werden. Wenn Studienräte eine Reise machen, haben sie es deshalb gern, daß einer sie an die Hand nimmt, den sie gut zu kennen glauben. Die »Zeit« hat dem Bedürfnis ihrer Leserschaft zu entsprechen versucht durch Reisetips in der Art »Mit Goethe durch Italien«, »Mit Karl May durch die Wüste«, »Mit Fontane durch den Sand«.

Diesmal wurde ein Thriller-Trip angeboten: »Spurensicherung in San Francisco. Ein Bummel durch die Stadt mit dem 'Malteserfalken' in der Hand. « Wir lesen: »Sam Spades bekanntester Fall wurde zu einem der berühmtesten Filme der 'Schwarzen Serie', und Humphrey Bogart war Spade, so wie ihn sich sein geistiger Vater Dashiell Hammett vorgestellt hatte: groß, schlank ... «

Mag sein, daß Hammett sich Spade so vorgestellt hat, beschrieben hat er ihn jedenfalls anders: »Die stark abfallenden runden Schultern verliehen seinem Körper ein fast kegelförmiges Aussehen - so breit wie dick - und bewirkten, daß sein frisch gebügeltes graues Jackett nicht besonders gut saß... Die rundliche Glätte seiner Arme, Beine und seines Rumpfes, die abfallenden, massigen runden Schultern, gaben ihm das Aussehen eines Bären; eines rasierten Bären allerdings: seine Brust war unbeharrt, seine Haut weich und rosig wie die eines Kindes.« Bogart, wie er leibt und lebt. Noch hinzuzufügen: Spades »bekanntester Fall«, von dem die »Zeit« spricht, war zugleich der einzige, der von ihm überhaupt bekannt geworden ist.

W.P.

Üb‘ immer Treu` und Redlichkeit

Der Laie weiß, daß die Brötchen schmecken sollen, der Fachmann weiß, wie man sie backt. Der ambitionierte Amateur hingegen kennt im Unterschied zu beiden vor allem die Schwierigkeiten. Er weiß, wie leicht ein Teig verpfuscht ist. Bedrückt vom Wissen um die Tücke des Objekts sucht er Leidensgefährten, die das Leben so schwer nehmen wie er. Und dies ist der Grund, warum Hobbyfotografen und Kleintierzüchter sich in Vereinen zusammenschließen, deren oberster Zweck wechselseitige Bewunderung und Schonung ist. Hier läuft keiner schreiend davon, wenn der Liebhaberfotograf wieder den Diaprojektor zückt, sondern unter Gleichgesinnten, die dasselbe wollen wie er und es auch nicht können, findet der Fotograf Nachsicht, Verständnis.

Auf Nachsicht und Verständnis sind auch die deutschen Schriftsteller der Gegenwart angewiesen, und dies erklärt ihren Hang zur Vereinsmeierei, ihr Interesse daran, möglichst unter sich zu bleiben. Beim »Autorentreff«, einer literarischen Kleintierschau gewissermaßen, verbieten sich bohrende Fragen und beißende Kritik von selbst. Keiner der Anwesenden - alles Autoren - hat je ein spannendes Buch geschrieben, allen gemeinsam ist die Weigerung, irgendeinen Text sterbenslangweilig zu finden, und jeder schenkt dem anderen soviel Geduld, wie er von ihm verlangen muß.

Wenn man sich eine Vorstellung vom Maß der aufzubringenden Geduld verschaffen will, empfiehlt es sich, einen Text von Jürgen Fuchs zu lesen, den die »FR« unter dem Titel »Kunst und Kompromiß« am 6. März druckte. Er wurde beim »Berliner Autorentreff« vorgelesen und trägt das Prädikat »autobiographisch«.

Damit sind schon die Schwierigkeiten umrissen, vor denen Jürgen Fuchs bei der Abfassung des Textes gestanden hat: Im Leben eines Schriftstellers, zumal eines deutschen, passiert nicht viel, was eine breitere Öffentlichkeit interessieren könnte. Die Ergebnisse einer im Sitzen ausgeübten Tätigkeit können spannend sein j die Tätigkeit selbst ist es nie, jedenfalls nicht für andere. Jürgen Fuchs hat sich deshalb eines konstruktiven Kunstgriffs bedienen müssen, um einerseits seinen eigenen Lebenslauf (von einer Biographie kann man schon lange nicht mehr sprechen) zu entbanalisieren und andererseits gleichzeitig die Figur des Schriftstellers allgemein zu heroisieren. Tragendes Element der Fuchsschen Konstruktion dürfte folgende Stelle bei Adorno sein: »Tatsächlich duldet die Kunst keine Approximationswerte... Kein Kontinuum führt vom Schlechten über das Mittlere zum Guten; was nicht gelungen ist, ist immer schon schlecht... Kunst, nach Hegels Satz die Erscheinung von Wahrheit, ist objektiv intolerant, auch gegen den gesellschaftlich diktierten Pluralismus friedlich nebeneinander bestehender Sphären.« Als Rohmaterial nicht übel, nur etwas trocken, wird der Werbetexter an dieser Stelle gedacht haben. Also hat er den Gedanken mit einem kräftigen Schuß Herzblut gewürzt und ihn dann in die Sprache gekleidet, die ein neudeutscher Schriftsteller für Poesie hält: »In der sozialen Welt muß es Kompromisse geben« - verstohlener Seitenblick auf Genscher und Zimmermann, die beifällig nicken -, »dort sind sie lebensnotwendig. In der Welt

der Kunst, der Literatur nicht. Dort sind sie lebensgefährlich, tödlich. Wir müssen weit gehen und keine Rücksicht nehmen.«

Kompromisse in der Kunst können sterbenslangweilig sein, für den Ruf des Künstlers sind sie vielleicht tödlich, er selbst wird in der Regel überleben wie das Publikum, welches nicht so empfindlich ist, daß es wegen eim langweiligen Schmökers gleich eingeht. Geschickt unterschlägt Fuchs diesen nüchternen Sachverhalt und erweckt stattdessen den Eindruck, die Tätigkeit des Künstlers sei lebensgefährlich und bedeute Todesnähe. Der Künstler ist damit, durch das hohe Berufsrisiko, zum Helden geworden, und nun kann Fuchs einen Schwank aus seinem Leben zum besten geben.

Aus der Verpflichtung, kompromißlos richtige Kunst zu machen, ist nämlich in Fuchsens Umformulierung die wesentlich einfacher zu erfüllende Verpflichtung geworden, eine bestimmte Haltung einzunehmen. Adornos Forderung nach ästhetischer Radikalität verkehrt sich dabei zur Spießerdevise, frei nach Schiller und Luther (»hier steh ich, ich kann nicht anders«), stets Treu' und Redlichkeit zu oben und überall brav die Wahrheit zu sagen, auch auf dem Polizeirevier. Fuchs berichtet: »Als ich bei der politischen Polizei saß, verteidigte ich mich. Ich sagte, daß ich nur die Wahrheit geschrieben hätte, und daß das meine Aufgabe sei als Schriftsteller.« Sauertöpfisch, und offensichtlich gekränkt darüber, daß die Beamten nicht gleich vor Ehrfurcht erblaßten, fährt Fuchs fort: »Da haben sie gelacht und ihre Akten geöffnet. 'Die Wahrheit' hat sie daran nicht gehindert, dieser Wert nicht.«

Ein Schriftsteller, der Brechts listige Strategie vor dem »Ausschuß für unamerikanische Aktivitäten« kennen müßte, kann sich bei der Polizei dämlicher aufführen als jeder kleine Ganove nur dann, wenn er handfeste Gründe hat, sich so dämlich benehmen zu wollen. Es gibt zahlreiche Gründe dafür, aus einem Land abgeschoben werden zu wollen, welches man nicht verlassen kann. Der erste und wichtigste Grund ist das Verbot, die Einschränkung der Freizügigkeit selbst. Es besteht darüber hinaus keine Pflicht für den einzelnen, sein Verbleiben an einem Ort oder das Verlassen desselben in der Öffentlichkeit rechtfertigen zu müssen. Nur soll er sich nicht wie Fuchs auf die »Autonomie des Künstlers« herausreden, die es im Unterschied zur Autonomie der Kunst nie gegeben hat. Er soll nicht von einer »Extremsituation« sprechen, wenn ihn die Polizei schikaniert hat. Er soll Bücher schreiben oder es bleiben lassen, statt die Öffentlichkeit mit phantasielosen Heldenepen über sein eigenes Leben anzuöden, die zu durchsichtig sind, um überzeugen zu können, und die außerdem vor Selbstmitleid triefen. Fuchs schreibt über die Pflichten - des Schriftstellers, dieser müsse »vor allem bei sich selber bleiben, sein Ich, seine Identität bewahren«; er müsse »wach bleiben, gesprächsbereit, kritisch, vor allem gegenüber sich selbst«; auf keinen Fall dürfte er »im 'Anti' ersticken«. Schriftstellerischer Mut, wie Fuchs ihn begreift, scheint vor allem darin zu bestehen, es allen recht machen zu wollen und dabei vor keiner Plattitüde zurückzuschrecken.

W.P.

Freunde in der Not

Die Erkenntnis stammt wieder mal von Karl Kraus: wo der Einfall für einen Aphorismus nicht reicht, langt's halt bloß zum Roman. Also Raddatz. Dessen Erstling »Kuhauge« geriet freilich so blöde, daß nicht einmal die vom Verweser des »Zeit«-Feuilletons abhängigen Kritiker sich ein Lob getrauten. Nur Zwerenz, der nichts mehr zu verlieren hat, nahm das »Stern«-Honorar mit und plantschte so kräftig durch Raddatzens Sprachpfützen, daß die zwei lebenden Großromanciers stellvertretend tätig werden mußten. H. Böll geißelte mit einiger Routine den Zwerenz-Text in einem Leserbrief an den »Stern« als »infam niederträchtig«, vermied es jedoch sorgfältig, auch nur ein eigenes gutes Wort über den Raddatz-Roman zu sagen (man muß ja auch an die Gesammelten Werke denken, und ein Lob, das heute nutzbringend wäre, könnte später wider die Zurechnungsfähigkeit des Autors verwandt werden, gell?). Aber Raddatz ist bescheiden und holte den Ehrenvetter sofort zu einem tollen Interview über die »Heilbronner Erklärung« in der »Zeit«. G. Grass, ein bißchen pfiffiger als die rheinische Unfrohnatur, ließ Raddatz erst mit einem tollen Interview über die »Heilbronner Erklärung« in Vorlage treten, bevor er seinem Redakteur, ebenfalls per Leserbrief im »Stern«, zu Hilfe kam- »Was Zwerenz über das Buch 'Kuhauge' und seinen Autor schreibt, hat wenig mit Literaturkritik zu tun. Vielmehr wird die Absicht deutlich, ihn zu diffamieren. Ute Grass, Wewelsfleth.« Die Briefe der Dichterfrauen kommen gewöhnlich überhaupt nicht in die Gesamtausgabe.

M.S.

Ja Stammheim, aber Bautzen

Das Ministerium für Innerdeutsche Beziehungen finanziert Schriftsteller auf Reisen durch bundesdeutsche Schulen.

Zum Beispiel ist eine Schriftstellerin namens Julika Oldenburg, geboren 1940 in Hinterpommern, zu Gast in einem Göttinger Gymnasium und berichtet über die Flucht der Familie 1945 nach Mitteldeutschland und daß der Vater, ehemaliger Berufsoffizier, dort zur Bildung einer neuen Polizeitruppe herangezogen, jedoch schon bald wegen Befehlsverweigerung inhaftiert worden sei. Ihm und der Familie sei 1949 - unter Mitnahme von Geheimdokumenten - die Flucht nach Westdeutschland gelungen. Sie - die Schriftstellerin - sei dann während eines Berlinaufenthalts 1958 von

Staatssicherheitsorganen der DDR entführt und in einem geheimen politischen Prozeß zu sechs Jahren Haft verurteilt worden. Der Bundesregierung sei es gelungen, sie nach fünf Jahren Haft (in Bautzen) freizukaufen.

Die Autorin diskutiert mit Schülern. Sie liest auch ein bißchen vor. Sie erklärt: »Ich wünsche mir in der DDR freie Wahlen, dann wäre die Diktatur dort bald beendet.« Der Kommunismus als Gesellschaftssystem könne sich »trotz guter theoretischer Ansätze nicht durchsetzen, da er in der Durchführung a-biologisch« sei. Sie habe als Schöffin in Stuttgart gearbeitet (»arbeitet« man als Schöffe?) und dabei auch Gelegenheit gehabt, das Hochsicherheitsgefängnis Stammheim zu besuchen. Im Vergleich zu Bautzen sei das »eine Pension, in der ich gerne 15 Jahre absitzen würde; bei gutem Essen hätte ich dort genug Muße, weitere Bücher zu schreiben.« Das bislang einzige Buch von Julika Oldenburg »... über alles in der Welt« ist 1981 bei Langen-Müller erschienen. Ein Autor namens Dieter Borkowski, mit dem sie auch schon mal eine Gemeinschaftslesung macht, schreibt dazu im »Deutschland-Magazin«: »Das im Krieg geborene Mädchen hört aufmerksam zu, beobachtet das Leben auf den Gütern des östlichen Preußen, nimmt die Qual und Not vieler Menschen hellen Auges wahr, die 1945 vor der heranbrandenden Woge Asiens fliehen müssen.« Ferner: »Von der Altmark wechselt der Schauplatz des Romans in die Idylle Hessens, später von West-Berlin nach Ost-Berlin, vom amerikanischen Camp in das Spionagezentrum der Sowjets, nach Karlshorst. Unerhört fesselnd die Geschichte der Doppelagentin Jana... In der Zeitschrift »Menschen rechte« der »Internationaler Gesellschaft für Menschenrechte« in Frankfurt am Main wird der »bewußt gesamtdeutsche Aspekt« des Romans hervorgehoben, dessen eine Hauptperson, Juliane, sich im Milieu der, ost-westlichen Geheimdienste verstricke. Julika Oldenburg: »Mir kann man mit einem goldenen fünfzackigen Stern keinen Sand in die Augen streuen«

Wolfgang Bittner

Zitat

»Ich bin für den liberalen Kommunismus. Die Rechte hat vielleicht kein Programm, aber sie versteht sich aufs Geschäft. «

Yves Montand

Konkret 04/84, S. 92

Elisabeth Plessen

Kino im April
Erotische Hetzpartie

Visconti, Losey, Brook hatten abgelehnt. Volker Schlöndorff konnte einfach nicht nein sagen . Er hat den Roman-Teil Eine Liebe von Swann auf ein paar Episoden zurückgestutzt und Proust-Liebhaber gründlich verwirrt

Bislang war's deutsche Spezialität, Meisterwerke der eigenen Literatur auf Nullachtfünfzehn-Geschmack herunterzudrehen. Ich denke an die »Zauberberg«-Verfilmung von Geissendörfer, den »Faustus« von Seitz. Zu lesen, scheint's - und wie vermessen! -, braucht man dann die Bücher nicht mehr: Thomas Mann instant. Alte Weisheit ist es auch, nicht nur unter Literaten, die ihr Terrain verteidigen, daß aus einem erstklassigen Roman nur ein zweitklassiger oder minderwertiger Film entstehen, im umgekehrten Falle, der Film geglückter und mehr sein könnte als die literarische Vorlage.

Verständlich der Ehrgeiz guter Filmregisseure, sich an die Brocken zu machen, hin und wieder gelingt ihnen Kongeniales - Viscontis »Leopard« wäre dafür ein Beispiel. Was geschieht aber, wenn sich einer an Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« heranmacht. Ich errichte mit dieser ängstlichen Frage Proust keinen Tempel, stelle mir vor, was möglich und angemessen sein könnte in der optischen Übertragung.

Volker Schlöndorff, dessen letzte große Romanvorlage die »Blechtrommel« war, hat nun »Eine Liebe von Swann« - verfilmt. Ein Unterfangen mit schwindelerregendem Anspruch. Die Kunst, hohe Berge zu besteigen in einem verzweifelt unwegsamen Terrain... konnte, kann das glücken? Das Geraune und Gemunkel in der internationalen Presse - o ja, man war gespannt, vielleicht auch hämisch - über die Begleitumstände noch vor, dann während der Dreharbeiten, schürte die Erwartungen. Ausgefallenes, Lustiges und Sinnliches mochte man sich denken, und ich hätte mir gewünscht, daß man einen Film über dieses tragende Nebenbei der unzähligen Stars und Statisten gedreht hätte, dem »work in progress« ,der Pilgerfahrt zu Prousts Memorial.

Nun ist das Produkt da. Ein Teilstück aus einem Riesenwerk, das unter den oberen Zehntausend spielt, einem internationalen Massenpublikum, mundgedreht und schmackhaft gemacht. Woher kommt der Glaube, daß man stark versimpeln müsse, um Millionen im Kino zu erreichen, beziehungsweise ihnen gerecht zu werden. Diesmal habe ich mich geweigert, die literarische Vorlage zu vergessen, die ich liebe und viele Male gelesen habe. Bisher tat ich's - aber diese Haltung einzunehmen, ist so einfach, sie ist die übliche, abgefackte, angepaßte, enttäuschte, zynische, wie man will. Enttäuscht bin ich aus der »Blechtrommel« gegangen, wütend aus dem »Zauberberg«, habe getrennt, hübsch wie Aschenbrödel ihre Erbsen.

Illustre Namen: Jeremy Irons, Ornella Muti, Alain Delon, selbst wenn er, wie das Gerücht läuft, dem Regisseur vom Produzenten Gaumont oktroyiert worden ist, acht Millionen Produktionskapital... Ich war skeptisch, aber für so borniert oder festgelegt halte ich mich nicht, als daß ich in Anbetracht des Objekts nicht mein Vorurteil zurücknehmen oder revidieren könnte. Wer hätte es besser gekonnt, Losey, Visconti, wen hätte ich mir an Schlöndorffs Stelle gewünscht, fragte ich mich, als ich die Vorführung verließ.

Swann. Eine Liebe von Swann. Im Roman eröffnet die Figur eine Welt. Im Film ist sie heruntergeputzt auf ein paar rudimentäre Episoden, die das Ritual der Wiederholung im Roman - seinen epischen, auch manieristischen Atem - ins Einmalige, Eindeutige, damit furchtbar Banale und Spießige an Ort und Stelle nageln. Der Puls, der Atem des Buches sind fort, auch die Poesie, die Distanz der Betrachtung, auch die Irritation, die im Ritual riegt. Aus Schwingungen, auch Seelenschwingungen, wird fotografisch geschleckter Naturalismus. Alles stimmt sozusagen auch auf dieser flüchtigen, übereilten Jagd nach der Frau, ist perfekt und logisch, deswegen ohne Brüchigkeit und Infektion.

Und diese Frau, dargestellt von Ornella Muti, heißt seltsamerweise immer noch Odette. Eine ausdruckslose Odette ist es, ohne hinterhältigen erotischen Spielwitz, ohne Raffinement, bar auch jeder aufreizenden Zwischentöne, nicht die Frau mit welkenden Reizen, unangekränkelt von ihrer Lage, daß sie sich aushalten läßt, sie hat kaum Geheimnis, diese Odette, ist ein schöner, in schöne Kleider gesteckter Gegenstand, die einen Mann wie Prousts Swann in einer eifersüchtigen Liebe, auch masochistischen Schmähung nicht an den Rand des Verstandes treiben kann.

Fehlbesetzt? Wär die Frage, was ein Regisseur aus einem Schauspieler/ einer Schauspielerin machen kann? Ich erinnere Ornella Muti aus Ferreris »Ganz normal verrückt«. Dort spielte sie ein wildes, junges, exzentrisches Mädchen, das aggressiv und sexy war, heutig. Nun mag man sagen; kein Vergleich. Sicher, aber zur »Proustification« der Odette hat mir die Muti keinen Schlüssel geliefert. Von kindischer Gefühllosigkeit, mit üppigen Brüsten, unfaßbar, als wäre sie von nichts zu erreichen. Meine Erinnerung an den Roman flüstert mir da ganz anderes ein.

Und Swann, auch er ist gestutzt. Nichts im Film vom Snob, Salonlöwen, der sich genauso sicher im Faubourg St. Germain bewegt, wie er in höchsten Regierungskreisen verkehrt, nichts vom versiert gelangweilten Galant-Charmeur. Für den

Kunstkenner und Sammler bildet nur das Dekor das Etui, aber es bleibt unverbunden mit der Person, als wäre es nicht auch Fleisch und Blut seiner Biograf ie.

Ich habe Jeremy Irons, der Swann spielt, zuletzt in der vielfolgigen Verfilmung von Evelyn Waughs »Wiedersehen mit Brideshead« gesehen. Dort strahlte er eine Souveränität und »sophistication« aus, Ruhe, Scheu, Reserviertheit, Gescheitheit, Leiden, alles in einem - die Begabung eines Schauspielers (und die seines Regisseurs), dem Augenblick soviel sinnliche Vieldeutigkeit des Humanen wie nur möglich zu geben. Auch dieser Film strotzt von Stars: John Guielgud, Laurence Olivier, Stephane Odrant etc., aber das Interesse lag auf ihrer Menschlichkeit - in ihrer Privatheit und Individualität, nirgendwo der Gedanke, daß sie Karikaturen oder Parodien auf die Gesellschaft und Zeit wären, in der sie lebten und die sie darstellen sollten.

Ähnliches hätte ich mir für eine Proust-Verfilmung gewünscht: daß ich in Ruhe gelassen wäre und aus einer teilnehmenden Distanz mir, unbevormundet, mein eigenes Urteil bilden dürfte. Aber hier herrscht deftiger, nahester Zugriff, die Bemühung um action! action! ist da, der Verkäuflichkeit und Breitenwirkung des Filmes halber, mag sein, nur: dies in einem Werk (Proust), das ja nun kaum Handlung, sondern Situationen schildert, mögen sie noch so extrem neurotisch sein, die ins epische Uferlose auslaufen.

Und was hat Jeremy Irons mit Ornella Muti zu tun? Ich hatte nicht den Eindruck, daß beide in der erotischen Hetzpartie, die sie darstellen sollten, viel miteinander anfangen konnten. Lag's am Dialog, der peinlich unbeholfen war? In »Brideshead« trug der gescheite, ausgeteilte Dialog von John Mortimer den Film, der Intellekt, das Gespür für Spannung hinter den Bildern.

Kalter Blick und kaltes Feuer. Der Blick schaffte Attrappen. Sicher, Schlöndorff wollte es so. Die hochnoble Gesellschaft, die sich zur Konzertmatinee bei den Guermantes eingefunden hat: pfauenhafte Mumien. Der Kreis der Verdurins: spießgeselliger Mief. Der derbe Witz geht so weit, Mme. Verdurin während eines Dinners nach einem Besuch der Opera Comique sich den Kiefer ausrenken zu lassen. Cottard, der Arzt des »kleinen Kreises«, renkt ihn vor aller Augen gleich wieder ein. Späße!

Die seelische Verödung, an der Prousts Swann leidet, wird im Film nur einmal merkbar: halb abgewandt, drauf und dran, den Konzertabend bei den Guermantes zu verlassen, steht Swann auf der Türschwelle, da überfällt ihn »seine Welt« in ihrer ganzen Wucht und leidenschaftlichen Verzweiflung - die Musik wie seine innere Stimme, zum Klingen gebracht von der ersten Geige eines Streichsextetts mit Harfe, das Henze für den Film geschrieben hat. Wie ein Kontrapunkt, unerbittlicher Zurückruf und Widerspruch wirkt diese Stimme zu der banalen Geschichte, die erzählt wird - dennoch, sie ist zu schwach, der Film verfolgt sie nicht.

Exquisit, nahezu eine überbordende Augenweide die Details des Dekors. Was sich da alles zusammen hat finden lassen! Manchmal glaubte ich, Schlöndorffs Nachruf auf eine untergegangene Gesellschaftsklasse und ihre Lebensart habe sich an solcher Hintergrundausstaffierung am liebsten und meisten delektiert.

Noch ein letztes Wort zu Alain Delon, der Baron de Charlus oder Memée darstellt. Seine Maske ähnelt tatsächlich der Robert de Montesquois, Prousts Vorbild für die Figur. Seltsamerweise wirkt Delon - ein Herr in mittleren Jahren mit Rouge auf den Wangen, schwarzem Schnurrbart und Stöckchen - eher wie ein heiterer, gut aufgelegter Zirkus- oder Operettendirektor. Der Decadent? Man sucht ihn vergebens. Plumpe ironische Anspielungen auf seine Homosexualität machen Charlus auch nicht glaubhafter. Trotzdem ist es Delon, der, in den Reigen der anderen uneingepaßt, in der Erinnerung als die einzig erfrischende, lebendige Person zurückbleibt. Delon verkleidet, heutig, der durch ein Mausoleum geht.

Ich merke, daß ich kaum ein gutes Haar an diesem Film von Volker Schlöndorff lasse. Man bleibt so unzufrieden, fängt an, sich grundsätzliche Fragen über das große Geld und Stars in Mode zu machen, als wären sie für hohe Literatur der Joker oder schon Prousts Madelaines.

Konkret 04/84, S. 94

Mike Schwarz

Kino im April
Ordentliche Polizeiarbeit

Vor 13 Jahren spielte Clint Eastwood zum ersten Mal das Schieß- und Prügel-Idol Dirty Harry. Jetzt führt er auch noch selber Regie. Mit ihm ist auch sein Publikum in die Jahre gekommen.

In »Dirty Harry« war es eine klobige Smith & Wesson 356 Magnum mit überlangem Lauf, der damals das Publikum aus der Sponti-Scene in zwei Parteien teilte. Die eine, in der Minderheit, vertrat die Ansicht, hier sei die Symbolik doch etwas plump ausgefallen. Die andere, die militante Fraktion, lobte zwar die Durchschlagskraft und Manstopwirkung des Kalibers, bemängelte aber, daß der lange Lauf beim Ziehen nur hinderlich sei. Selbst bei großkalibrigen Revolvern, so die einhellige Meinung des fachkundigen Publikums, genüge ein 3-Zoll-Lauf, und im übrigen würde die großvolumige Kanone sogar im Schulterhalfter furchtbar auftragen. Als Bulle, den er spielte, war Clint freilich die dicke Beule unter der Achselhöhle egal, und den langen Lauf brauchte er, um gegen Ende des Films genußvoll in der Schußwunde eines kriminellen Soziopathen herumzustochern.

Heute sieht das Kino-Parkett anders aus: die Kombattanden im Geiste auf Publikumsseite haben sich zu ungefähr gleichen Teilen auf Verlage, Anwaltskanzleien, Sozialstationen (Helfer und Empfänger), Lehrstühle, Werbeagenturen, Parlamente, Friedhöfe und Naturkostläden verstreut. Zur Einstimmung wird ein steuerbegünstigter Kulturfilm über exotische Frösche gezeigt, ein Kommentar in der Terminologie der deutschen Existenzphilosophie klärt auf über das risikoreiche Leben dieser nackenlosen Sumpfbewohner . Als Clint alias Harry dann nach Eiskonfekt und Happy Kirsch endlich zurückkehrt, ist er - zumindest was die action mit dem knackigen Sado-touch angeht - wirklich nicht mehr der alte. Auch ihn hat die Midlife-crisis eingeholt, und sein penetrantes Räsonnieren verwässert den einst so stimmigen Plot. Nur die Waffen-Freaks kommen auf ihre Kosten: Clint hat zwar noch immer die alte Gun, sieht sich aber zur Nachrüstung veranlaßt. Dabei spielt ihm, wie seinem Freund Ronnie Reagan, der Fetischismus freilich einen Streich. Die neue Selbstladepistole, derer er sich hinfort bedient, hat unter innovativem Aspekt ähnlichen Wert wie die Schiffsartillerie der »New Jersey«.

Sonst aber überrascht das Schieß- und Prügel-Idol sein Publikum diesmal weniger durch präzise Treffer als mit einer überraschend großen Anzahl rechts- und geschichtsphilosophischer Belehrungen. Die bürgerliche Justiz ist, wie Clint immer wieder zu demonstrieren versucht, nicht nur das entscheidende Hindernis auf dem Weg zu mehr Gerechtigkeit, sondern auch das wesentliche Hemmnis jeder ordentlichen Polizeiarbeit. Was Clint über die Rolle der Gewalt in der Geschichte, über dödelige Richter, korrupte Kommunalpolitiker und soziopolitische Apathie der schweigenden Mehrheit von sich gibt, besitzt zweifellos einen gewissen männlich-herben Charme. Die Wahrheit, so lehrt uns die abendländische Metaphysik seit der Antike, ist einfach. Und wirklich: Geld regiert die Welt, und das Recht ist immer auf Seiten des Stärkeren.

So wie die Botschaft des Films (vermutlich hat Clint denselben Ghost-writer wie Ronnie engagiert) ist auch die Handlung aufgebaut: simpel und dabei lebensnah: Männer werden erschossen, Frauen vergewaltigt (besonders apart: die Vergewaltigung wird, wie könnte es auch anders sein, von einer notorisch lesbischen Frau organisiert), der kriminelle Abschaum der Gosse ist schwarz oder spricht zumindest Spanisch (nur keine falschen Vorurteile: Harrys bester Freund ist Neger), und als grundanständiger WASP-Racheengel figuriert eine ätherische Blondine mit künstlerischen Ambitionen (frau malt und restauriert alte Karussell-Pferdchen), die Clint mit einem verchromten 38iger in Sachen Selbstjustiz Konkurrenz macht. Wenn Dirty Harry noch ein drittes Mal zurückkehren sollte, kann ja Gudrun Landgrebe diesen Part übernehmen. Trotz der schon monierten Schwächen bei der action ist also hinreichend für Unterhaltung gesorgt, zumal Clint über eine Ökonomie der Körpersprache verfügt, die am ehesten wohl noch der unseres bundesdeutschen Barden Heino vergleichbar ist. In einer Welt, in der dieses Jahr nach vorsichtigen Schätzungen täglich zwischen 50.000 und l00.000 Menschen verhungern und in der Tag für Tag Tausende von Männern, Frauen und Kindern in Kriegen und Bürgerkriegen abgeschlachtet, verstümmelt und gefoltert werden, besteht weiter kein Anlaß, sich ausgerechnet über diesen Film aufzuregen. Was sich heute die lieben Kids an Video-Tapes reinziehen, liegt da etwa fünfmal so hoch über der Ekelschwelle. Und auch sonst ist Clints Werk (er führt nämlich auch Regie!) im Grunde nicht dümmer, brutaler und rassistischer als meinetwegen Carpenters »Assault-Anschlag bei Nacht«, von dem die Cineasten aus der Feuilletonstube des »Spiegel« so begeistert waren.

Konkret 04/84, S. 96

Olaf D. Marx

Kino im April
Wer tötete Karen Silkwood?

Sieben Jahre recherchierten Reporter den Fall der Arbeiterin Karen Silkwood, die den schlampigen Umgang mit Plutonium im US-Konzern Kerr-McGee aufdecken wollte und dabei auf mysteriöse Weise ums Leben kam. Mike Nichols Film ist dennoch kein öder Politthriller geworden

Eine einfache Geschichte. In der tiefsten US-Provinz, Oklahoma, und beileibe nicht in City-Nähe, haben sich drei Endzwanziger im Farmhaus zusammengetan, zwei Frauen, ein Mann. Die eine schläft viel mit dem einen, die andere ist traurig und lesbisch und zieht ihr Gras selbst. Das rauchen die drei dann im Auto auf der Rückfahrt vom deprimierenden Sonntagsbesuch bei den Kindern der einen, Karen. Sie hat nämlich ihren ersten Mann verlassen, er die Kinder behalten, bietet ihnen aber auch kein sonderlich heiles Heim: inmitten bizarrer Industrielandschaft ein hinfälliges Haus mit viel Unkraut im Garten und rosiger Zweitfrau in der Küche. Aus dem Off höhnt ein wenig Countrymusik; hinter den Schloten glüht Abendsonne.

Drew, der Mann, ist sehr muskulös, aber kein doofer Macho, eher Typ netter Truckrider, der bei nächster Fahrtpause zum Banjo greift. Die zweite, Dolly, nervt die beiden anderen mit Schlampigkeit. All-American Post-Hippies, purer Durchschnitt, arbeiteten die drei nicht werktags in einer Atomfabrik. Und das macht vor allem Karen nervös.

Karen Silkwood, der Name steht, fast zehn Jahre nach ihrem mysteriösen Unfalltod, für Anti-AKW, ein bißchen Women's Lib (die schon 1975 ein Filmprojekt plante, aber aufgab), auf jeden Fall für amerikanischen Pioniergeist, Abteilung Wahrheit, und nichts als die Wahrheit - siehe Watergate. Nach »China-Syndrom«, »The Verdict« und dem ultimativen »Day After« war das ja zu erwarten: Man heuere sich den Regisseur mit gutem Ruf und drehe einen von diesen unerhörten linken Filmen, wie sie so gut in die Ära Reagans passen, und das Publikum strömt.

Nur - gekommen ist alles ganz anders. Die Karen Silkwood im Film (gespielt von Meryl Streep) ist gar nicht so - wichtigtuerisch sendungsbewußt. Anfangs nur hibbelig, schlacksig, wenig selbstbewußte Provinzpflanze, später, nach erster Plutoniumverseuchung, Begegnung mit der Gewerkschaft (rührende Idee) und illegalen Recherchen gegen die Unternehmensleitung, eine Frau, die sehr genau weiß, wofür sie nun mal zu kämpfen hat, durch Zufälle reingerutscht in die Wahrheit. Und die heißt nicht Weltverbesserung, die heißt: Ich will nicht, daß ihr mich verseucht. Klapprig vor Alleinsein kippt ihr neues Selbstbewußtsein schließlich um in Hysterie (der Film übersetzt das mit Kettenrauchen und Tablettenkonsum). Drew (schrillerweise Carpenters Superheld Kurt Russell) verläßt sie, kommt zurück und - einer der szenischen Höhepunkte - steht frierend im Hauseingang, ängstlich, während Karen festen Schrittes auf ihr Auto zustakst, wieder fröhlicher in der Hoffnung, daß die liebe Mutter amerikanischer Liberalität, die New York Times, ihr mit dem Beweismaterial die elende Arbeit abnimmt.

Dolly (Cher, und das auch noch gut), Karens beste Freundin, sorgt für den heiteren Part der Geschichte. Etwas luschig schleppt sie, da ja lesbisch, eine Kosmetikerin auf die Farm ab. Eine Kosmetikerin aus Oklahoma wohlgemerkt. Als die weg ist, sitzen nachts zwei einsame Frauen auf der Veranda. Karen: »Vielleicht ist es doch besser ' wenn wir zwei von hier verschwinden.« Dolly: , »Du meinst, nur mit mir?« Zwei einsame Frauen. Eine weint.

Karen Silkwood kann sich bekanntlich nie zur Times retten. Sie verunglückt tödlich auf dem Weg zu deren Korrespondenten Burnham. Die Kamera blendet weiß aus einem Scheinwerfer über an ihr Grab. Chers »Amazing Grace« (anglikanischer Kirchenchoral meets Arbeiterbewegung) trägt die Schlußsequenzen.

Bewiesen ist soviel: Die Silkwood hatte bei ihrer letzten Fahrt Akten bei sich, die, als der Abschleppdienst erschien, verschwunden waren. Ihr Wagen wurde von einem zweiten an der Stoßstange gestreift. Das Plutonium in ihrem Blut war ein anderes als das weiterer Verseuchter bei Kerr-McGee. Sie kontaminierte sich nicht nur im Werk, was auf bewußte Vergiftung hindeutet.

Aber Regisseur Mike Nichols (»Wer hat Angst vor Virginia Woolf«, »Die Reifeprüfung«) ist klug genug, sich nicht in aufklärerischen Mutmaßungen zu ergehen; stattdessen spielt er mit kühlen Bildern und mixt Authentisches und Fiktives.

Also kein Schlachtruf. Kein Agitprop aus der weltweiten Verantwortungshetze des grünen bürgerlichen Lagers. Leider auch kein sozialistischer Realismus! Eben nur eine einfache Geschichte aus Amerika.

Konkret 04/84, S. 98

Günther Anders, Wolfgang Pohrt

Schizopraxie

Aus den Tagebüchern von Günther Anders

Im Rundfunk: Geistliche Stunde. *»Auch unsere Kirche macht sich zuweilen schuldig«,* meinte der Sprecher, der durch seine Selbstbezichtigung - denn Mitsündern wird gerne geglaubt - offensichtlich um Vertrauen zu werben suchte.

»Und wann«, fuhr er fort, »macht sie sich schuldig?« Um selbst zu antworten: »Z. *B. wenn sie sich zu aktiv in die Politik hineinmischt.« Zu* aktiv. Wie aktiv sie sich einmischen darf, darüber hat er nichts geäußert. Durch diese Selbstbezichtigung »zu aktiv« schaltete er sich offensichtlich mit der April-Deklaration der deutschen Bischöfe gleich, die besagt hatte, daß *»sich die Weisungen der Bergpredigt nicht unmittelbar als Direktiven in der heutigen politischen Wirklichkeit verwenden lassen«.*

Nicht unmittelbar. Mittelbar doch? Darüber haben sie nichts geäußert. Nein, das sind Redeweisen, die inakzeptabel und auch unverständlich bleiben. Und inakzeptabel nicht nur für die sensitiven Ohren des Ungläubigen. Denn das »Ja ja, nein, nein« (Math. 5,37) ist ja immerhin 2.000 Jahre alt.

In anderen Worten: Was die Bischöfe hier tun (und der Rundfunkredner ihnen nachtut), ist eine *Glorifizierung der Arbeitsteilung - der* Arbeitsteilung nämlich zwischen den weltlichen Mächten und sich selbst. Ausdrücklich (vielleicht sogar nicht ohne eine gewisse Prise von Berufsstolz) verzichten sie darauf - in ihrer Sprache: weisen sie es ab, den säkularen Autoritäten zu widersprechen oder gar zuwiderzuhandeln. Den Vernichtungen in Auschwitz hatte die Kirche ja bekanntlich auch nicht widersprochen. Dieser Verantwortungsverzicht geht so weit, daß sogar die Behguptung, sie wüschen angesichts des Entsetzlichen, das vorbereitet wird, mit einem »Und ich wünsche nicht, schuld daran zu sein«, ihre Hände in Unschuld, ihnen zuviel Ehre zuspräche. Denn *die Schuld* der Herrschenden *bezeichnen sie ja zumeist* (mindestens öffentlich, und das allein gilt) *gar nicht als »Schuld«.* Kein Geistlicher irgendeiner Kirche hat es z. B. bisher gewagt, einen gewissen Filmschauspieler einen *»globalen Hitler« zu* nennen. Und darum - denn das Auffassen folgt dem Benennen auf dem Fuße (und nicht umgekehrt) - fassen sie zumeist die Schuld auch gar nicht als Schuld auf. Zum vorbereiteten atomaren Massenmord mit. den Worten der Bergpredigt Stellung zu beziehen, also Jesus ins Weiße Haus vorzuschicken, das gehört also nicht zu ihrem Amt. Darin besteht eben die »Arbeitsteilung«. Dieses ihr Amt, dessen Grenzüberschreitung in das Gebiet der Politik sich *»nicht gehört«* (man horche in diese Redensart hinein: denn das *»gehört« sich* eben deshalb nicht, weil das Gebiet außerhalb den weltlichen Gebieten *»gehört<o,* besteht vielmehr ausschließlich darin, daß sie sich, statt um das Überleben ihrer Mitmenschen, um deren Überleben *nach* dem Tode, also um deren *Seelenheil* kümmern. Um das Seelenheil sowohl derer, die als phantasielose Massenmörder, wie jener, die als Mitopfer zugrunde gehen konnten. Zugrunde gehen werden.

*

Diese Formulierungen enthalten natürlich keine wörtlichen Zitate aus der Rundfunksendung. Aber etwas anderes kann der geistliche Sprecher, als er vor dem »Sich-Hineinmischen« warnte, gewiß nicht gemeint haben. Umso weniger, als er zuvor die Bischofskonferenz in Chicago und deren Verdammung des Einsatzes (sogar schon des Besitzes) nuklearer Waffen scharf moniert hatte. Natürlich kommt grundsätzlich Bekenntnissen zur Nicht-Einmischung, namentlich wenn diese von so autoritativen Figuren wie Kirchenmännern verkündet werden, *Aufforderungscharakter zu.* Und natürlich stellt das »Nicht« selbst eine Art Einmischung dar, Einmischung in die Freiheit der *Bürger,* die ja - diese Schizotatsache kann ja nicht bestritten werden - mitbeeinflußt werden, wenn sie als *Gläubige* (mit denen sie ja unabtrennbar identisch sind) angesprochen und beeinflußt werden. Denn *verkündetes Unterlassen* ist immer zugleich *angeratenes Unterlassen.*

Analogie zu dieser Nicht-Einmischung: Man unterstelle einmal, ein Architekt A habe sich dazu verpflichtet, für einen Herrn B ein Haus zu bauen. Würde sich nun A dadurch »schuldig« machen, daß er in einem Augenblicke, in dem eine heranbrausende Lokomotive Herrn B zu überfahren droht, seinen vertraglich eingegrenzten Aufgaben- und Kompetenzkreis überschritte, nämlich Herrn B von den Schienen fortrisse? .

Dürfte A argumentieren: »B zu retten ist nicht meine Angelegenheit.« Sollte er gar so argumentieren? Und dürften *wir* diesem Arbeitsteilungsargument von A beistimmen? Dieses gar empfehlen? *Oder besteht Moral nicht gerade und umgekehrt in der Überschreitung des Pflichtkreises? Der Arbeitsteilung? Im Sich-Einmischen?* Kurz: Es gibt kein Arbeitsteilungsgebot, das weniger akzeptabel wäre als dasjenige, das da aus dem Radio herausgetönt war; keine Anklage, bzw. Bezichtigung, die uns tiefer staunen machte als die, vor tödlicher Gefahr gewarnt zu haben.

*

Immer wieder berufen sich die Fürsprecher der politisch-religiösen Arbeitsteilung auf Jesu Rat, »dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist und Gott zu geben, was Gottes ist« (Math. 22,21). Zu Recht? Darauf antworte ich: Wer von uns dürfte den Mut aufbringen zu behaupten, er verstünde nach 2.000 Jahren diesen Rat wirklich? Wirklich noch? Wer entspricht denn

dem damaligen Imperator Romanus? Reagan? Kohl? Der Bundestag? Wer von uns kommt mit dieser Aufforderung von Schizopraxie zurande? Sollen wir Reagan geben, was Reagans ist? Was ist denn Reagans? Ich, der Glaubenslose, kann diese Doppelaufforderung weder verstehen, noch anerkennen und erst recht nicht befolgen. Und das nicht etwa nur deshalb nicht, weil ich an keinen Gott glaube, sondern auch deshalb nicht, weil ich niemals einem »Kaiser« begegnet bin, den ich reservelos hätte anerkennen können, und dessen Anspruch auf das Seine für mich selbstverständlich verbindlich gewesen wäre. Ich spreche also gleichwenig als »advocatus imperatoris« wie als »advoctus Dei«. Daß aber Nebenmenschen, die glauben oder zu glauben glauben, fähig sind, die jesuanische Aufforderung zur Schizopraxie ohne Zögern nachzusprechen (ihr wirklich *nachkommen kann* man gar nicht), das ist umso schwerer zu begreifen, als ja nur ein paar Seiten von dem Bergpredigtwort entfernt das andere Wort steht, daß man *»nicht zwei Herren dienen könne«.* Und Mammon bedeutet in diesem Worte Jesu gewiß nicht nur Mammon. Sondern jeden opportunen Vorteil.

Überlegungen zum Text von Günther Anders

Von Wolfgang Pohrt

Der Unterschied zwischen Günther Anders und Friedenspfarrern besteht unter anderem darin, daß ihre Position erst diskussionswürdig wird, wenn er sie vertritt. Deshalb gegen das christliche Engagement in der Friedensbewegung einige Einwände, die der Text von Anders provoziert.

1. Wenn Anders der Kirche vorwirft, sie kümmere sich nur um das Seelenheil der Menschen und versäume es, sich energisch in lebenswichtige Fragen der Politik einzumischen, dann liegt es nahe zu fragen, ob er wirklich die Trennung von Kirche und Staat wieder rückgängig machen und der Kirche noch mehr Rechte einräumen will, als sie ohnehin schon besitzt. Wenn man der Kirche vorwirft, sie sähe ihren Zuständigkeitsbereich zu eng und glorifiziere die Arbeitsteilung, dann läuft man Gefahr, daß die Kirche diese Kritik als Aufforderung mißversteht, in allen Bereichen der Gesellschaft bevormundend, gängelnd, schikanierend tätig zu werden. Wenn man der Kirche in Fragen der atomaren Rüstung eine besondere moralische Autorität zubilligt, wird man ihr diese besondere moralische Autorität in anderen Fragen nicht absprechen können. Erfahrungsgemäß benutzt die Kirche die ihr zugewachsene moralische Autorität dazu, Einfluß auszuüben in solchen Bereichen, wo ihr Interesse mit dem der Machthaber übereinstimmt. Sie ist jetzt im Begriff, restriktivere Regelungen etwa beim Schwangerschaftsabbruch durchzusetzen. Das Engagement von Christen in der Friedensbewegung hat nicht dem Frieden, sondern der Kirche genützt. Das Resultat ist nicht nukleare Abrüstung, sondern moralische Aufrüstung.

2. Wenn Günther Anders schreibt: »Den Vernichtungen in Auschwitz hat die Kirche ja bekanntlich nicht widersprochen«, so darf man ergänzen, daß die Täter im Regelfall getaufte Christen waren wie ihre Glaubensbrüder, die Chinesen, Indianer, Afrikaner und einander massenweise umgebracht haben. Wer im Unterschied zu den Christen selber nicht annimmt, daß der Glaube Berge versetzen und Atomwaffen bannen kann, wird zwar die Geschichte des Abendlandes, die an Grausamkeit und Blutigkeit die aller anderen Regionen und Epochen übertrifft, nicht unmittelbar der christlichen Religion zur Last legen und damit eine neue und diesmal besser begründete Christenverfolgung beginnen wollen. Noch viel weniger aber wird man einer Religion, die keines der genannten Verbrechen verhindert hat, irgendeine moralische Autorität zusprechen können. Auschwitz, gelegen mitten im christlichen Abendland, ist schließlich keine Jugendsünde, sondern der Endpunkt einer 2.000jährigen Geschichte. Wenn 2.000 Jahre Christianisierung Verhältnisse entstehen lassen, unter denen Auschwitz möglich ist, dann ist der Mißerfolg der Christianisierung erwiesen. Wenn unentwegt beteuert wird, bei all den zugegebenen Verbrechen handle es sich stets um Abweichungen von der wahren, reinen Lehre, dann muß man annehmen, daß der praktische Effekt dieser reinen Lehre darin besteht, nur immer monströsere Abweichungen hervorzubringen, je länger sie dauert. Wer sich trotzdem auf den christlichen Glauben beruft, nach Auschwitz und zwei Weltkriegen und trotz alledem, der erweckt den Verdacht, daß er in seiner selbstgerechten Verstocktheit vor allem zu einem entschlossen ist: weitermachen, wie bisher.

3. Der göttliche Wille wird normalerweise als Grund für Gebote bemüht, die der einzelne sonst kaum befolgen würde, weil sie auch wenig plausibel sind. Wenn der Arme sich vom Reichen nicht nehmen soll, was er braucht, muß ein Gebot die Arbeit der Polizei unterstützen, weil sie nicht immer aufpassen kann. Wenn sich die Nachrüstungsgegner auf die Bibel berufen, um ihrem Wunsch Nachdruck zu verleihen, einen Atomkrieg zu verhindern, dann unterstellen sie damit, daß der Wunsch wenig plausibel ist und die metaphysische Rechtfertigung braucht. Dies ist die verantwortungslose, gottlose Lüge der Friedenschristen: daß sie den Glauben und den lieben Gott für einen Wunsch in Anspruch nehmen, der eine blanke Selbstverständlichkeit ist. Nicht umgebracht werden zu wollen, ist kein spezifisch christliches Bedürfnis, auch wenn die Christen das gerne geglaubt haben, als sie die Heiden erschlugen.

4. Wenn Nachrüstungsgegner ihren Protest durch Berufung auf den christlichen Glauben zu legitimieren versuchen, werden unausgesprochen, aber unvermeidbar die Nachrüstungsbefürworter zu Ungläubigen oder Falschgläubigen erklärt. Es wird

dann zur Schicksalsfrage, ob die Rechtgläubigen die Ungläubigen bezwingen. Wenn das wahre Christentum die Religion ist, die den Frieden sichert, muß diese Religion verbreitet werden. Da die christlichen Friedensfreunde wie Reagan, ihr Erbfeind, denken, werden sie in ihm, der das Böse bei den Atheisten in Moskau sieht, über kurz oder lang wohl den richtigen Verbündeten finden. Und vielleicht ziehen sie dereinst gemeinsam los, um die Botschaft des Friedens und der Liebe beispielsweise den Schiiten zu bringen.

Konkret 04/84, S. 100

Christel Dormagen

Bücher: Nachwuchsförderung

Gisela Elsner: Die Zähmung. Roman. Rowohlt 1984. 250 S., 28 Mark

Neulich am Telefon erwähnte eine Bücherfreundin die neue Elsner. Sie finde, sagte sie, den Roman ungewohnt schlecht. Sie klang unzufrieden. Inzwischen habe ich das Buch selber gelesen und bin, wie ich vermute, einer Wahrheit auf die Spur gekommen, die verwegenste Spekulationen überholt'.

Ich kenne Gisela Elsner nicht persönlich. Aber nett finde ich sich schon jetzt. Gerade deshalb möchte ich sie nun schützen, ihr sagen, daß sie auch ein wenig achtgeben muß. Bei all ihrer Großherzigkeit. Wenn nämlich das Publikum den Betrug - eigentlich ist er ja keiner, weil er zwei guten Zwecken dient -, wenn er also die zarte List entdeckte, würde es sich doch genasführt glauben und böse sein. Und den nächsten jungen Berufenen müßten wieder die Hände vibrieren. So aber scheint sich ein Glücksfall ereignet zu haben.

Die Vorgeschichte: Gisela Elsner ist seit runden zwanzig Jahren eine Schriftstellerin mit Erfolg. Belegt durch eine ordentliche Handvoll Romane; in eben den Abständen veröffentlicht, die einerseits vor dem Ruf der Vielschreiberin schützen, andererseits beweisen, daß sie immer wieder den so empfindsamen wie spitzen Finger auf zeitgenössische Wunden zu legen vermag. Mit diesen Werken hat sie sich das Anrecht erworben, als »sezierend« und »bissig« zu gelten. Im Laufe der Zeit haben sich die Rollen eingespielt: die Autorin schreibt ein Buch, das gesellschaftliche Mißstände entlarvt, und Rezensenten stellen fest, sie hat ein Werk geschaffen, das Mißstände bloßlegt. Das Spiel ist durchaus unterhaltsam, funktioniert schon wie von selbst. Ja, es trägt der Schriftstellerin sogar ein Stipendium ein: vom Deutschen Literaturfonds e.V. Mit dessen Hilfe soll sie das neue scharfzüngige usw. (s.o.) Buch schreiben. Aber wie das Schicksal es will - ihr ist überhaupt nicht nach Romanschreiben.

Irgendwie empfindet sie Überdruß. Jedenfalls - die Förderung kommt ihr sehr ungelegen. Sie hatte mindestens an eine schöpferische Pause gedacht. Vielleicht wollte sie in dem Jahr zu Freunden in die Toscana fahren oder in Schleswig-Holstein in die Natur eintauchen. Vielleicht hatte sie auch Lust, nur im Garten zu werkeln, sich ein oder zwei Liebhabern zu widmen, eine Entschlackungskur oder eine Analyse zu machen, ein Kind zu kriegen... Wie gesagt, ich kenne sie nicht.

In dieser Notlage fällt ihr die gute Tat ein. Seit Jahren schon, seit sie ihren literarischen Namen hat, »unerbittlich und erbarmungslos« (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt) schriftstellerisch am Werk ist, bekommt sie Post von unbekannten Autorinnen und Autoren. Manche wollen einfach nur Verlage, Lektoren, Tips von ihr. Andere schicken Kostproben: handgeschriebene Gedichte, fotokopierte Erzählungen und lobende Erwähnungen in Sammelbesprechungen von Lokalzeitungen. Es kommen auch umfangreiche Päckchen mit Rückporto. Darin sind vollständige Romanmanuskripte zur freundlichen Begutachtung.

Anfangs hat sie noch halb neugierig, halb konkurrenzbesorgt in dem Geschriebenen gelesen, war auch gerührt über die anbiedernde Hilfesuche, fand das meiste katastrophal und antwortete mit kleinen freundlichen Ermunterungsallgemeinheiten. Irgendwann schickt sie nur noch die Romane zurück, weil sie weiß, wie teuer Kopien sind. Vieles bleibt einfach liegen.

In diesem Stapel von Vergessenem sucht sie nun herum. Sie will einem oder einer der Namenlosen eine Chance schenken. Da ist dann zweien geholfen. Das Fördergeld wird sie teilen, vielleicht ein Drittel für das junge Talent - sie selber hat ja auch kärglich angefangen - und den Rest für sie und ihr freies Verwirklichungsjahr. Und wenn es klappt, wird es nicht das letzte Mal gewesen sein. Sie ist begeistert, vertraut einem besten Freund ihre Idee an und wettet, da ß keiner etwas merken wird...

Die Wahl wird ihr nicht einmal schwer. Sie entsinnt sich nämlich des schüchtern-selbstbewußten Briefs eines jungen Mannes. In dessen mitgeschickter Autobiographie hat sie damals sogar ein wenig gelesen. Er ist Malermeister, macht zur Zeit ein Fernstudium. Sein Stil verrät seine berufliche Herkunft und hat ihr gefallen. Sinnenfroh sind da Landschaft, Kleidung und Mobiliar ausgepinselt: eierschalenfarben, taubenblau, honiggelb, blaßlila, vandyckbraun und zinnobergrün (!). Mit ein wenig Ermunterung wird er sich auch an ein gesellschaftskritisches Thema wagen können, hofft sie. Wenn er seine dynamische Adjektivgestaltung noch weiter zuspitzt, verspricht sie sich auch handlungsmäßig einiges. Sie denkt dabei an all die markanten Nasen, unverbesserlichen Schurken, verkniffenen Mienen, begehrlichen Blicke, an die diebische Freude, das laszive Lächeln, die resoluten Gebärden, ach, und den unterschwelligen Machtkampf. Sie erinnert sich an die vielen abrupten, ruckartigen, spontanen, schlagartigen, penetranten und zügellosen Bewegungen, die seiner Autobiografie Leben verleihen. Und Sätze wie der folgende: »Er kam nicht auf den Gedanken, daß sie ihn nur so hemmungslos lobte, damit er trotz der Primitivität seiner Verrichtungen den Eindruck hatte, eine Leistung vollbracht zu haben« zeugen eben auch von feiner Menschenkenntnis.

Ihre thematische Bedingung für den Roman hatte also gelautet: irgendwie »unerbittlich«, bundesrepublikanisch und aktuell. Eine Seitenzahl hatte sie auch vorgegeben. In Absprache mit dem Verlag, der die 30-Mark-Grenze ungern überschreiten möchte.

Um den Rahmen noch ein wenig genauer abzustecken, macht sie ihm Personalvorschläge: ein Lyriker sollte vorkommen, eine Werbefrau, eine Fotografin, vielleicht noch ein Kunstmaler, auf jeden Fall aber ein Schriftsteller. In den telefonischen Vorgesprächen rät sie ihm außerdem, die erschreckende Spießigkeit gleichmäßig auf alle Figuren zu verteilen. Einen Rechthaber, der den anderen Gestalten überlegen ist, hält sie für literarische Schwäche und mangelnde psychologische Durchschau-Schärfe. Der junge Mann flicht dann übrigens in Eigenregie noch den feisten Dissidenten mit den »drei erbsengroßen Smaragden« ein. Er möchte seiner Gönnerin gerne rückhaltlosen politischen Mut dokumentieren.

Fristgerecht - das Fördergeld ist an einen Termin gebunden - wird das Manuskript von dem glücklichen Talent abgeliefert. Die Schriftstellerin liest die ersten Seiten noch konzentriert, denkt, da schreibt er ja wieder »zinnobergrün«, verbessert nicht einmal, blättert zerstreut weiter und merkt schließlich, daß sie überhaupt keine Lust hat, sich selber zu Ende zu lesen. Der Fake scheint ihr geglückt. Aus dem Begleitbrief entnimmt sie, daß der Roman die Emanzipation einer erfolgsüchtigen Frau auf dem Rücken ihres Schriftstellerehemannes behandelt. Das findet sie zwar nicht taufrisch, aber doch befriedigend kritisch. Für ihre gewohnte »bitterböse Präzision« wird es langen. Sie schickt das Werk an den Verlag weiter. Mit dem neueren Foto von sich.

Wie ein großes Glück meist auf das Zusammentreffen mehrerer kleiner angewiesen ist, so trifft Gisela Elsners Roman-Double den Verlag zu einem günstigen Zeitpunkt. Man hat dort, um der lückenlosen Buchlückenerfassung und ihrer mundgerechten Bedienung Herr zu werden, die vorrätigen Lektoren und Lektorinnen auf die Programmerweiterung abgestellt. Gleichzeitig wird im traditionell literarischen Bereich ein Probelauf gestartet: Dort arbeitet seit kurzem der Automatische Lektor. Ein nach amerikanischem Beispiel gebauter deutscher Textregulierungscomputer.

Und der hat durchaus noch seine Anfangsschwächen, die auch das Produkt »Die Zähmung« nicht verhehlen kann. Gut ist er vor allem in Kommas, Rechtschreibung, Absatzgestaltung. »Als« und »wie« kann er schon nicht mehr unterscheiden. Auch in der Artikelsetzung und bei Fremdwörtern ist er unsicher. Oberhaupt sollten ihm Anfängertexte wohl lieber noch nicht anvertraut werden. Aber das wußte der Verlag ja nicht. So merkt keiner was, das Manuskript passiert alle Hürden und erscheint in der Frühjahrskollektion.

Trotzdem bin ich stutzig geworden.

Und so hat Gisela Elsner schließlich doch ihre Wette verloren. Und das, weil sie ein Risiko scheute: Hätte sie sich nämlich für einen Schubladen- oder Agentur-Profi entschieden, dann hätte der sie womöglich an die Wand geschrieben. Mit der besten Elsner, die es je gab. Und wer könnte der Versuchung widerstehen, den verdienten Ruhm in Person zu kassieren anstatt inkognito. Die Sache wäre aufgeflogen, und die Namensgeberin hätte das Nachsehen.

Nun ist der Roman so neben der Spur, daß er gar nicht von ihr sein kann. Ihre Schriftstellerinnenehre ist unangefochten, und der Geisterschreiber hat sowieso nichts zu verlieren.

Ich glaube, es war das »Zinnobergrün«, das mir keine Ruhe ließ.

Konkret 04/84, S. 101

Wolfgang Pohrt

Konkret-Anfrage

1. Grund für das Interesse auch einer breiten Öffentlichkeit, welches die deutschen Schriftsteller in den letzten Jahren bisweilen auf sich ziehen konnten, waren eigentlich nie ihre Werke. Sondern zum einen war es die Verbandspolitik, die Palastrevolten, Ränken und Intrigen im Schriftstellerverband, zum anderen war es das Tom-und-Jerry-Spiel mit den DDR-Behörden. Neben dem Unterzeichnen von Friedensapellen gab es nur zwei Zugangsmöglichkeiten zum Schriftstellerberuf: entweder legte man sich mit dem VS-Vorsitzenden an, oder man machte sich bei den DDR-Behörden unbeliebt und ließ sich abschieben. Der VS-Vorstand, an dem man sich reiben konnte, hat nun aber abgedankt, und die DDR-Behörden lassen zur Zeit mehr Leute ausreisen, als den BRD-Behörden lieb ist. Deshalb meine erste Frage, auch als Ratschlag von Arrivierten für den Nachwuchs gedacht: Was muß ein junger Mensch heute tun, um Schriftsteller zu werden? Und steht die deutsche Gegenwartsliteratur im Begriff, ein Opfer der von den Schriftstellern selbst unermüdlich geforderten und betriebenen Aussöhnung zwischen den beiden deutschen Staaten zu werden?

2. Mein persönlicher Eindruck: Das hiesige Geistesleben steht wieder mal unmittelbar vor seinem Zusammenbruch. Schon das Engagement der Schriftsteller in der Friedensbewegung war nicht nur übergroßem Verantwortungsbewußtsein entsprungen, sondern es war auch ein Indiz dafür, daß die Schriftsteller ihren Beruf gründlich satt hatten und am liebsten in die Politik als Berater übergewechselt waren. Dem Publikum sind die Schriftsteller seither als Verfasser nicht von Romanen, sondern von offenen Briefen, Memos und Appellen bekannt. Böse Zungen sprechen bereits vom Unterschrift-Steller. Die Friedensbewegung aber mit ihren vielen Gelegenheiten, hier eine Unterschrift, dort ein kleines Bekenntnis zu veröffentlichen, ist vorbei. Das Feuilleton ernährt sich hauptsächlich von Nachrufen, wie das prompte publizistische Echo auf Uwe Johnsons Tod gezeigt hat. Der Kulturbetrieb ist, so könnte man fast sagen, dabei, seine eigenen Väter zu fressen. Ganz abgesehen von den moralischen Fragen, die eine solche kannibalische Ernährungsweise aufwirft, heißt dies aber auch: Die Reserven, auf die der Kulturbetrieb jetzt zurückgreifen muß, sind beschränkt. Deshalb meine zweite Frage: Wie soll es weitergehen?

Konkret 04/84, S. 101

Matthias Altenburg

Bücher: Räumung hautnah

Klaus Schlesinger: Matulla und Busch, S. Fischer Verlag 1984 (Collection S. Fischer 2337), 143 Seiten, 14,80 Mark

Michael Wildenhain: zum beispiel k., Rotbuch Verlag 1983 (Rotbuch 268), 123 S., 10 Mark

In Berlin lacht man derzeit über einen Bilderwitz: An der Theke sitzt ein Mann und schaut versonnen, resigniert in sein Glas. Der Mann hat kurze Haare, ist bekleidet mit Lederjacke und Halstuch, typisch Hausbesetzer. Ein zweiter Gast kommt hinzu und sagt schlau: »Alia, wohl ein alter Einundachtziger!«

Wenn alles vorbei ist, beginnen die Mythen. Die Bewegung ist tot; es darf erzählt werden.

Klaus Schlesinger macht das so: Die beiden Pensionäre Matulla und Busch bewohnen ein gemeinsames Zimmer in einem Männerheim im schwäbischen Fellbach. Die Nachricht, daß Matulla den dritten Teil eines Hauses in Westberlin geerbt hat, ist der Auftakt einer abenteuerlichen Reise in die große, bunte Stadt. Weil die beiden beim Kartenspiel in der Bahnhofskneipe ihre. gesamte Barschaft verloren haben, versetzen sie ihren Koffer und fahren per Anhalter weiter. Wie ulkig. Einmal, als sie lange kein Auto gefunden haben, hält plötzlich, na was wohl, ein »grellbunt bemalter Bulli mit lauter jungen Leuten darin.« Die jungen Leute haben natürlich »richtige Zottelköpfe« und einer hat, logo, »grüne Haare«, und rauche tun die ein Zeug, das, na klar, streng und würzig riecht. Die jungen Leute haben es nicht eilig, die jungen Leute sind spontan, die jungen Leute wollen nochmal übernachten. Selbstverständlich auf einem umgebauten Bauernhof. Wer hätte das gedacht? In Berlin angekommen, stellen Matulla und Busch fest, daß besagtes Haus besetzt ist - von lauter jungen Leuten. Matulla geht zur Polizei und wird ausgelacht; er geht zum Rechtsanwalt und erfährt, daß die beiden Miterben den Abriß bereits beschlossen haben. Unter dem Druck der widrigen Umstände arrangieren sich die Pensionäre mit den Besetzern, renovieren mit ihnen gemeinsam das Haus, das schließlich doch gesprengt wird.

Soweit die Geschichte. Und das war's dann auch. Da gibt's keinen Überhang, da ist im Klappentext schon alles gesagt. Das liest sich fix runter und ist auch so geschrieben. Ein Sozialarbeiter zu Besuch bei den Randgruppen, ein radikaler Vermittler zwischen den Generationen. Matulla schlägt vor, daß die Frauen im Haus mal für Ordnung sorgen sollten. »Die Frauen? Da kann der Toni nur lachen. Wo lebt denn der Alte? « Wo lebt, bitte, der Toni und wo der Autor?

Ja, hier lernen alle ihre Lektion: Die Alten, daß die Jungen gar nicht so sind. Und die Jungen, daß die Alten gar nicht so sind. Und wir, was lernen wir? »Weicher Kern, rauhe Schale«, die Alten wie die Jungen.

Klaus Schlesinger weiß, was er seinen Kunden schuldig ist; er weiß, was der Bauer kennt. Deshalb hat er sich nicht irre machen lassen von den vielen lästigen Diskussionen, die es in den letzten achtzig Jahren um neue Formen des Erzählens gegeben hat, nicht von Joyce und Tretjakov, nicht von Döblin, Brecht und Beckett. Deshalb hat er ein Buch geschrieben, so betulich, so geschwätzig, so aufregend wie ein Fernsehspiel im Sonntagnachmittagsprogramm der ARD. Wir leben im 19. Jahrhundert; der literarische Biedermeier ist die angemessene Schreibweise, um unsere Wirklichkeit zu erfassen. .

Einmal, als Matulla und Busch sich reuig in die Arme fallen, nachdem sie sich vorher im Streit getrennt hatten, da ist mir leiseleise eine Träne die Wange heruntergekullert. Wie damals mit dreizehn, als der Papa von Huckleberry Finn auf meinem Kopfkissen ein neues Leben anfangen wollte.

ich werde das Buch meiner Mutter schenken. Sie wird es lesen und nach der Lektüre für die Hausbesetzer beten.

*

Michael Wildenhain ist kein Sozialarbeiter, er ist Philosophiestudent und war dabei. Er hat auch ein Buch geschrieben. Sein Held heißt K. Wiedermal ein K.

K. verdient sein Geld durch Jobs und »K. denkt an die wahrheit«, K. schreibt Gedichte, K. will nach ganz weit weg, will nach Asien. »Das leben will gefüllt sein«. Ach ja? Aber dann will es doch lieber in Berlin gefüllt sein. K. verkauft sein Ticket und besetzt ein Haus. Und dann werden sie aufgezählt, die Accessoires der sogenannten Scene: Turnschuhe und Lederjacke, Easy Rider, Hubert Selby und kalte Kaffeetassen. Und immer Kebab, taz und Cola, versteht sich. Hier will einer ganz nah dran sein, und heraus kommt nichts als die Wahrheit.

Als man Friedrich Hölderlin verrückt gemacht und anschließend in den Tübinger Turm verfrachtet hatte, besuchten ihn die Romantiker und waren begeistert von seinem Wahnsinn. Bei einem dieser Besuche bat ihn der Student Johann Georg Fischer zum Abschied um »ein paar Strophen als Andenken.« Der Kranke: »Wie Euer Heiligkeit befehlen! Soll ich über Griechenland, Frühling, Zeitgeist?«

Für Michael Wildenhain ist das keine Frage. Sein Held im Kampf gegen die Polizei; die Pflastersteine fliegen: »und k. schmeißt und fühlt sich gut, im kopf die bilder von brokdorf, noch frisch, es ist krieg, im bauch die lust, ein fiebern, und eine ahnung von frühling, revolution ... « Was denn nun? Krieg, Frühling, Revolution? Scheißegal, alles eine Wichse. Aus dem Bauch aufs Papier.

Tausend Sätze, die keinen was angehen: daß eine Punkfrau flachbrüstig ist, daß K. keinen naturtrüben Apfelsaft mag, daß Anette in Hundekacke getreten ist, das wollte ich nicht wissen. Und daß Ferienlagerleiter immerzu brüllen und Jugendherbergsväter gestandene Mannsbilder sind, das wußte ich vorher.

Noch einmal macht uns einer den Angry young man; noch einmal kriegen wir's hautnah. Besetzung, Räumung, Demo und zwischendurch mal eine Sie. Irgendeine ohne Namen, aber »alles feucht, glitschig und warm.« Ja, ja, so war es, ganz bestimmt. Kaum passiert, schon notiert. Aber wer braucht diesen Thrill?

Das, was grad geschieht, der Schwanz in der Hand, der Gummiknüppel auf dem eigenen Kopf, scheint allemal die Geschichte außer Kraft zu setzen. Jeder will selber auf die heiße Herdplatte fassen. Okay, daß Erfahrung Dichtung vorausgeht, wer wollte es bestreiten? Daß *nicht jede Erfahrung* gleich Dichtung werden will und muß, hier und sofort, der Satz wird noch zu lernen sein.

Konkret 04/84, S. 103

Soma Wolff

Bücher: Feminismus am Ende

Annie Le Brun: L□chez tout - Laßt alles fahren, 180 Seiten. 22 Mark, Edition Tiamat Berlin

Noch einmal ist um das neofeministische Idyll im Elend etwas Bewegung entstanden. Ein paar Frauen scheinen die Langeweile im Getto autonomer Weiblichkeit - den kindischen Innerlichkeitswahn mit all seinen spiritualistischen Schrullen, die Herden von Überzeugungsmüttern und lebenslangen Strickerinnen, den ganzen Konsumschwulst und Ausbeutungsschwindel - endgültig satt zu haben. Und auch die Betriebsamkeit in den sogenannten Projekten, »die ihre Ware Feminismus an die Frau bringen müssen, wenn sie überleben wollen« (Sybille Plogstedt), ist längst zur Vereinsmeierei zusammengeschrumpft. Dagegen folgert Maria-Antonietta Macciocchi aus all diesem faulen Zauber weiblicher Solidarität kurz, aber bündig: »Der Feminismus hat mit dem Konzept 'Schwesterschaft□ Schiffbruch erlitten... Die Zeit des *Postfeminis*mus ist gekommen«, und auch Brigitte Classen (beide in der Schwarzen Botin 19) geht auf Distanz: »Bei dem, was unterdessen unter Feminismus verstanden wird, kann ich nur sagen - ich bin keine Feministin«.

In diesem Moment, da einige Köpfe des kritischen Feminismus der durch Idyllomanie und Geistesverwirrung hingerafften Bewegung der Frauen den Totenschein ausstellen, könnten vielleicht die trauernden Hinterbliebenen in sich gehen und, wer weiß, den Vorsatz der Besserung fassen. Bei seiner Verwirklichung aber könnte es allen von Nutzen sein, ein Buch zur Kenntnis zu nehmen, das vor nun sieben Jahren am französischen Feminismus schon dieselbe Krankheit diagnostiziert hat und seit über einem Jahr auch in deutscher Sprache vorliegt.

Das Buch mit dem Titel »L□chez tout« (»Laßt alles fahren«) ist 1977 in Paris erschienen. Es begründet den Aufruf an die revoltierenden Frauen, den sein Titel formuliert: zu desertieren aus der Machtsphäre einer arrivierten Garde von Wort-Führerrinnen - allen voran Simone de Beauvoir, Luce Irigaray und Hélène Cixous -, die sich zur Avantgarde erheben und »behaupten, im Namen aller Frauen zu sprechen«. Solchem Totalitätsanspruch hält Annie Le Brun die Einsicht entgegen, »daß das, was gesagt wird, geringe Wichtigkeit hat von dem Moment an, wo man es anstelle der anderen sagt.«

Und was diese Avantgarde zu sagen hat, ist aufs Ganze gesehen wenig stichhaltig. Ja, Annie Le Brun klagt sie des Betruges an.

Alles beginnt nämlich damit, »ein militantes Verständnis vom Geschlechtsunterschied zu erschwindeln, das darin besteht, von diesem nur seine negativen Auswirkungen zurückzubehalten«. Auf dem solchermaßen bereiteten Fundament folgen dann die weiteren Abschnitte im »glorreichen Aufbau der selfservices für weibliche Identität«: Errichtung einer unüberwindlichen Trennwand zwischen den Geschlechtern, Installierung einer »weiblichen« und einer »männlichen« Grundausstattung, die nicht nur keinerlei Gemeinsamkeiten haben, sondern auch in ihrem moralischen Wert zueinander im Gegensatz stehen. Das weibliche Geschlecht ist das Opfer, also das unschuldige, das gute Geschlecht. In diesem Sinne weiß Marguerite Duras von den Männern zu sagen: »Sie sind die phallische Klasse, es ist ein Klassenphänomen... man muß abwarten, daß ganze Männergenerationen verschwinden«. Nach solchen und ähnlichen Ausschlußprozeduren, kann man in Ruhe zur weiteren Ausbildung der Ideologie der »femellitude«, des Weibchenseins, schreiten. Sie läuft in dem eminenten Lehrsatz zusammen, daß die Frau der weibliche Leib sei, letzten Endes das vaginale Geschlecht. Was sie fühlt, was sie denkt, was sie sagt, ja sogar was sie schreibt - immer soll es ihr Leib sein, der da am Werke ist: »Mein Körper ist Worte« (Madeleine Gagnon), »aus meinem Körper heraus ist das Leben mit dem Text verbunden. Ich bin schon Text« (Helene Cixous). So dient denn diese ganze mystifizierende Doktrin von der Weiblichkeit, die Annie Le Brun angesichts einer Fülle von Belegen der Lüge wie der Lächerlichkeit überführt, den neofeministischen Herrinnen allein dazu, »die Frauen in die verlogene Uniformität ihrer Natur einzupferchen«, um sie ihres Kopfes zu berauben und ihrer Beine. Der »ideologische Terrorismus des Weibchenseins« soll den Frauen ihre Revolte entwenden und unterwirft ihr reales Elend der Ausbeutung durch eine Handvoll meist akademisch etablierter Schreiberinnen, einer »geschwätzigen Guerilla«.

Doch die Skala der Verdienste, die Annie Le Brun uns vor Augen führt, reicht noch tiefer herab. Indem das neofeministische Dogma alle Brücken zwischen den Geschlechtern abbricht 'und die lesbische Liebe zum Strategem des Hasses entwürdigt, kann das Ganze nur darauf hinauslaufen, »die Männer und Frauen von heute ein weiteres Mal des Reichtums einer sinnlichen Erinnerung zu berauben«. Mit dieser Einsicht treten wir ins Zentrum der Le Brun'schen Kritik, welche mit dem geschärften Bewußtsein all der »Dummheiten und Verbrechen«, die das Wort Liebe schon zu verschleiern half, in einem gänzlich unideologischen Sinn versucht, die Idee der Liebe zu bewahren. »Es gibt kein revolutionäres Denken außer dem der Liebe, d.h. es muß fähig sein, zwischen all dem zu reisen, was der abendländische Dualismus... uns als unversöhnlich dargestellt hat, unter anderem auch den Begriff des Männlichen und des Weiblichen. Sobald die Wirklichkeit der Liebe die eine oder andere dieser Grenzen einreißt, wird die soziale Ordnung bedroht ... «, die aus dem realen Schein ihrer Machtvollkommenheit existiert. Die Philippika Annie Le Bruns wider die Macht in ihrer neofeministischen Gestalt kommt aus dem Innern der Revolte; sie verspricht sich von der Stichflamme der politischen Aktion die Abschaffung der unfreien Verhältnisse nur dann, wenn der Schwelbrand sozialer Subversion ihn nährt. Mit

andern Worten: wenn die herrschenden Verhältnisse der Menschen von innen her erschüttert sind. Es ist »der furchtbare Blick der Liebe«, welcher das bewirkt, weil er jenes seltsame Leuchten sucht, das die Dinge und Wesen in der Nacktheit ihres Ursprungs annehmen, und das sie nur gewinnen, wenn sie in die Sphäre eines anderen Wesens eintreten. Die Chance der Subversion ist an die Unausweichlichkeit geknüpft, mit der das erotische Wesen in sich die destruktiven Energien wachrufen muß, deren es bedarf, um jenes Leuchten in den Dingen zu entfachen, dem seine ganze Suche gilt. Heute mag diese Chance hauchdünn sein; sie hängt ebenso davon ab, daß der erotische Trieb jene Nüchternheit erlangt, die ihn gegen die falsche Fülle im Konsumreich gefeit macht, wie davon, daß die nüchterne Intelligenz jenes Feuer in sich aufnimmt, das in ihr die unentwegte Polemik gegen die Diktatur der Regel entzündet.

Keine Frage: jeder Rückzug ins Idyll, ob ländlich oder städtisch, kehrt dieser Chance den Rücken, und gleich blind ist gegen sie die Selbstbehauptung des Politikers. Die linken Bürokraten haben vergessen, daß zu den tödlich verdinglichten Verhältnissen, die abzuschaffen wären, auch die Politik gehört; und unsere alternativen Idylliker schaffen lieber gleich das Denken ab. Dies ist der Zustand, in dem ein Buch wie das von Annie Le Brun keine Aufmerksamkeit findet, ein Sachverhalt, der dem Feminismus hierzulande das Armutszeugnis ausstellt. Er ist am Ende. Auch hier gilt der Aufruf: Desertiert! Laßt alles fahren!

Verdient hätte das Buch freilich eine bessere Übersetzung. Trotzdem gehört es zum Kreis der Bücher, die umso wichtiger sind, je beständiger sie ignoriert werden.

Konkret 04/84, S. 106

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Uwe Johnson ist tot. Marcel Reich-Ranicki ist unverwüstlich:

Bewundernswert die Willenskraft dieses sonderbaren Menschen, der dem Alkohol nicht

widerstehen konnte und dennoch ein spätes Meisterwerk zu schaffen vermochte. Er hat sich selbst zerstört, aber es ist ihm gelungen, . uns diesen vierten Band zu schenken.

Das ist wortwörtlich wahr: Reich-Ranicki bekam ein Rezensionsexemplar, kostenlos, sozusagen: geschenkt. Und weil man dem geschenkten Meisterwerk nicht hinter die Kiemen schaut, haben wir, Reich & Ranicki, das Buch behalten, obwohl man von Besoffenen sich nichts schenken lassen soll, denn sie wissen nicht, was sie tun. Der aufregend neuen Erkenntnis, daß Alkoholgenuß und Dichtung sich finden können, folgt leider die noch ältere nicht: Auch ein nüchterner Schmock bleibt ein Schmock.

Also Randerscheinungen wie Kanzlersturz, Atomraketen, verbrannte Häftlinge u. ä. hat er ja noch mitgemacht, aber jetzt, bei der steuerlichen Absetzbarkeit von Bußgeldern, da streikt unser Theo:

Was sind wir doch für ein merkwürdiger Staat, was für eine sonderbare Gesellschaft. Da jammert alles über die Selbstbedienungsmentalität der Interessengruppen, über die Korrumpierer und die Korrumpierten, die nach Flick-Muster ihr Schäfchen ins trockene zu bringen versuchen, über den Verlust des Maßstäblichen in so vielen öffentlichen Dingen,

und dann das! Was soll man sagen?

Der Bürger faßt sich an den Kopf.

Ob das hilft? Solange der Bürger das Maßstäbliche der Wachsamkeit von Hauptschriftleitern überanwortet, die Schäfchen zählen, während die Küstenräuber des Kapitals ihr Schepchen (plattdeutsch für: Schiffchen) aufs Trockene ziehen, und der Bock, den sie zum Hirten gemacht haben, der einzige bleibt, den sie nicht schießen, ist auch der Kopf kein rettender Anker. Gell, Theo?

Doch, sonderbare Gesellschaft, sonderbare Menschen, gerade dieser Körperteil macht ihnen Kopfzerbrechen. Die unteren Extremitäten sind zum Treten da, die oberen zum Handaufhalten, das wissen sie genau, jetzt muß endlich dieses kugelrunde Ding da oben seiner Bestimmung übergeben werden. Herausgeber F. U. Fack von der »Frankfurter Allgemeinen« macht einen Versuch.

Strauß redet von der Quasi-Einstellung des Schießbefehls sowie dem Abbau der Todesmaschinerie an den Grenzen, als ob es sich um Tatsachen handele.

(Nun hat schon mal einer dieser Teilalphabeten den Mut, einen Konjunktiv ZU gebrauchen, und dann ist es der falsche, so'n Pech! Aber das nur nebenbei; den paar Leuten, die noch wissen wollen, warum es »handelte« hätte heißen müssen, kann ichs Montagabend bei Cuneo erzählen.) Strauß also redet daher und

Zeyer setzt im Ergebnis Frankreich mit den östlichen Zwingherren gleich. Man faßt sich an den Kopf.

Und greift ins Leere. Vielleicht wenn sie sich oder, besser noch, wir ihnen mal anderswo hingriffen... .

Die »Welt am Sonntag« freut sich für ihre Freunde:

Bestes Nachkriegs-Jahr der Wirtschaft in USA

Die Zeile sollten sie nicht wegschmeißen. Für die USA ist jedes Jahr das erste nach einem Krieg und das erste ist unter weniger als zwei häufig das beste. Die Meldung der »WamS« hat das Zeug zum »running gag«.

Ein Bilderrätsel:

Vielleicht ist Bissigkeit notwendig und gar das Salz in der Suppe unseres manchmal kläglichen Geschäfts, aber dann bitte nicht mit falschen Zähnen.

Rebus sie stans: Die Zähne sind also das Salz in der Suppe des Geschäfts. Das kläglichste Geschäft ist der Journalismus. Die Suppe dieses Geschäfts ist das Feuilleton. Das Salz im Feuilleton ist die Bissigkeit. Die Bissigkeit ohne falsche Zähne ist das Geschäft der versalzenen Suppe? Der Zwei-Phasen-Reiniger ist vielleicht, bitte? So kriegen wir das nie raus.

Irgendwo muß doch kleingedruckt die Lösung stehn - da, richtig: F. J. Raddatz. Hätt ich auch gleich draufkommen können.

Da Udo die Welt seit Monaten vergeblich fragt, wozu Kriege da sind (und wenn ihm das nicht bald jemand beantwortet, geh ich hin und sags ihm), freut man sich umso mehr, aus einem Leserbrief in der »Frankfurter Allgemeinen« zu erfahren, wozu denn Computer da sind:

Karl Alfred Odin hat in der □ FAZ« die moderne computergestützte philologische Arbeit am Text des Neuen Testaments im Fachinstitut in Münster unter dem Professor Aland fesselnd geschildert. Ergänzend ist zu melden, daß am □ Institute for Antiquity and Christianity« in Claremont (Kalifornien) durch großzügige Spenden der Stiftung der Computer-Firma Packard zur Zeit die restlichen sieben Bände der koptischen Nag-Hammadi-Texte (Oberägypten, 4. Jahrhundert, gnostischen Inhalts) durch den YBICUS-Computer kritisch behandelt und herausgabefertig bearbeitet werden. Derselbe Computer erstellt auch die analytische Konkordanz zur Revised-Standard- Version der Bibel.

Man darf gespannt sein, ob der YBICUS auch den melting point von Dornbüschen sowie das spezifische Gewicht von Leuten errechnet, die auf dem Wasser gehen konnten (Kleinasien, 1. Jahrhundert, nassen Inhalts).

Ein halbes Jahr hat es gedauert, bis der Verlag Gruner + Jahr dem Peter Scholl-Latour (»Allah ist mit den Standhaften«) draufgekommen ist, daß er gar nicht schreiben kann, sondern

Mißstände unter den Teppich kehrt oder im eisigen Schweigen erstickt.

Da sie mit Scholl-Latour jedoch einen Vertrag über fünf Jahre geschlossen hatten und ihn deshalb nicht rausschmeißen konnten, versetzten die Verleger den Chefredakteur vom »Stern« zur Abteilung elektronische Medien - das sind die, bei denen man, irgendwo im Tschad an einen Affenbaum gelehnt, durch bloße Präsenz im exotischen Raumtiefe Eindrücke im heimischen Wohnzimmer hinterläßt. Sein Gehalt (jährlich 1,5 Millionen Mark) durfte Scholl-Latour behalten. Allah ist mit den Standhaften. Und Gott is mit die Doofen.

Die Zeitschrift des Bundeswehr-Verbandes macht sich Sorgen:

Verwendungsstau im Heer verschärft/Lösung des Verwendungsstaus?

Die Vermutung, daß steckengebliebene Reisende von der Autobahn eingesammelt und gemustert werden sollen, geht ebenso fehl wie die Annahme, für Bundeswehr-Soldaten gäbe es so viel Verwendung, daß sie mit Schießen, Exerzieren, Bettenbauen und staatsbürgerlichem Unterricht gar nicht nachkämen. Andersrum wird ein Knobelbecher draus: Es gibt in der Bundeswehr mehr Männer, die Hauptmänner werden wollen, als Hauptmannsstellen. Man sieht, wie wichtig jetzt so ein kleiner bis mittlerer Krieg wäre.

Elisabeth Noelle-Neumann, früher für Goebbels und heute erst recht für Deutschland tätig, fürchtet sich vor garnix:

Die Bevölkerung ist bemerkenswert realistisch, wenn es sich um die deutsche Einheit und die Verhältnisse im zweiten deutschen Staat handelt. Im Zweifelsfall scheint ihr ein □ Verharren im Wartesaal der Geschichte« den gegenwärtigen Verhältnissen am besten angemessen. Nation, sagt Reiner Kunze, sei das Gedächtnis des Volkes. Ihr Gedächtnis wollen die Deutschen in der Bundesrepublik offenbar nicht preisgeben.

Und da hastet Frau Noelle nicht gleich aus dem Wartesaal und springt auf den ersten Zug Richtung... ja, wo soll man noch hin? Franco ist tot, Salazar gestürzt, selbst in Bolivien ist es nicht mehr, wie's mal war. Vielleicht ist Allensbach am Bodensee den gegenwärtigen Verhältnissen am besten angemessen. Den gegenwärtigen Gedächtnissen ganz gewiß.